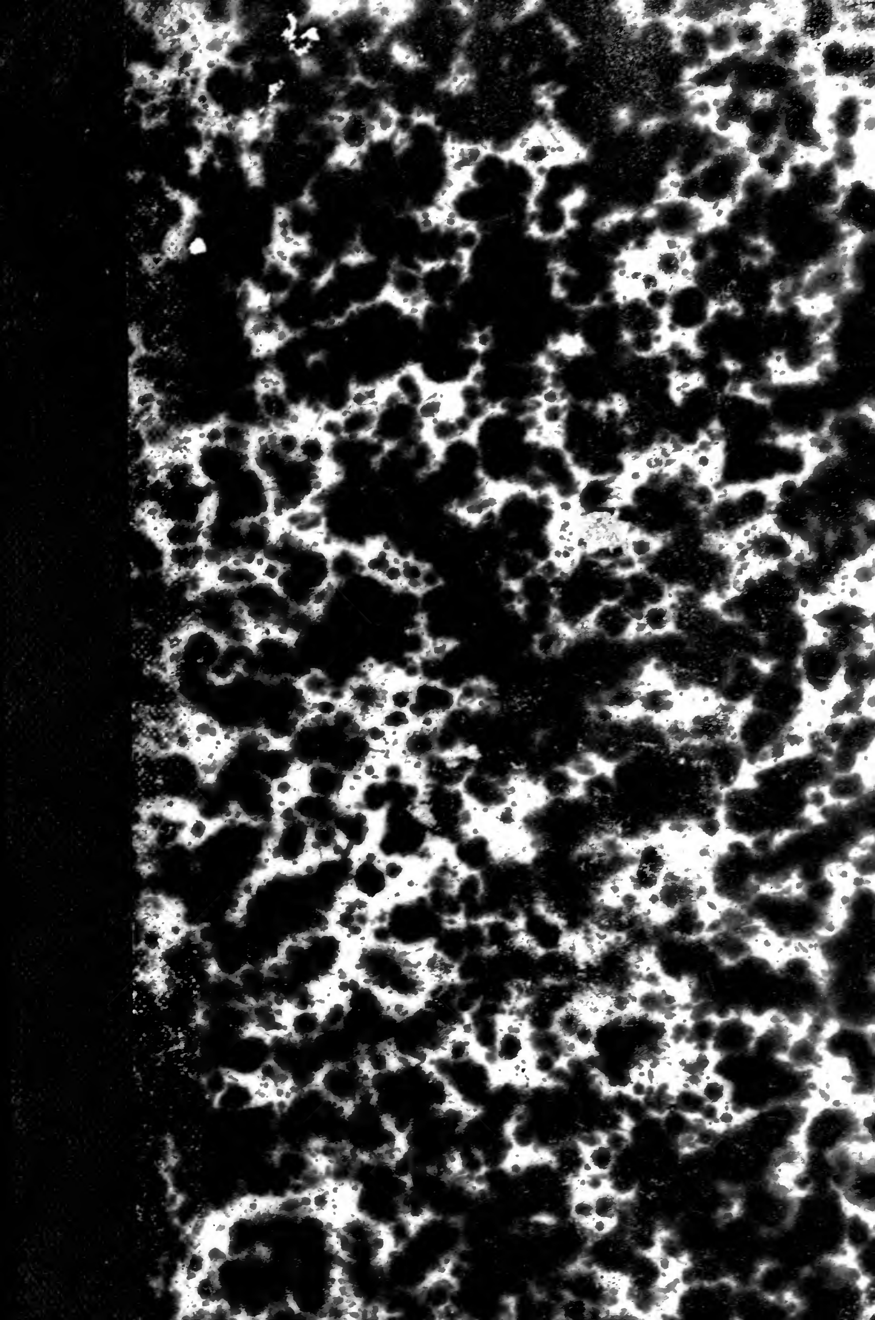




Zweites bischöfliches Wort

an

die Protestanten Deutschlands,

zunächst an diejenigen meiner Diöcese,

über die

zwischen uns bestehenden Controverspunkte

von

Dr. Konrad Martin,
Bischof von Paderborn.

Paderborn,
Verlag von Ferdinand Schöningh.
1866.

Dem theuren

Klerus der ehrwürdigen Diöcese Paderborn

in herzlicher Liebe

gewidmet.

Vorwort.

Meinem „Bischöflichen Worte“ (einem Worte nicht des Angriffs, sondern der Vertheidigung gegen den Angriff), das so viele andere theils mißwollende, theils auch wohlwollende Worte hervorgerufen hat, muß ich jetzt noch ein Zweites Wort nachsenden. Der Zweck, dem ich dienen wollte, ist zu groß und heilig, als daß ich mich nicht hier besonders erinnern lassen sollte an die Mahnung des Apostels: insta opportune importune — „halte damit an, es sei gelegen oder ungelegen“*). Der göttliche Stifter des Christenthums hat seinen Willen, daß alle Bekenner seines Namens Eins sein sollen, zu deutlich ausgesprochen. Und wer daher zur Vereinigung oder Wiedervereinigung der getrennten Christen nicht alles beiträgt, was er dazu beitragen kann, sollte wenigstens kein Aufhebens machen von seinem Christenthume und noch viel weniger von seiner christlichen Liebe. Diese fordert nun einmal Vereinigung, sie fordert den Frieden, nicht den falschen oder den bloßen Scheinfrieden, sondern den ächten und rechten, der nur in der Wahrheit zu finden ist. Denn „die Wahrheit“ sagt Christus, „wird Euch frei machen“. Und wer daher für die Wahrheit arbeitet, wer bei den getrennten Christen Vorurtheile zu heben, irrige Ansichten zu berichtigen, Mißverständnisse aufzuklären sucht, nur der arbeitet auch für den Frieden. Und daß dieses der alleinige Zweck, der mir bei meinem ersten sowohl,

*) 2. Timoth. 4, 2.

wie bei diesem meinem zweiten Worte die Feder geleitet hat, das bezeugt mir mein Gewissen. In diesem guten Bewußtsein habe ich alle lästernden und verlästernden Reden ruhig über mich ergehen lassen und werde es auch ferner. Ich wußte schon lange, daß bei manchen Menschen die Wahrheit Haß erzeugt, und daß man überhaupt zum Frieden nur durch Kampf gelangen könne.

Lasset Euch daher, geliebte protestantische Freunde, durch die polternden Schmäh- und Lästerworte, womit man meine redlichen Absichten so entsetzlich verdächtigt hat, in Eurem guten Vertrauen zu mir nicht beirren. Vertrauet meiner ehrlichen Versicherung, daß nur Liebe, und nichts als Liebe mich gedrängt und getrieben hat, gerade so zu Euch zu reden, wie ich es gethan; und daß ich mich überhaupt so gesinnt weiß, daß ich eher Alles über mich ergehen lassen wollte, ehe ich die Liebe, dieses erste und größte christliche Gebot, durch irgend einen Federstrich oder irgend ein Wort wissentlich verletzten sollte.

Von solch' einem Vertrauen beseelt, nehmt, geliebte Freunde, diese Schrift in die Hand und leset sie; aber leset sie nicht etwa nur theil- oder stückweise, sondern leset sie ganz, von Anfang bis zu Ende. Leset und prüfet. Leset mit Unpartheilichkeit, wie es Euer allein würdig ist, und prüfet mit Sorgfalt. Mehr verlange ich von Euch nicht. Ich habe zu viele edle Seelen unter Euch kennen gelernt — und deren, die ich nicht kenne, ist gewiß eine noch weit größere Zahl —, als daß ich nicht, wenn Ihr so die Euch gewidmete Schrift leset, mir davon für den obengenannten schönen und heiligen Zweck eine gute Wirkung versprechen sollte. Und Gott gebe, daß ich in dieser Hoffnung mich nicht täusche!

Erstes Gespräch.

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft“
„Des Menschen allerhöchste Kraft“.
(Goethe.)

Es war in der ersten Hälfte des wunderschönen September-Monats des letzten Jahres, wo ich auf einem gräflichen Schlosse einen längst versprochenen Besuch abstattete. Das Schloß, das ich, um nicht indiscret zu erscheinen, mit einem erdichteten Namen Schloß Steinfels nennen will, hat eine allerliebste Lage: nach der einen Seite hin ein wohlbestandener schattenreicher Wald, nach der entgegengesetzten Seite herrliche Gärten und Parkanlagen, und in weiterer Ferne wieder waldgekrönte Anhöhen, abwechselnd mit anmuthigen Thälern und reichen Baumwiesen, kurz alle Reize eines angenehmen ländlichen Aufenthaltes so nahe, als nur möglich beisammen. Mir war dieser ländliche Aufenthalt doppelt angenehm; denn er diente mir zugleich zur Erholung und ihrer fühlte ich mich damals gerade sehr bedürftig. Das größte Behagen aber empfand ich im ungestörten gemüthlichen Umgange mit dem edlen Besitzer des Schlosses, den ich mit einem ebenfalls erdichteten Namen den Grafen Julius nennen will. An ihm, kann man in Wahrheit sagen, ist jeder Zoll ein Edelmann,

aber in des Wortes bester Bedeutung. Eine ächt deutsche und kernhaft tüchtige Natur, ein festes Halten auf die ererbten Grundsätze von Recht und Ehre, ein männlich gesetztes, biederes und gerades Wesen in Verbindung mit einer aufrichtigen Frömmigkeit, einer herzlichen, oft mit Opfern bethätigten Theilnahme an den Interessen der hl. Kirche, so wie eine edle, selbst durch Undank nicht zurückgestoßene Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende, solche Eigenschaften und Vorzüge zeichnen ihn aus und umgeben seinen ererbten Adel der Geburt mit dem noch schönern erworbenen Adel, dem Adel des Herzens und der christlichen Tugend. Und je mehr man ihn kennen lernt, desto mehr lernt man diese Vorzüge an ihm schätzen. Wenigstens kann ich von mir selbst sagen, daß meine Verehrung gegen ihn durch den nähern Umgang, den ich mit ihm gepflogen, eher zu-, als abgenommen habe; und der Menschenkenner weiß, was damit gesagt ist. Freilich, wo Licht ist, da ist in der Regel auch Schatten, und neben diesen leuchtenden Vorzügen sieht man einige, wie soll ich sagen? unangenehm auffallende Eigenheiten oder Wunderlichkeiten. Unter anderem ist Graf Julius bei seinem sonstigen streng kirchlichen Sinne und seiner großen Verehrung für die religiösen Orden im Allgemeinen doch kein allzu großer Bewunderer der Gesellschaft Jesu, oder wie er sich selbst auszudrücken pflegt, „unserer heutigen Jesuiten“, über deren Wirken und Leistungen er vielmehr sich mitunter sehr unbillige, ja ungerechte Urtheile erlaubt. Ihre Predigten z. B. wenden sich seiner Meinung nach zuviel an den Verstand und zu wenig ans Herz, er findet sie überhaupt zu vernunftmäßig und mit Herbeiziehung von zuviel Vernunftgründen beweisend. „Wozu“, rief er

eines Tages, als er so recht ins Feuer kam, aus, „wozu dieses ewige Demonstriren? Von denen, die die Predigten besuchen, darf man ohnehin annehmen, daß sie einfach glauben und für sie sind also alle derartige Beweise reinweg überflüssig. Ja, fuhr er fort, und wären sie für sie auch nur überflüssig! Aber, indem sie etwaige Zweifel beseitigen oder ihnen vorbeugen sollen, regen sie bei den guten Zuhörern manchmal noch Zweifel an, und wie man zu sagen pflegt, daß ein Narr mehr fragen kann, als zehn Gescheidte beantworten können, so sind die Geister des Zweifels leichter herbeigerufen, als wieder verbannt. Ich wenigstens fühle, so oft ich derartige Predigten anhöre, ein gewisses Mißbehagen, und gehe, wenn ich sie gehört habe, meist ganz unerbaut und kalt aus der Kirche wieder heraus.“ Darüber kam es denn zwischen uns oft zu allerhand Erörterungen. Ich suchte, wenn er an den edlen Ordensmännern so seine üble Laune ausließ, ihm begreiflich zu machen, wie seine Urtheile theils schief und einseitig, theils geradezu unrichtig seien, wie er nicht alle Menschen gerade immer nach sich beurtheilen müsse, wie dasjenige, was ihm mißfällig, von vielen Andern mit vollem Beifall aufgenommen werde und ihrem Glauben zur Stärkung diene, wie nothwendig es heut zu Tage sei, selbst die anerkannten religiösen Vernunftwahrheiten, da sie von so Vielen verworfen werden, immer und immer wieder in Erinnerung zu bringen, wie man in Verkennung und Mißachtung der wirklichen Verdienste dieser Ordensmänner nicht mit den abgesagtesten Feinden unsrer Kirche Hand in Hand gehen dürfe, und was dergleichen Vorstellungen mehr sind. Meist gelang es mir, seine launigte und grillenhafte Mißstimmung dadurch zu beschwichtigen, ich überredete ihn wenigstens,

wenn ich ihn auch nicht vollkommen überzeugte und unsre Dispute nahmen gewöhnlich einen heitern und scherzhaften Ausgang, so daß das Vergnügen unseres Zusammenseins durch solche Eigenheiten und Wunderlichkeiten nicht im geringsten gestört zu werden pflegte. Als die anfänglich festgesetzte Frist meines Aufenthaltes auf besagtem Schlosse beinahe verstrichen war und ich schon die Vorbereitungen zu meiner Abreise traf, ward dem Grafen der Besuch zweier Jugend- und Studien-Freunde angemeldet. Sie sind ihm von mütterlicher Seite her noch entfernt verwandt, und da die jugendliche freundschaftliche Liebe bis ins spätere Alter ungeschwächt und ununterbrochen unter einander fortbestanden, fand ein öfterer wechselseitiger Verkehr unter ihnen statt. Obgleich die beiden angemeldeten Gäste Brüder und ihrem religiösen Bekenntnisse nach beide Protestanten sind, so sind sie doch in ihren Gesinnungen und besonders in ihrer religiösen Denkweise sich einander sehr unähnlich. Der eine von ihnen, den ich Hofrath Alfred nennen will, zählt zu den sogenannten Frommen im Lande, ihm ist die Religion wirklich eine Herzenssache und auch in den gewöhnlichen Unterhaltungen lenkt er gern das Gespräch auf sie hin, wobei sich denn freilich zeigt, daß seine religiösen Begriffe und Erkenntnisse oft nicht eben so klar und geordnet sind, als sein Interesse für Religion warm und lebendig ist. Vielleicht dürfte man ihn seiner religiösen Denk- und Sinnesweise nach am richtigsten mit den Männern der „Kreuzzeitung“ vergleichen: dasselbe dringende religiöse Bedürfniß, dieselbe positive religiöse Richtung, dieselben religiösen Grundanschauungen, auch ungefähr dieselbe Anschauungsweise katholischer Lehren und Einrichtungen, nur daß die versteckten Angriffe auf die katholische

Kirche, die das genannte Blatt sich mitunter erlaubt, ihm höchst zuwider sind und daß seine Anerkennung katholischen Wesens, wo sie stattfindet, ehrlicher und aufrichtiger erscheint.

Der Andere, seinem Range und Titel nach Commercien-Rath, zeigt sich mehr als Welt- und Lebemann. Er ist kein Gegner der christlichen Religion, aber er will sie zwischen die vier Mauern einer Kirche eingeschlossen wissen und überhaupt betrachtet er sie mehr, ich möchte sagen, als eine Art Arznei, die man nur mit Widerwillen zu sich nimmt, wenn man sich schlecht befindet, als Nothanker, woran man in den Stürmen des Lebens sich anklammert, und wenn's hoch kommt vielleicht auch noch als Nothbehelf zur Regierung der Staaten und zur Leitung der menschlichen Gesellschaft; denn, was den letzten Punkt betrifft, scheinen seine Ansichten noch schwankend, indem ihm manchmal auch wohl das Ideal eines Staates ohne Religion vorschwebt. Außerhalb dieser Grenzen erkennt er die Religion nicht an, und will er wenigstens von ihr nicht geredet wissen. Uebrigens gehört er zu denjenigen Protestanten, die die Augsburgische Confession und das Tridentinische Glaubensbekenntniß so ziemlich auf gleiche Linie stellen, und für welche die confessionellen Unterschiede so gut wie gar nicht existiren. Feste religiöse Principien und Grundsätze hat er überhaupt nicht, er neigt sich bald dieser bald einer andern religiösen Ansicht zu, ist also, was man so nennt, in der Religion ein Eklektiker und, was die göttliche Wahrheit des Christenthums betrifft, so läßt er sie mehr nur auf sich beruhen, als daß er sie entweder entschieden bekännte oder sie geradezu leugnete. So ungefähr hatte ich mir nach den Schilderungen meines gräflichen Gastfreundes seine beiden Vettern vorgestellt, und so lernte

ich sie später auch aus eigener Beobachtung kennen: denn die Bitte des Grafen, daß ich doch meine Abreise bis zu deren Ankunft verschieben möchte, ward allzu dringend und liebevoll ausgesprochen, als daß ich ihr hätte widerstehen können. Ich verweilte nach der Ankunft der beiden Gäste noch volle acht Tage auf Schloß Steinfels, verkehrte aber während dieser Zeit mit der Gesellschaft nur in den späten Nachmittags- oder Abendstunden; denn die Bedingung, daß ich die übrige Zeit des Tages zur freien Verfügung behielt, hatte man mir zugestanden. Wir fanden uns jedesmal am späten Nachmittage um die festgesetzte Stunde, unter einer mächtig großen alten Eiche zusammen und saßen hier auf wohlangebrachten artigen Ruheplätzen in aller Gemüthlichkeit zu traulichen Unterhaltungen einander gegenüber. Daß diese Unterhaltungen sich nicht aufs Gebiet der Politik verloren, war mein Verdienst; denn „ein politisch Lied, ein garstig Lied“, das war nun mal auch mein Leibwort, worüber ich meinem verehrten gräflichen Freunde gegenüber mich wiederholt unumwunden erklärt hatte; daß aber in diese Unterhaltungen die Religion hineingezogen wurde, war das Verdienst des Hofrath Alfred, der gleich am ersten Abende unseres Zusammenseins, nachdem wir die üblichen Grüße gewechselt und das Gespräch sich lange genug in leeren Allgemeinheiten herumbewegt hatte, die sonderbaren Worte an mich richtete: Credo, quia absurdum est (ich glaube, weil's unvernünftig). Ich schenkte den Worten anfangs keine weitere Beachtung, fuhr vielmehr fort, die früheren gleichgültigen Gespräche weiter auszuspinnen, worüber besonders der Commercien-Rath sehr vergnügt schien. Als aber Hofrath Alfred nach der ersten eingetretenen Pause die besagten

Worte, wieder zu mir hingewendet, mit einem gewissen feierlichen Nachdrucke wiederholte, glaubte ich nicht mehr ausweichen zu dürfen und so entspann sich zwischen uns ein Gespräch, dessen Verlauf und wesentlichen Inhalt ich meinen lieben Lesern nachstehend so treu als möglich mittheilen will.

Sie setzen mir, geehrter Herr Hofrath, etwas sehr stark zu, erwiederte ich nach einem kurzen Besinnen; zwar lassen Ihre Worte auch einen Sinn zu, den ich mir wohl gefallen lassen kann; und in diesem Sinne gebraucht finde ich sie oder ähnliche Ausdrücke auch schon bei den ältern kirchlichen Schriftstellern. Nur fürchte ich, Sie wollen die Worte nicht in ihrem guten, sondern in ihrem schlechten Sinne verstanden wissen. „Erklären Sie sich", versetzte er hastig „über das, was Sie den guten und schlechten Sinn meiner Worte nennen, doch etwas deutlicher. Ich hoffe, daß wir uns doch noch verständigen werden." Der gute Sinn Ihrer Worte, fuhr ich weiter fort, ist schnell ausgesprochen. Ich setze nämlich voraus, daß Sie mit dem Credo das christliche Credo meinen und Ihre Worte kann man dann als eine etwas starke Bezeichnung des Gedankens nehmen: die Wahrheiten des christlichen Glaubens sind der menschlichen Vernunft unzugänglich, unerfaßlich, anstößig, ja sie sind für sie ein wahres Kreuz, sie erscheinen ihr, wie die hl. Schrift sich ausdrückt, als eine Thorheit; aber gerade in dem, was menschlich betrachtet, thöricht ist, erkennt der Christ mit dem Auge des Glaubens eine erhabene, göttliche Weisheit. Nehmen Sie Ihre Worte: „ich glaube es, weil es unvernünftig" in diesem Sinne, so habe ich dagegen nicht das Mindeste zu erinnern. Denn ich für meinen Theil würde eine göttliche Offenbarung (und in der christlichen Offenbarung er-

kennen wir beide doch die vollendete göttliche Offenbarung) sofern sie mir nichts offenbarte, als was ich ohnehin mit meiner Vernunft erreichen könnte, für ein, wenn nicht überflüssiges, doch sehr wenig dankenswerthes Geschenk halten, und betreffend die Anmaßung der sogenannten Rationalisten, welche nach Anweisung ihres Großpapa Kant die Geheimnisse der christlichen Offenbarung in lauter Vernunftwahrheiten auflösen und die ganze geoffenbarte Religion „innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft" bannen wollen, so würde man sie, wäre die Sache nicht allzuernst, nur höchstens belächeln können. Ich nenne es, mit der menschlichen Vernunft Götzendienst treiben, wenn man sie als das Maaß hinstellt, wonach alle Dinge, die im Himmel und auf Erden sind, sollen gemessen werden. Diese anmaßliche Vergötterung der Vernunft führt zuletzt zur puren Unvernunft, gleichwie die Freiheit, die keinen Zügel dulden will, sich in Knechtschaft verwandelt. „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein", sagt der Dichter; d. h. seine Freiheit, als die Freiheit eines Geschöpfes, hat ihre gewiesenen Grenzen, und wenn sie diese überschreitet, wird sie unfrei; und ebensowenig ist der Mensch geboren, mit seiner beschränkten Vernunft Alles, was im Himmel und auf Erden ist, auszumessen und zu ergründen und wenn er sich mit seiner Vernunft über die ihr von Gott gesetzten Grenzen tollkühn hinauswagt und gleichsam nach Gottgleichheit strebt: so ist er auf dem besten Wege, in seiner angemaßten Gottgleichheit ein Narr zu werden. Die massenhaften Beweise dafür liefert uns die Geschichte der Philosophie, wo man so oft die Systeme der Alles-Wisserei in die Systeme der Nichts-Wisserei auslaufen sieht, die keckſten, himmelstürmenden, positiven

Behauptungen in die kläglichste und erbärmlichste Zweifelsucht, in einen Zweifel, der sogar an seinem eigenen Dasein zweifelt. O glauben Sie mir, lieber Herr Hofrath, jene eitle Anmaßung, deren zweites Wort immer das Wort Vernunft ist, womit sie, wie mit einem leichten Zauberworte das Wunder und das Geheimniß bannt, die sich auf's hohe Pferd setzt und mit verächtlichem Blick auf Alles herabsieht, zu dem wir übrigen Menschenkinder mit den Menschen aller Jahrhunderte in Verehrung hinaufsehen — die ist mir unter Allem, was mir widrig ist, am meisten zuwider; und ich bin gar oft versucht, unsern modernen Afterweisen zornig die Worte eines älteren wahren Weisen zuzurufen: „Bringt doch wenigstens, wenn ihr über so ernste und erhabene Dinge, wie die Geheimnisse der christlichen Religion sind, verhandeln wollt, den Anstand, die Würde und den Ernst mit, womit diese Dinge behandelt sein wollen. Mit euren hingeworfenen halben Worten, mit eurer vornehmen Philosophenmiene und eurem Kopfschütteln, mit euren schaalen und leichtfertigen Witzen oder Scherzen sind solche Sachen nicht abgethan. Ihr, die ihr die Vernunft und Wissenschaft allein gepachtet haben wollt, und die ihr euch in alle Geheimnisse einzudringen anmaßt, erklärt mir doch, wenn ihr's könnt, nur die euch ringsumgebenden Geheimnisse der Natur, erklärt mir z. B. das, was ihr Elektricität, Magnetismus oder Galvanismus u. s. w. nennt, oder erklärt mir das organische Leben, die wunderbare Wechselwirkung zwischen Seele und Leib; denn bloße Worte oder Namen sind doch noch kein Erklären oder Begreifen. Sind euch aber diese Dinge, die euch so vor Augen liegen, unerklärliche Räthsel, wie könnt ihr euch vermessen, über die viel

erhabneren, göttlichen Dinge abzusprechen oder Gott Gesetze vorzuschreiben und ihm zu sagen, was er euch offenbaren soll oder nicht; was ihr ihm glauben und was ihr ihm nicht glauben wollt"! Kurz, Herr Hofrath, Ihr Widerwille gegen den Rationalismus, diesen modernen Götzendienst der Vernunft, kann gewiß nicht größer sein, als der meinige ist; und wenn daher durch Ihre oben genannten Worte „credo, quia absurdum est" über ihn das Verwerfungsurtheil ausgesprochen sein soll, so bin ich der Erste, der sie ganz aufrichtig unterschreibt. Ich gehe vielleicht in diesem Punkte noch weiter als Sie, und erachte das Unergründliche und Unbegreifliche der Glaubenswahrheiten nicht nur für etwas Zulässiges, sondern auch für etwas sehr Nützliches und Nothwendiges. Und warum? Weil erstens dieses Unergründliche und Unbegreifliche in den Glaubenslehren dem Glauben selbst sein Verdienst verleiht. Denn das zu glauben, was man gleichsam mit Augen sieht und mit Händen greifen kann, das ist doch wahrlich nichts Besonderes. „Selig sind", sagt unser Heiland, „die nicht sehen und doch glauben." Und in diesem Sinne wendet sehr passend der hl. Franz von Sales auf den Glauben die Worte des hohen Liedes an: „Meine Braut ist schwarz, aber schön." Der christliche Glaube ist „schwarz", nämlich dunkel; denn o wie dunkel und unbegreiflich sind nicht diese Geheimnisse: ein Gott als Kind in Windeln gehüllt; ein Gott, am Kreuze sterbend, und o wie schön sind nicht zugleich diese Geheimnisse; wen rührte nicht eine solche Liebe, wem erweiterte sich nicht das Herz beim Gedanken, daß er so von Gott geliebt werde! Und wie schön und herzerhebend ist es nicht, solche Geheimnisse zu glauben! Zweitens sind solche Unbegreiflich-

keiten des Glaubens für uns nützlich, weil es für uns nützlich ist, gedemüthigt zu werden. Ja, wenn es etwas Nützliches und Heilsames für uns giebt, so ist es dieses. Erleuchtet zu werden, ist gut, aber gedemüthigt zu werden, ist für uns noch besser, als erleuchtet zu werden, denn die schlimmste und gefährlichste Wunde, die die Sünde uns geschlagen hat, ist der Stolz. Wir sind von Natur immer geneigt, uns zu erheben; immer wollen wir das Joch der Auctorität, durch die unsere Seele geleitet werden soll, von uns abwerfen und uns selbst Auctorität sein; unsere Vernunft will sich von nichts leiten lassen, als von ihrem eigenen Lichte, unser Wille will keinem Gesetze folgen, als dem Gesetze seiner Neigungen. Das also ist unsere Krankheit; unsere beiden geistigen Hauptvermögen, unsre Vernunft und unser Wille sind krank durch den Stolz, durch die Sucht, sich stolz zu erheben; und sie können nur geheilt werden, wenn sie gedemüthigt werden, d. h. wenn sie sich einer höheren Regel, wenn sie sich Gott unterwerfen. Ich unterwerfe aber Gott meinen Willen, wenn ich thue, was er will, eben weil er es will, wenn es meinen Neigungen auch noch so entgegengesetzt ist, und ich unterwerfe Gott meine Vernunft, wenn ich glaube, was er sagt, eben weil er es sagt, wenn es an sich mir auch noch so wenig glaubwürdig und meinen menschlichen Begriffen noch so wenig entsprechend ist. Und je schwerer und mehr entgegengesetzt meinen Neigungen dasjenige ist, was ich nach dem Willen Gottes thue, und je unglaubwürdiger dasjenige ist, was ich auf das Wort Gottes hin glaube, desto vollständiger ist meine Unterwerfung, desto größer also meine Verdemüthigung und das Opfer, das ich Gott darbringe.

Die hl. Schrift nennt die Menschwerdung des Sohnes Gottes eine Selbstentäußerung, gleichsam eine Vernichtung seiner selbst. Diesem ganz unbegreiflichen Liebesakte Gottes muß doch auch von meiner Seite etwas entsprechen, was wie ein Opfer aussieht; ein vernichteter Gott und Geschöpfe, die stolz ihr Haupt erheben, stimmt nie und in Ewigkeit nicht zusammen. Und hätte daher der menschgewordene Gott uns nicht schwere, unsern natürlichen Neigungen ganz entgegengesetzte Dinge zu thun befohlen und hätte er uns nicht ebenso große, schwer zu glaubende oder unglaubwürdige Dinge zu glauben gelehrt: so müßte man wünschen, daß er es gethan haben möchte, damit wir arme Menschen doch sein Opfer mit einem einigermaßen entsprechenden Opfer erwiedern und so für seine Liebe in etwa uns dankbar bezeigen könnten.

Endlich erscheint mir drittens das Uebervernünftige und Unbegreifliche unserer hauptsächlichsten christlichen Glaubenslehren geradezu als etwas Nothwendiges, als etwas, was ich mir davon schlechthin nicht wegdenken kann. Denn der hauptsächlichste Gegenstand, womit sich diese Glaubenslehren befassen, ist Gott, und wären daher die Glaubenslehren für uns begreiflich, so wäre es auch Gott. Aber ein begreiflicher Gott ist kein unermeßlicher, kein ewiger, unendlich mächtiger, unendlich gütiger und unendlich weiser Gott, d. h. überhaupt kein Gott. Will man daher den christlichen Gott nicht geradezu in einen Götzen und den christlichen Gottesdienst in Götzendienst verwandeln, so ist die nothwendige Folge, daß man die Forderung der Vernünftigkeit oder Vernunftmäßigkeit der geoffenbarten Wahrheiten als eine unvernünftige, unsinnige Forderung von selbst aufgeben muß.

Hofrath Alfred hatte mit Aufmerksamkeit und scheinbarer Befriedigung bis dahin mich angehört, aber durch Blick und Geberde schien er anzudeuten, daß er erwartete, ich würde über die Sache, die ihm so am Herzen lag, noch weiter fortfahren und ich würde darüber noch Stärkeres und Einschneidenderes sagen, und als ich daher hier inne hielt, entgegnete er nach einigem Besinnen: „Den platten und groben Rationalismus haben Sie, lieber Herr Bischof, recht gut verurtheilt: wie sieht es aber mit dem glatten und feinen aus? Ich wenigstens kann mich leider noch immer nicht des Verdachtes erwehren (religiöser Unterricht und Lectüre haben ihn in mir angeregt und mich darin bestärkt), daß Sie, Katholiken, in den Dingen der Religion mit der Vernunft eben so viel Mißbrauch treiben, wie mit der Freiheit des Willens. Sie lehren eine Erbsünde und sie lehren auch wieder keine; sie lehren sie dem Scheine nach und heben sie der That nach wieder auf. Denn hebt man die Erbsünde dadurch nicht thatsächlich auf, daß man, wie auf der einen Seite dem Willen des gefallenen Menschen noch die Macht der Wahl (nämlich der Wahl zwischen gut und böse), so auf der andern Seite der Vernunft noch die Fähigkeit höherer Erkenntniß läßt? Nein, da lobe ich mir doch meinen ehrlichen Luther, der mit dem katholischen Semi-Rationalismus ebenso gründlich aufräumt, wie mit dem katholischen Semi-Pelagianismus. Er läßt Euch Katholiken euren freien Willen und nimmt sich dafür die Gnade; er läßt euch eure ganze Vernunftweisheit und nimmt sich dafür die Weisheit oder vielmehr die Thorheit des Glaubens. Und daß ich Ihnen nur gleich mein offenes Bekenntniß ablege: ich bin gegen die sonstigen Vorzüge des Katholicismus gewiß nichts weniger als blind

und vor einem ehrlichen Bekenner desselben nehme ich immer noch meinen Hut ab; aber sein entsetzliches Pochen auf Willens-Freiheit und Vernunft werde ich ihm nie und nimmermehr verzeihen. Mein Losungswort ist: entweder Alles oder Nichts; entweder bekenne man ehrlich im Geiste Luthers und unserer symbolischen Bücher: der natürliche Mensch vermag in Beziehung auf seine höhere Lebensaufgabe gar nichts, aus seiner durch und durch verderbten Natur sprossen nichts als Disteln und Dornen, aus seinem natürlichen Willen nichts, als Sünde und Verkehrtheit, aus seiner natürlichen Vernunft nichts, als Irrthum und Lüge, kurz der natürliche Mensch ist in Beziehung auf die höheren Dinge nichts, als ein „Klotz oder Stein," — oder aber man rede mir nicht mehr von einem absoluten Erlösungs-Bedürfniß. Den natürlichen Willen mit der Gnade, die natürliche Vernunft mit dem übernatürlichen Glauben zusammenkoppeln, heißt in meinen Augen nichts, als Christus und Belial verbinden wollen! Die natürliche Vernunft weise man mit ihrem Erkennen dahin, wohin sie gehört; diese Welt der sinnlichen Erscheinungen und Erfahrungen, das ganze Gebiet der Natur und ihrer Gesetze, das bürgerliche, politische, sociale Leben, das ist die Domäne, wo sie schalten und walten mag; in den Dingen der Religion aber ist sie nicht stimmberechtigt. Jeder Schritt, den sie auf diesem Gebiete thut, ist ein Fehltritt. Oder was ist die Geschichte der Philosophie wohl anderes, als eine Geschichte ihrer Verirrungen, und welcher Verirrungen? der allermonströsesten, die man sich denken kann. Eine Giftmischerin, aus deren Taumelkelche sich die arme Menschheit nun schon seit Jahrhunderten und Jahrtausenden den Tod getrunken, hat es doch nachgerade verdient, daß ihr das Hand-

werk gelegt werde. Also nur kein Liebäugeln mit dieser, wie soll ich sagen, eigentlichen „babylonischen Dirne." Ueberall, wo sie in Absicht auf die religiösen Dinge ihre Hände ins Spiel steckt, jedesmal ist da eine Mißgeburt gewiß, und was mich betrifft, so sind mir Prediger oder Geistliche, die am glühenden Ofen stehen und im Schweiße ihres Angesichts körperliches Brot backen, tausendmal lieber, als solche, die durch ihre Vernünfteleien, ihr Philosophiren oder Speculiren das geistige Brot der Menschheit, ich meine den christlichen Glauben, zersetzen und verfälschen. Sehen Sie, Herr Bischof, da haben Sie mein offenes und rundes Bekenntniß, den klaren und wahren Sinn meines: „credo, quia absurdum est."

Solche Herzens-Ergießungen hatte ich natürlich nicht erwartet und die beiden anderen Freunde schienen dadurch ebenfalls eigenthümlich afficirt. Unserem edlen Wirth, Grafen Julius, leuchteten einige Male vor Freude die Augen, da ihm manches, was der Hofrath hier äußerte, wie aus der Seele gesprochen schien, was meine Leser, die sich an seine obenangedeuteten Wunderlichkeiten erinnern, gewiß nicht wundern wird. Doch war er im Grunde seines Herzens ein zu gläubiger und treuer Sohn der Kirche, als daß er, wo er sah, daß es sich hier um einen confessionellen Controvers-Punkt handelte, seinen Beifall nicht zurückgehalten hätte. Der Commercien-Rath dagegen schien sehr verdrießlich und machte einigemal seinem Mißvergnügen in herben Worten Luft. Waren ihm ja, wie wir wissen, religiöse Unterhaltungen überhaupt zuwider: und nun gar solche Reden, wodurch, wie er das eine Mal über das andere Mal unwillig ausrief, der gesunden Vernunft ins Angesicht geschlagen werde!

Ich dagegen faßte mich schnell wieder und sagte: Ich weiß Ihre Offenheit und Freimüthigkeit, Herr Hofrath, sehr zu schätzen und bin Ihnen dafür dankbar. Hätten doch Ihre Worte Alle hören können, die entweder die wahren Meinungen Ihrer Reformatoren, was das Verhältniß der Vernunft zur Religion und Offenbarung betrifft, feige und unehrlich vertuschen, oder die sich darüber in gänzlicher Unwissenheit befinden. Die ersteren könnten sich an Ihrer Ehrlichkeit und Freimüthigkeit ein Beispiel nehmen und die letzteren würden darüber wahrscheinlich sehr verwundert den Kopf schütteln. „Sind wir doch bisher," würden sie sagen, „der Meinung gewesen, unsre Reformatoren hätten der Welt ein neues Licht angesteckt, sie hätten die mittelalterliche Finsterniß verbannt und Vernunft und Wissenschaft wieder zu Ehren gebracht, und deshalb eben der lichtscheuen katholischen Kirche den Fehdehandschuh hingeworfen, und jetzt müssen wir hören, daß diese unsre bisherige Meinung nichts, als ein holder Irrthum sei, und daß nicht die Reformatoren gegen die katholische Kirche, sondern daß umgekehrt die katholische Kirche gegen die Reformatoren die Rechte der Freiheit, der Vernunft und Wissenschaft vertreten."

Dankbar, also, fuhr ich fort, bin ich Ihnen, Herr Hofrath, für Ihre offenen und ehrlichen Aeußerungen. Auch den Muth, womit Sie sich so kühn dem Strome der Tagesmeinung entgegen werfen und unsern stolzen Wortführern, die vor lauter Gerede von Vernunft nicht zur Vernunft kommen, den Krieg zu erklären wagen, kann ich nicht anders, als sehr schätzen und ehren. An Männern, die, durch Lob und Tadel der Menge nicht beirrt, offen und mannhaft für ihre Ueberzeugung einstehen, an

solchen charaktervollen Männern haben wir in unserer verschwommenen Zeit wahrlich keinen Ueberfluß, und überall, wo ich einem derselben begegne, drücke ich ihm voll Verehrung die Hand.

Im Uebrigen aber ist eine Offenheit und Freimüthigkeit der andern werth und so ungern ich Ihnen daher auch widerspreche, so bin ich doch eben um der Offenheit willen dazu gezwungen. In Ihren Auslassungen über die Vernunft sehe ich nur die Uebertreibungen eines mißverstandenen frommen Eifers und im Namen derselben Religion, wofür Sie eifern, muß ich dagegen feierlich protestiren.

Die Vernunft überschätzen und sie zu sehr erheben, ist vom Bösen und sie unterschätzen oder vielmehr in Absicht auf die höhern göttlichen Dinge ganz und gar wegläugnen, ist wieder vom Bösen. Im erstern Falle vergöttlicht man den Menschen, im zweiten Falle entmenscht und verthiert man ihn; denn was anders macht den Menschen zum Menschen, als seine göttliche Ebenbildlichkeit, und worin anders besteht seine göttliche Ebenbildlichkeit, als in seiner Vernunft und Willensfreiheit? Die Willensfreiheit aber wurzelt wieder in der Vernunft. Spricht man ihm daher diese ab, so hat man den Menschen im Menschen gründlich ruinirt. Wesen, deren Sinnen und Trachten nur Staub und die nicht anders können, als auf der Erde kriechen, solche Wesen nenne ich keine Menschen.

Sie können mit der Anerkennung der Vernunft als einer höhern Erkenntnißkraft des Menschen absolute Erlösungs-Bedürftigkeit nicht reimen, und ich kann mit der Verkennung der Vernunft als einer höhern Erkenntnißkraft die Erlösungsfähigkeit des Menschen nicht reimen. Ein „Klotz und ein Stein“ kann

nicht erlöst werden. Ich weiß es, lieber Herr Hofrath, Sie lieben die Religion und Sie glauben, daß durch Ansichten, wie Sie sie eben geäußert, ihr gedient werde; aber lassen Sie es mich aussprechen, solche Ansichten zielen folgerecht gerade auf die Zerstörung aller Religion, nicht nur der natürlichen oder der sogenannten Vernunftreligion, sondern auch der geoffenbarten.

Hofrath. Nun, da sagen Sie mir doch etwas sehr Neues.

Ich. Aber etwas sehr Wahres; und man kann es dazu noch mit Händen greifen; denn gibt es im gefallenen Menschen auch nicht einmal mehr einen Funken höherer Erkenntniß, und auch nicht einmal mehr die Fähigkeit zu solcher Erkenntniß, verhält er sich vielmehr gegen das Höhere, Göttliche nur wie „ein Klotz oder Stein": dann sehe ich erstlich nicht, wozu ihm eine göttliche Offenbarung überhaupt noch etwa nutze. Er hört ja dann ihre Verkündigung nur mit dem körperlichen Ohre, nicht mit dem Ohre seiner Seele; was er hört, sind Worte und nichts als Worte, d. h. ein leerer Schall, für ihn ohne Sinn und Verstand. Die Liebe Gottes des Vaters, die Gnade Jesu Christi, die Gemeinschaft des heiligen Geistes, das ewige Leben, die einstige Anschauung Gottes von Angesicht zu Angesicht, alles das sind für ihn Worte, die in ihm auch nicht den schwächsten Wiederhall finden und wobei er sich ebenso wenig etwas vorstellen kann, wie der Blindgeborne beim Worte Farbe. Sie sehen also, Herr Hofrath, mit welchem Rechte der hl. Augustinus sagt: „Wir würden gar nicht glauben können, wenn wir keine vernünftige Seele hätten" *); denn nicht an bloße Worte

*) Epist. 120 ad Consent. n. 3.

soll man glauben, sondern an die Wahrheiten, die durch die Worte bezeichnet werden, und für die man also wenigstens ein Verständniß haben muß.

Aber zweitens auch noch aus einem anderen Grunde führt Ihre Ansicht von der in den Dingen der Religion stockblinden Vernunft zur Aufhebung aller geoffenbarten Religion. Denn nicht davon zu reden, daß, um an eine (übernatürliche) Offenbarung Gottes zu glauben, ich vorher doch erst erkannt haben muß, daß es einen Gott gebe, daß dieser Gott überaus wahrhaftig sei, — wie kann ich ohne den Gebrauch meiner Vernunft die wahre Offenbarung überhaupt von der falschen nur unterscheiden? Und behaupten, daß eine solche Unterscheidung und also auch eine Prüfung der Kennzeichen einer wahren Offenbarung nicht nothwendig sei, wäre doch ein heller Wahnsinn, da ich ja dann die Träumereien und Vorspiegelungen des ersten besten Betrügers und Lügenpropheten, der sich einen göttlichen Gesandten nennt, ebenso auf Treue und Glauben hinnehmen müßte, wie das Wort Christi und der wahren Propheten und mithin den Bekenner des Islam mit dem Bekenner des Evangeliums auf gleiche Linie stellen müßte.

Sie sehen, ohne Vernunftgebrauch geht es nun mal auch in den Dingen der Religion nicht und wenn man denselben hier ausschließt, vernichtet man die Religion und macht auch die beste und vollkommenste Offenbarung zu einer unnützen und werthlosen Sache. Ich weiß es wohl, das Licht der Vernunft strahlt im gefallenen Menschen nicht mehr in seinem reinen und ungetrübten Glanze; und ich will die großen Verirrungen, in die sie sich sowohl auf dem rein philosophischen, wie auf dem religiösen Ge-

biete im Laufe der Zeit verloren hat, nicht wegläugnen: mag aber auch das Licht der Vernunft durch den Sündenfall in mir noch so sehr getrübt sein, so ist es doch nicht ganz und gar ausgelöscht, so daß ich in Bezug auf die höhern göttlichen Dinge, ich möchte sagen, stockblind wäre; und mögen auch die Verirrungen der Vernunft auf religiösem Gebiete nach Ausweis der Geschichte noch so groß und vielfältig sein, so sind diese ihre Verirrungen doch nicht die nothwendige und unvermeidliche Folge ihres Gebrauchs, sondern vielmehr die Folge ihres vermeidlichen Mißbrauchs. Der Apostel Paulus, dessen Autorität Sie doch gewiß nicht anfechten werden, sagt nicht, daß die Vernunft (und er hat natürlich eben die gefallene Vernunft im Auge) von Gott, seinem Dasein und seinen Eigenschaften gar nichts mehr erkennen könne; er sagt aber wohl, daß das „Unsichtbare an Gott seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen kennbar und sichtbar“ sei, und daß die Heiden, die Gott nicht erkennen „keine Entschuldigung haben.“*) Daraus folgt doch wohl nicht, daß ich die Vernunft in religiösen Dingen nicht gebrauchen solle; vielmehr folgt daraus, daß ich sie gebrauchen soll, wenn auch mit Vorsicht und mit Beachtung der ihr gesetzten Grenzen.

„Sie werden aber doch wohl nicht,“ fiel der Hofrath hier ein, „dem Apostel Paulus Ihre semi-rationalistischen Ansichten unterschieben wollen!“

Ich. Was muß ich denn diesen ungerechten Vorwurf aus Ihrem Munde, Herr Hofrath, nun heute schon zum zweiten Male hören? Wo ist denn in meinen geäußerten Ansichten auch nur eine Spur von Rationalismus?

*) Röm. 1,20.

Der Hofrath. Ich will Sie ja auch nicht gerade zu einem completen Rationalisten stempeln, wovor mich Gott bewahre, — aber eine Spur von Rationalismus finde ich allerdings in dem, was Sie eben von Prüfung einer Offenbarung mittelst des Gebrauches der Vernunft geäußert. Denn wenn ich mittelst meiner Vernunft eine göttliche Offenbarung soll prüfen können, so stelle ich ja meine Vernunft von vorn herein über die Offenbarung.

Ich. Eine seltsame Schlußfolgerung, die Ihnen, Herr Hofrath, nur möglich, weil Sie mich ganz und gar mißverstanden. Ich habe nicht gesagt, daß man die Aussprüche einer als wirklich erkannten göttlichen Offenbarung noch prüfen und erst von dieser Prüfung den Glauben an diese Aussprüche abhängig machen solle oder auch nur dürfe; denn das wäre freilich ebenso frevelhaft als lächerlich; ich habe nur gesagt: daß man prüfen müsse, ob überhaupt die Thatsache einer Offenbarung vorliege, m. a. W., ob dasjenige, was sich als göttliche Offenbarung ankündigt, auch wirklich eine solche sei. Eine solche Prüfung ist aber nicht eine Prüfung des göttlichen Glaubens an sich, d. h. der von Gott geoffenbarten Glaubenswahrheiten, sondern sie ist eine dem Glauben vorausgehende Prüfung, es ist die Prüfung, ob Gott sich geoffenbaret hat oder nicht, also die Prüfung einer historischen Thatsache.

Der Hofrath. Aber von dem Ausfall dieser Prüfung hängt es dann doch ab, ob Sie an die Offenbarung glauben werden oder nicht; und das heißt doch, in meine Sprache übersetzt, nichts anderes, als den christlichen Glauben zu einem Ergebniß einer historisch-philosophischen Forschung machen. Es ist dann doch immer die Vernunft, die sich gleichsam in den Glauben hineinphilosophirt und die

Gnade, die doch nach der hl. Schrift den Glauben in uns hervorbringt, geht dabei ganz und gar leer aus.

Ich. Nichts weniger als dieses, Herr Hofrath. Sie werfen auch hier wieder allerlei durcheinander. Daß ich die wirklichen Aussprüche einer wahren göttlichen Offenbarung, nachdem ich sie als eine göttliche Offenbarung erkannt, erst noch der Prüfung meiner Vernunft unterwerfen dürfe, habe ich ja eben schon in Abrede gestellt. Sobald ich mich überzeugt habe: Gott spricht oder hat gesprochen, hört alles Klügeln und Vernünfteln auf, und es tritt dann vielmehr für mich die unabweisliche Pflicht ein, auf die Auctorität des allwahrhaftigen Gottes hin seinen Aussprüchen, mögen sie mir annehmbar oder nicht annehmbar, begreiflich oder nicht begreiflich sein, mich unbedingt zu unterwerfen. Dieses feste, entschiedene Fürwahrhalten dessen, was Gott geoffenbart hat, auf die bloße Auktorität Gottes hin, das ist eben der Glaube, und ihn bewirkt in mir allerdings die (übernatürliche) Gnade, wenn auch nicht ohne mich, da ich ja auch vermöge meines freien Willens der Gnade widerstehen kann. Hier also kann doch von einem „sich in den Glauben Hineinphilosophiren", wie Sie es nennen, wahrlich nicht die Rede sein. Etwas Anderes ist es mit der Ueberzeugung oder der Gewißheit, daß sich Gott geoffenbaret. Zu dieser Ueberzeugung oder Gewißheit gelange ich oder kann ich gelangen, wenn ich die Kennzeichen einer wahren Offenbarung, die mit der Offenbarung in Verbindung stehenden übernatürlichen Thatsachen, Weissagungen und Wunder, kurz, die von den Gottesgelehrten sogenannten Motive der Glaubwürdigkeit der Offenbarung einer redlichen Prüfung unterziehe. Auf eine solche Prüfung weiset der

Urheber der christlichen Offenbarung selbst hin, er weist hin auf die Weissagungen der Propheten, sowie auf die von ihm selbst gewirkten Wunder. Und was eben die christliche Offenbarung betrifft (und um diese handelt es sich für uns doch nur), so braucht sie sich vor einer solchen Prüfung wahrlich nicht zu fürchten, sie fürchtet sich nicht vor den Prüfenden, aber vor den Nicht-Prüfenden oder den unredlich Prüfenden, d. h. vor denjenigen, die entweder gar kein religiöses Interesse haben und es also gar nicht der Mühe werth halten, eine so große geschichtliche Thatsache, wie die christliche Offenbarung ist, auch nur ins Auge zu fassen oder die, damit sie in ihrem Sündengenusse nicht gestört werden, mit Eingenommenheit und Befangenheit gegen die christliche Religion zu ihrer Prüfung herantreten; kurz, die christliche Religion fürchtet sich nicht vor der Vernunft, wohl aber vor der Unvernunft.

Der Hofrath. Demnach halten Sie doch wenigstens die Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Offenbarung für das nothwendige Ergebniß der vernünftigen Prüfung oder Untersuchung, wobei es der Hülfe göttlicher Gnade nicht bedarf.

Ich. Ich halte die Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Offenbarung für das nothwendige Ergebniß einer redlichen Prüfung; und das Wort redlich drückt aus den guten, treuen und ehrlichen Willen, und wenn es sich um Dinge des Heiles handelt, ist ein solcher Wille bedingt von der göttlichen Gnade. Und ich behaupte also, jeder, der die christliche Offenbarung mit redlichem Willen, also unterstützt von der göttlichen Gnade, prüft, kommt nothwendig zur Anerkennung von der göttlichen Wahrheit derselben.

Hofrath. Ich sehe, Sie haben immer eine Hinterthür bereit, wodurch Sie, wenn man Sie festhalten will, Einem wieder durchschlüpfen. Ich möchte aber doch gerne von Ihnen den Beweis hören für Ihre Behauptung, die Anerkennung der göttlichen Wahrheit der christlichen Offenbarung sei das nothwendige Ergebniß einer redlichen Prüfung derselben und die Nichtanerkennung des Christenthums als einer göttlichen Offenbarung sei nichts als Unverstand.

Ich. Diesen Beweis muß ich Ihnen schuldig bleiben bis zum nächsten Male; jetzt würde eine gründliche Erörterung dieses Punktes uns zu weit führen. Die Sonne geht unter und unsre beiden Freunde, sehe ich, sind nicht geneigt, uns länger ruhig zuzuhören. Ich wäre zufrieden, wenn ich jetzt nur das bei Ihnen erreicht, daß Sie uns Katholiken künftighin nicht mehr Semi-Rationalisten und die Vernunft, das beste natürliche Geschenk, das uns Gott gegeben, nicht mehr eine „babylonische Dirne" nennen wollten. Die menschliche Vernunft ist keine Göttin, sie ist aber auch keine „Dirne des Satan." „Ihr werdet wie Gott sein, erkennend das Gute und das Böse," sagte die Schlange im Paradiese; sie sagt aber durch des Dichters Mund auch das andere Wort:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken,
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So habe ich Dich schon unbedingt."*)

Möchten Sie, Herr Hofrath, an dieses Wort manchmal sich erinnern! Und damit für dieses Mal Gott befohlen!

*) Göthe's Faust: I.

Zweites Gespräch.

„Du weißt, wie viel es uns Mühe gemacht,
„Bis wir es haben so weit gebracht,
„An Herrn Christum nicht zu glauben mehr,
„Wie's thut das große Pöbel-Heer."
(Goethe.)

Wir hatten uns am andern Tage kaum wieder zusammengefunden und unter der schattenreichen alten deutschen Eiche unsre gestrigen Sitze eingenommen, als mich Hofrath Alfred auch gleich an die am vorigen Tage übernommene Schuld erinnerte. „Wo sind denn nun," redete er mich an, „die hellen und klaren Gründe, die nach Ihrem gestrigen Ausdrucke den redlichen Forscher zur Anerkennung der Göttlichkeit der christlichen Religion und der Gottheit ihres Stifters nöthigen sollen? Das Mittel zu kennen, wodurch man auf einmal alle Nicht-Christen oder alle zwar getauften aber ungläubigen Christen in wahre Gläubige und entschiedne Christen umwandeln könnte, wäre für mich unendlich mehr werth, als alle leiblichen Universal-Heilmittel der Welt zu kennen." „Wenn Sie mir, Herr Hofrath," erwiederte ich, „alle diese Nicht-Christen oder diese getauften ungläubigen Christen in redliche Menschen umwandeln und sie zu mir in die Schule schicken, dann werde ich sie auch bald in gläubige Christen umwandeln; natürlich, was

ich selbst nicht kann, das kann die göttliche Gnade.“ „Also lassen Sie hören,“ entgegnete er, „nur, warum ich Sie bitte, verschonen Sie mich dabei mit dem Kauderwelsch unsrer heutigen sogenannten Philosophen-Sprache, überhaupt mit allen hochklingenden Schlag- und Kraftworten, wovon ich ein abgesagter Feind bin; reden Sie zu mir in der Sprache, die ich von Jugend auf gelernt, in der klaren und wahren Sprache, die den Gedanken nicht verhüllt, sondern enthüllt.“ „Diese Forderung zu erfüllen,“ antwortete ich, „wird mir ein Leichtes sein; denn ein unredliches Wort- und Phrasenspiel, wie es leider täglich mehr überhand nimmt, ist mir schon längst zuwider.“ „Und mir,“ fiel der Commercien-Rath hier ein, „ist schon längst Euer ganzes Disputiren über solche Materien zuwider;“ er sprang dabei von seinem Sitze auf, um sich rasch zu entfernen, und nur mit äußerster Mühe gelang es Grafen Julius, ihn zurückzuhalten.

„Also, Herr Bischof,“ sagte in einem halb ernsten, halb ironischen Tone Hofrath Alfred, zu mir hingewandt, „zeigen Sie uns jetzt die Stärke Ihrer Vernunft-Argumente, ich will gern unterliegen und mein Verwerfungsurtheil über die Vernunft zurücknehmen, wenn Sie mir nur diesen halb gläubigen, halb ungläubigen Bruder zu einem ächten gläubigen Christen machen. Nehmen Sie es aber ja mit dieser Aufgabe nicht allzu leicht; denn, wie Sie sehen, ist er kein Freund von christlich-religiösen Gesprächen; aber er ist desto mehr Freund von antichristlicher Lektüre; ich sah ihn noch jüngst mit dem berüchtigten Rénan'schen „Leben Jesu“ beschäftigt.“ Der Vorwurf des Bruders schien den Bruder sehr zu treffen; ich wollte aber ein bitteres Entgegnen und überhaupt alle weitern unangenehmen

Wechselreden mit einem Male abschneiden und nahm deshalb hier, jeder Gegenäußerung zuvorkommend, gleich das Wort und sagte: „Wollte ich in meinem Beweis-Verfahren für die Göttlichkeit unsrer heiligen Religion einigermaßen schulgerecht zu Werke gehen, so müßte ich erst die geschichtlichen Grundlagen der christlichen Religion sichern, d. h. ich müßte zeigen, daß Christus, der Stifter unsrer Religion, gerade so gelebt, gelehrt und gehandelt hat, wie wir es in den vier Evangelien verzeichnet finden. Steht dieses fest, steht also die Aechtheit und Glaubwürdigkeit unsrer Evangelien fest, so folgt alles Andere wie von selbst. Denn wenn das der leibhaftige Christus ist, den wir in den Evangelien wirken und walten sehen, so gehört der äußerste Grad von Verblendung dazu, wenn man in ihm nicht mit den Aposteln den wahren Gesandten Gottes, wenn man nicht den wahren Sohn Gottes in ihm erkennt."

„Wie so?" fiel der Commercien-Rath hier mit einer ihm sonst nicht eigenen Lebhaftigkeit ein, indem er mich verwundert ansah.

Die Sache ist sehr einfach, entgegnete ich. Denn, um hier zunächst an etwas gleich in die Augen Springendes zu erinnern, erscheint denn nicht Christus in den Evangelien gerade so, wie ihn die alttestamentlichen Propheten so viele Jahrhunderte vorher angekündigt und beschrieben haben? Seine Abstammung von David, seine Geburt von einer Jungfrau, sein Lehren und Wunderwirken, seine mannigfaltigen Schicksale und Leiden, sein Verrath durch einen Tischgenossen, seine Todesart und seine Auferstehung: alles dieses ist genau und bis auf die einzelnsten Umstände von den Propheten vorausgesagt. Eine solche voll-

kommene Harmonie zwischen Weissagung und Erfüllung aber kann doch unmöglich bloßer Zufall sein; und sie kann ebensowenig von Christus selbst (als bloßem Menschen) oder von seinen Freunden und Mithelfern absichtlich und künstlich zu Wege gebracht sein. Denn des Menschen Geburt so wenig, wie seine Todesart liegt in seiner eigenen Hand; Niemand kann sich Vorfahren geben, die er nicht hat, Niemand sich seine Mutter oder seine Geburtsstätte selbst auswählen. Und überhaupt sind die menschlichen Lebensgeschicke kein Gewebe, was der Mensch selbst mit eigener oder alleiniger Hand webte. Anerkennung und Verkennung, Förderung und Hemmung unsers Strebens, die Gunst oder Ungunst der Großen und Einflußreichen, die Neigung oder Abneigung der Menge, das Wohlwollen oder das Mißwollen der Einzelnen, und wie viele andre Umstände, die unsern Lebensgang und unsre Schicksale bestimmen: alles dieses wandelt auf und nieder, ohne daß wir es festhalten können, so wenig als Sonne, Mond und Sterne, und es liegt alles dieses so wenig in unsrer eigenen Hand, als in der freien Hand derjenigen, mit denen wir in Berührung kommen. Die Heiden appellirten daher noch an die Macht eines unerklärlichen blinden Schicksals, das sie das Fatum nannten; unsere neuern Dichter und Romanschreiber, die den Namen Gottes nicht gern über ihre Lippen bringen, singen und sagen, das Gewebe unsers Lebens sei zusammengewoben aus **Freiheit** und **Nothwendigkeit**; der christliche Denker sagt, ohne Gottes Willen fällt auch kein Haar von unserm Haupte Und es gibt daher, was die oben gedachte Harmonie zwischen Weissagung und Erfüllung im Leben Christi betrifft, nur ein Entweder — Oder. **Entweder** sind alle Weissagun-

gen des alten Testamentes rein erdichtet, d. h. sie existirten vor Christi Zeit in den alttestamentlichen Schriften überhaupt nicht, sondern sind erst später von den Christen in dieselben eingeschwärzt worden, und bis zu einer solchen abgeschmackten und lächerlichen Behauptung — abgeschmackt und lächerlich, da ja die Juden, als Bewahrer ihrer heil. Bücher, den Christen bei der fraglichen Einschwärzung hätten Freundschafts-Dienste leisten müssen — haben sich doch selbst die leidenschaftlichsten Gegner unserer Religion noch nicht verstiegen. Oder aber Jesus Christus ist wirklich der, wofür er in den Weissagungen, die in ihm erfüllt sind, im voraus von Gott erklärt ist, der verheißene Messias, der wahre Gesandte und zugleich der wahre Sohn Gottes. An diesem Entweder — Oder, Herr Commercien-Rath, ist nicht vorbeizukommen, man mag sich anstellen, wie man will. Unzählige sind nach Ausweis der Geschichte in den ersten christlichen Zeiten wirklich durch diese bloße Betrachtung zum Glauben an Christus hingedrängt worden, und die unwiderstehliche Beweiskraft dieses Argumentes hat auch nach so vielen Jahrhunderten noch durch keine Sophistik nur die mindeste Einbuße erlitten. Und doch ist dieses nur noch eins von vielen Argumenten.

Commercien-Rath. Sie thun ja, als ob Sie der unwiderstehlichen Beweisgründe die Hülle und Fülle hätten!

Ich. Allerdings habe ich deren mehr, als Ihnen vielleicht lieb ist, und als ich Ihnen jetzt entwickeln kann. Damit Sie aber doch sehen, daß es mir wenigstens nicht an gutem Willen fehlt, will ich Ihnen noch gleich ein paar recht frappante nennen.

Gehen Sie nämlich, fuhr ich fort, mit nur ein wenig Aufmerksamkeit die vier Evangelien durch; welch' ein Bild

der Persönlichkeit Jesu Christi stellt sich Ihnen dar? Ein Bild von so ausnehmender Schönheit und Vollkommenheit, daß man in der ganzen Geschichte der Menschheit seines gleichen vergebens sucht. Was sind hiermit verglichen die gefeiertsten Weisen des alten Heidenthums, ein Solon z. B. und ein Sokrates, was sind dagegen die größten Propheten und Heiligen des alten Testamentes, ein Moses und ein Elias, und wie unendlich stechen sogar die christlichen Heiligen noch dagegen ab! Hier sind überall Licht und Schatten gemischt, und auch die größten Heiligen hatten Ursache, täglich zu Gott zu flehen: Herr vergib uns unsere Schulden. Wo sind aber die Schatten im sittlichen Leben Jesu? An scharfsinnigen Augen, die dieses Leben beobachteten, fehlte es nicht, da ja im Evangelium so oft wiederholt wird: „Sie beobachteten ihn," nämlich sie beobachteten ihn, um eben solche Schatten an ihm zu entdecken; und einzelne Menschen und ganze Menschenmassen oder Parteien, mochten sie sonst noch so sehr mit einander uneinig sein, gegen ihn waren sie einig, sie beobachteten ihn einzeln, sie beobachteten ihn zusammen und mit vielen Augen, und in welchen Situationen beobachteten sie ihn? In den verschiedensten und verwickeltsten, in denen sich nur ein Mensch befinden kann, im Verkehr mit dem gutmüthigen harmlosen Volke, das ihm in die Wüste nachzieht und voll Verwunderung seiner Lehrweisheit Tage lang seinen Worten lauscht, und im Verkehr mit Volksverführern oder Volksaufwieglern; im Verkehr mit erklärten Feinden und im Verkehr mit falschen Freunden und Schmeichlern, mit hartherzigen und abergläubischen Pharisäern und mit abgefeimten ungläubigen Sadducäern, mit reumüthigen Zöllnern und Sündern und mit stolzen Selbstgerechten, mit

verschmitzten Hofleuten und mit einfältigen Nathanaels-Seelen, in der Hauptstadt, dem Mittelpunkte der jüdischen Nation, und in den abgeschiedenen Gegenden Galiläas, im Tempel zu Jerusalem und in der Synagoge von Capharnaum, am Tische der Reichen und auf der Anklagebank vor dem hohen Rathe, an der Bahre geliebter und beweinter Todten und bei der feierlichen Hochzeit zu Cana. Ueberall umlauerten ihn feindliche Späher, und was haben sie denn, ich will nicht sagen, Sündhaftes, sondern nur Mangelhaftes und Schattenhaftes an ihm erspähet? Wo auch nur ein unpassendes, oder ein verlegenes Wort, wo auch nur eine einzige Taktlosigkeit oder Unschicklichkeit! Die verfänglichen Fragen, die man an ihn stellte, waren oft der Art, daß man eine geschickte unverfängliche Lösung auch heute noch für geradezu unmöglich halten möchte, z. B. die einst von Pharisäern und Herodianern an ihn gerichtete Frage: ob es erlaubt sei, dem Kaiser Zins zu geben. Antwortete er ja, so brandmarkte man ihn als einen Verächter des Moses, als einen Feind der Rechte und Freiheiten des auserwählten Volkes Gottes; antwortete er nein, so brandmarkte man ihn als einen Aufwiegler und Feind des Kaisers. Hier also, scheint es, habe er nothwendig gefangen werden müssen, und doch ward er nicht gefangen, er sprach nur ein Wort und das Netz der Arglist war zerrissen. Also nie weder ein Wort noch eine Handlung, die auch nur wie ein Schatten ausgesehen hätte; vielmehr immer dieselbe sittliche Würde und Hoheit, derselbe Adel der Gesinnung, dieselbe unerschütterliche Ruhe und Geistesgegenwart, in allem Reden und Handeln dieselbe Lauterkeit, — immer sein Benehmen, ebenso weit entfernt von niedriger Gemeinheit, wie von

stolzer Selbsterhebung, immer dieselbe Unermüdlichkeit im Wohlthun bei Verkennung und Undank, derselbe Freimuth gegen die Großen, dieselbe Herablassung zu den Schwachen und Geringen, die unvergleichliche Mischung von Selbstbewußtsein und Bescheidenheit, von Milde und Strenge, von Herzensweichheit und Seelenstärke, von Güte gegen die Menschen und von Eifer für die göttliche Ehre, das unübertreffliche Muster der Demuth, Sanftmuth und einer unbesieglichen und auch im Tode nicht besiegten Liebe.

Kurz, wenn die Tugend und Heiligkeit hier auf Erden persönlich erschiene, könnte sie nicht anders erscheinen. Wäre diese Heiligkeit eine bloß menschliche, so müßte sie sich doch wenigstens bei dem einen oder andern der unzähligen Millionen Menschen, die seit Adam gelebt, wiederfinden; sie findet sich aber bei keinem, absolut bei keinem wieder, und ich begreife daher recht gut jenes Wort eines großen, berühmten Mannes,*) der auf seine an einen Vertrauten gerichtete und von diesem nicht beantwortete Frage, „wer Christus sei," selbst die Antwort gab: „Ich habe Menschen genug kennen gelernt, um zu wissen, daß der kein bloßer Mensch." Und wüßten Sie, meine Herren, fuhr ich fort, vielleicht eine andere Antwort? Und wenn nun gar dieser übermenschliche Heilige und dieser „Schönste aller Menschenkinder" ausdrücklich und wiederholt selbst erklärt, er sei mehr, als ein Mensch, er sei nicht allein der wahre Gesandte Gottes, sondern er sei auch dem Vater gleich und ebenso wie er wahrer Gott, und wenn er dieses Bekenntniß mit seinem Tode besiegelt: für mich gibt es da wieder nur ein Entweder — Oder. Entweder er ist

*) Napoleon I.

ein Gotteslästerer und Wahnsinniger, oder er ist wahrer Gott. Die erstere Annahme ist nach dem Bilde, das die Evangelien von ihm entwerfen, unmöglich und es bleibt daher wieder nichts übrig, als die letztere Annahme: Christus ist der wahre Gesandte Gottes, Christus ist selbst wahrer Gott. Aber als ob er dem Unglauben, den er mit der ewigen Verwerfung bedroht, jede Ausflucht habe versperren wollen, drückt er dem Glauben an seine Gottheit noch ein neues Siegel auf, das Siegel seiner zahlreichen Wunder und Weissagungen.

„Aber mit den Wundern," fiel mir der Commercien-Rath in die Rede, „bitte ich, verschonen Sie mich doch. Ueber den Wunderglauben, meine ich, wären wir doch glücklich hinweg, und es ist mir jedesmal wie ein Stich ins Herz, so oft ich dieses Wort aussprechen höre. Wunder sind gut, um die Menge zu kirren; für den Aufgeklärten existiren sie einfach nicht; denn sie sind nach meinem Dafürhalten erstens unmöglich, und wären sie möglich, so wären sie zweitens als solche nicht erkennbar. Sie sind unmöglich, weil sie gegen die unumstößliche Ordnung der Natur, die Gott selbst festgestellt, verstoßen und weil also Gott durch seine Wunder die von ihm selbst für ewig festgesetzte Naturordnung umstoßen, mithin gegen sich selbst handeln müßte. Wären aber auch Wunder möglich, so wäre es mir nicht möglich, sie als solche zu erkennen; denn um sie als Wunder zu erkennen, als Werke oder Thatsachen, die aus natürlichen Ursachen sich schlechthin nicht erklären lassen, müßte ich ja alle die verborgenen Kräfte der Natur und die hunderterlei Fäden ihres Zusammenhanges und ihres wechselseitigen Wirkens und Gegenwirkens erst genau kennen. Eine solche Erkenntniß

wird sich aber wohl kein vernünftiger Mensch zutrauen; denn „ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist." Ich würde also auch, wenn ein Wunder vorläge, immer nicht sagen können: dieses ist wirklich ein Wunder, hier ist wirklich der Finger Gottes, und das Wunder verlöre also seinen Zweck."

Ich. Die beiden Unmöglichkeiten, Herr Commercien-Rath, die Sie mir eben genannt, existiren nur in Ihrer Einbildung oder vielmehr in der Einbildung ihrer Erfinder; denn ich weiß, Sie haben sie nicht erfunden; und Sie werden es mir daher auch um so weniger verargen, wenn ich diese beiden großen Unmöglichkeiten zwei große Lächerlichkeiten nenne.

Ich nenne es erstens eine Lächerlichkeit, daß der allmächtige Gott, der durch ein bloßes Wort Himmel und Erde erschaffen und die Natur, ihre Gesetze und ihre Ordnung selbst gemacht hat, durch die Gesetze, die er der Natur vorgezeichnet, sich selbst die Hände gebunden haben solle, so daß er, außer aller lebendigen Beziehung zur Natur und zur Welt, nie in deren Trieb- und Räderwerk mehr eingreifen, nie die Wirksamkeit der geschöpflichen oder natürlichen Ursachen überbieten oder ihre Unzulänglichkeiten durch seine unmittelbare und höchste Kraft ersetzen, also auch nie das Gebet der Bedrängten, die händeringend zu ihm aufblicken, mehr erhören könne, sondern wie ein ächter Epikuräer dort hinter die Wolken in seinen schönen Himmel gebannt und wie durch eine undurchdringliche Bretterwand von der Welt, auf der die armen Menschenkinder sich herumtummeln, ab- und losgetrennt, sorglose und glückliche Tage feiere. Wer das mit seiner Vorstellung von einem lebendigen, persönlichen, stets wirkenden und

allmächtigen Gott und seiner Vorsehung vereinigen kann, der mag es. Ich beneide ihn darum nicht. Er stellt sich in der That keinen lebendigen Gott, sondern nur einen Götzen vor. Will man aber doch einmal den lebendigen und persönlichen Gott zu einem bloßen Götzen herabwürdigen, warum treibt man denn ein so heuchlerisches Versteckensspiel und sagt es nicht lieber offen und ehrlich heraus: wir glauben einfach nicht an einen lebendigen Gott, an einen allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde; unser Gott ist die Natur, unser Gott ist die ewige unerschaffene Materie, „das Ein und das All," das nach nothwendigen und unwandelbaren Gesetzen Alles, was ist, aus sich gebiert und Alles in seinen Abgrund wieder verschlingt;

„Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,"*)

Das ist unser Gott und wir selbst sind unser Gott, und außer diesem Gott gibt es keinen. Und unser Gottesdienst ist „statt Gott den Dreck zu preisen." Eine solche Sprache wäre wenigstens doch noch ehrlich, statt daß die Gegner und Hasser der christlichen Religion, natürlich um die Schwachen nicht zu ärgern, den Glauben an einen persönlichen Gott in Worten heucheln, aber in der That ihn aufheben und vernichten!

Am wunderlichsten dabei ist noch die Unterstellung, das Wunder sei gegen die einmal festgesetzte Ordnung der Natur. Denn wo steht denn geschrieben, daß das Wun-

---

*) Faust. I. Theil.

der gegen die Natur sei? über und außer der Natur und der natürlichen Ursachen wohl; aber doch nicht dagegen. Heilte ein Arzt durch künstliche Mittel, wodurch er der Natur zu Hülfe kam, den Kranken, der nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge ohne diese künstliche Hülfe unrettbar verloren war; hat er dadurch etwa die Gesetze, wonach der bestimmte Krankheitsproceß sonst sich verläuft, geändert oder vernichtet; werden nicht dieselben Gesetze noch fortan einen Kranken derselben Art, dem man nicht zu Hülfe kommt, unfehlbar dem gewissen Tode zuführen? Und wo ist also hier die Aenderung oder Aufhebung der Naturgesetze? Und wird die Sache dadurch vielleicht eine andere, daß statt des menschlichen Arztes Gott selbst unmittelbar ins Mittel tritt, und daß er, zwar nicht durch fremde künstliche oder der Natur entlehnte Mittel, wohl aber durch seinen eignen allmächtigen Willen, der, so oft es ihm gefällt, auch durch sich selbst und allein thun kann, was er sonst durch andre untergeordnete Ursachen thut, dem Kranken die Gesundheit, dem Todten das Leben wieder gibt?

Sie sehen, Herr Commercien-Rath, das Wort „lächerlich" ist für einen Einwand, wie Sie ihn gegen die Möglichkeit des Wunders erheben, wirklich nicht zu stark.

Und der zweite Einwand, die angebliche Unerkennbarkeit eines Wunders, verdient eine solche Bezeichnung gewiß nicht minder, namentlich in Absicht auf die Wunder unsers Heilandes, auf die es doch dabei hauptsächlich abgesehen ist. Man kann gewiß noch lange warten, bis es gelingen wird, auch wenn alle uns bis jetzt noch verborgenen geheimen Naturkräfte aufgedeckt sein werden, etwa mittelst dieser inzwischen entdeckten Naturkräfte Krankheiten

in der Ferne durch ein bloßes Wort zu heilen oder wirklich Todte wieder lebendig zu machen; und ich nehme keinen Anstand, denjenigen, der an ein etwaiges künftiges Gelingen einer solchen Operation im Ernste glauben möchte, für reif ins Irrenhaus zu erklären.

„Es leuchtet! seht — Nun läßt sich wirklich hoffen,
Daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen
Durch Mischung — denn auf Mischung kommt es an —
Den Menschenstoff gemächlich componiren,
In einen Kolben verlutiren,
Und ihn gehörig cohobiren,
So ist das Werk im Stillen abgethan,
Es wird! die Masse regt sich klarer!
Die Ueberzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probiren,
Und was sie sonst organisiren ließ,
Das lassen wir krystallisiren"*)

Diese Ironie, sie wird auch dann noch ihr Recht behaupten, wenn alle die hundert und tausend Naturkräfte, die uns jetzt etwa noch verborgen sind, künftig werden aufgedeckt sein.

Sie sehen also, Herr Commercien-Rath, durch alle Ihre wunderscheuen Proteste lasse ich mich im Glauben an die wirkliche Beweiskraft des Wunders nicht im mindesten beirren, und hätte Christus auch nur ein einziges erwiesenes Wunder vollbracht (er hat deren aber nach dem Berichte der Evangelien zahlreiche und ganz offenbare

*) Goethe's Faust. II. Th.

vollbracht; und er hat sie alle nicht etwa als Schaustücke zur Befriedigung der Neugierde eines schaulustigen Pöbels oder zur Unterhaltung eines vorwitzigen und naseweisen Herodes, sondern aus dem edelsten Beweggrunde, aus Liebe und Barmherzigkeit gegen Nothleidende und zu dem Zwecke seiner Beglaubigung vollbracht), und hätte er dieses einzige Wunder dazu vollbracht, um sich dadurch als wahren Gesandten und als wahren Sohn Gottes zu legitimiren, (was ich schon eben sagte, und was nach den eben genannten Berichten ebenfalls nicht geläugnet werden kann): so würde keine Macht der Welt mich abhalten dürfen, vor ihm niederzufallen und ihm als meinem Heilande und meinem Gotte zu huldigen; denn diese Anerkennung und Huldigung dann noch versagen, hieße ebenso viel, als es für möglich halten, Gott, der eigentliche Urheber des Wunders, könne seiner Heiligkeit ungeachtet einem Betrüger, der Gott lästert und seine Mitmenschen in einer ihrer wichtigsten Angelegenheiten in die Irre führt, zur Ausführung seines Betruges noch seinen Schutz verleihen.

Von den Weissagungen Christi will ich hier gar nicht reden; sie sind aber ebenfalls wahr und unzweifelhaft, er weissagt den Verrath des Judas und die Verläugnung des Petrus, er schaut den Menschen in ihr inneres Herz und verkündet ihnen ihre geheimsten Gedanken, er sagt seine eigne Kreuzigung und seine Auferstehung, er sagt genau und bis auf die einzelnsten Umstände die schreckliche Zerstörung Jerusalems voraus. Alle diese Weissagungen erfüllten sich buchstäblich, und eine seiner Weissagungen, die Weissagung der fortwährenden Bekämpfung und der fortwährenden Erhaltung seiner Kirche, steht uns in ihrer Erfüllung noch tagtäglich vor Augen. Und es wäre eine

einzige erwiesene Weissagung, z. B. die letztere, deren Erfüllung wir noch vor uns sehen und die man ohne Verstocktheit nicht wegstreiten kann, allein schon genügend, ihn als den allwissenden Herzen- und Nierenerforscher, als den König der Zeiten, kurz als den wahren Gott zu erkennen.

Der gute Commercien-Rath schien weder meinen Worten recht zuzustimmen, noch ihnen widersprechen zu wollen. Das Gespräch stockte daher einige Augenblicke, bis es Graf Julius, der bisher ruhig, doch sehr aufmerksam zugehört, wieder in den Gang brachte. „Nur Eins," sagte er, „wundert mich, lieber Herr Bischof, daß Sie nämlich mit keiner Silbe der Lehre Christi erwähnt, da ja doch diese, soviel ich mich erinnere, unter den Beweisgründen für seine göttliche Sendung und Würde gewöhnlich an erster Stelle genannt zu werden pflegt."

Ich habe der Lehre Christi, erwiederte ich, bisher geflissentlich nicht erwähnt, und zwar, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, um nicht Hofrath Alfred neuen Anlaß zu geben, mich als Semi-Rationalisten zu verdächtigen.

Hofrath Alfred. Ich verstehe nicht, was dieser Vorwurf hier soll?

Ich. Desto besser, wenn meine Furcht ungegründet ist. Denn ich fürchtete, wenn ich aus der Beschaffenheit der Lehre Christi zu Gunsten der Göttlichkeit seiner Religion Schlußfolgerungen ziehen würde, möchten Sie, nach Ihrer Art zu denken, gleich wieder mit dem Ausruf bei der Hand sein: „Da sieht man's ja, die göttliche Lehre Christi wird doch wieder vor den Richterstuhl der menschlichen Vernunft gefordert, als ob die menschliche Vernunft den Prüfstein der Göttlichkeit oder Ungöttlichkeit einer

angeblichen Offenbarung in sich selbst besitze. Daß bei der Verwendung der Lehre Christi als eines Beweismittels für die Göttlichkeit der christlichen Religion eine gewisse Vorsicht nothwendig sei, bekenne ich gern. Denn da unsre natürliche Gotteserkenntniß auch im günstigsten Falle immer noch unvollkommen und mangelhaft ist, so wäre es vermessen zu sagen, diese oder jene angebliche Offenbarung ist wirklich und muß eine göttliche Offenbarung sein, weil ihre Lehren wirklich Gottes würdig sind. Wir können eher sagen, was Gottes nicht würdig sei, als was Gottes würdig sei. Ich würde z. B. kein Bedenken tragen, eine Lehre, die uns Gott als ein unvollkommenes, gebrechliches, veränderliches, den menschlichen Irrungen und Leidenschaften unterworfenes Wesen vorstellte, für eine ungöttliche Lehre zu erklären, weil wir mittelst unsrer bloßen Vernunft erkennen, daß derlei Schwächen und Mängel Gott nicht eigen sein können; ich würde desgleichen eine angebliche Offenbarungslehre, die gegen das Gesetz, das Gott in unser Gewissen geschrieben, Ehebruch, Meineid, Treulosigkeit und dergl. gestattete, sofort als falsch und ungöttlich zurückweisen, weil Gott sich selbst nicht widersprechen kann. Das umgekehrte Verfahren dagegen, aus dem Charakter einer angeblichen Offenbarungslehre positive Folgerungen für ihren wirklichen göttlichen Ursprung zu ziehen, ist aus dem eben angegebenen Grunde ungleich mißlicher. Gleichwohl bin ich nicht geneigt, auf dieses Argument ganz und gar zu verzichten, und ich darf es hier um so zuversichtlicher herausheben, da ja dem sogar unser lieber Herr Hofrath nicht zu widersprechen scheint. Denn gestattet auch nicht gleich jede einzelne Lehre des Christenthums den Schluß auf seinen göttlichen Ursprung, so doch der Charakter

der Gesammtheit der christlichen Lehren und der Zusammenhang derselben unter sich. Um mich nicht dem oben gedachten Vorwurfe auszusetzen, will ich den Theil der christlichen Glaubenslehren, die sich unmittelbar und ausschließlich auf Gott beziehen, hier ganz außer Betracht lassen, — obgleich es für jeden, der sehen will, klar am Tage liegt, daß Alles, was sich jemals die Weisesten unter den Menschen auf eigene Hand von Gott gedacht und daß selbst, was die gottbegeisterten Propheten des alten Bundes von Gott gelehrt, gegen die würdigen und erhabenen Vorstellungen von Gott, wie sie uns das Christenthum entwickelt, sich nur wie das Lallen eines Kindes ausnimmt. Aber einen Punkt, der sich ebenfalls auf die christliche Glaubenslehre bezieht und an den sich der Maßstab einer vernunft- und erfahrungsmäßigen Prüfung allerdings anlegen läßt, muß ich doch hier noch wie im Vorübergehen berühren. Die christliche Lehre nämlich hat das Verdienst, uns den Menschen kennen zu lehren, den Menschen, wie er ist, in seiner Würde auf der einen Seite und in seinem Abfalle von dieser Würde auf der andern, in seiner Erhabenheit, wie in seiner Erniedrigung, in seiner ursprünglichen Größe und Schönheit, wie in seinem gegenwärtigen Elende. Man bildet sich vielleicht ein: es sei dieses eine sehr leichte Aufgabe, da ja der Mensch sich selbst der nächste Gegenstand des Erkennens sei, — aber keine Philosophie oder bloße menschliche Weisheit hatte diese Aufgabe gelöset; sie hatte immer nur die eine Seite des menschlichen Wesens auf Kosten der andern herausgehoben und dadurch sich in augenfällige Widersprüche verwickelt und Behauptungen aufgestellt, die die Erfahrung selbst jeden Augenblick Lügen straft. Und diejenigen, die

noch jetzt, mitten im Lichte des Christenthums, vor diesem Lichte ihre Augen zuschließen und die Lehren des Christenthums vornehm oder feindselig ignoriren, büßen ihren Frevel sogleich damit, daß ihnen unter der Hand der Mensch entweder zu einem Gotte d. h. Götzen hinaufgeschraubt oder zum Thiere heruntergewürdigt wird. Und der berühmte Paskal hat daher vollkommen Recht, wenn er sagt, dadurch allein schon erweise sich die christliche Lehre als göttlich, daß sie, was noch keiner Philosophie oder Menschenweisheit gelungen, das Geheimniß des menschlichen Wesens erschlossen; denn die wahre Menschenerkenntniß und die wahre Gotteserkenntniß gehen immer mit einander Hand in Hand; die eine ist immer bedingt von der andern.

Das also wäre so ein Punkt, wo auch die christliche Glaubenslehre, ungeachtet ihrer sonstigen unergründlichen und unbegreiflichen Geheimnisse, doch unsrer vernunft- und erfahrungsmäßigen Prüfung zugänglich wäre. Mittelbar wird aber die innere Wahrheit der christlichen Glaubenslehre auch durch die christliche Sittenlehre bestätigt. Diese letztere entzieht sich nämlich unsrer Prüfung weniger, als die erstere; den Prüfstein derselben besitzen wir eben im Naturgesetze, das Gott unvertilglich in unser Herz geschrieben und das durch kein anderes Gesetz, welches göttlichen Ursprungs sein will, aufgehoben, wohl aber erhoben und verklärt werden kann. Der Glanz der christlichen Sittenlehre leuchtet aber so hell, daß sich ihm auch das blöde Auge nicht verschließen kann; und in der That lassen auch die erklärtesten Feinde des Christenthums, so viel Widerspruch sie auch gegen die geheimnißvollen christlichen Glaubenswahrheiten erheben, doch der christlichen

Sittenlehre, ihrer Reinheit, Schönheit und Vollkommenheit, vollkommen ihr Recht widerfahren, sie wagen wenigstens nicht, etwa einige Scheusale ausgenommen, sie öffentlich anzugreifen, wenn sie auch im Geheimen dagegen noch so sehr erbittert sein mögen. Eine Liebe Gottes, die Alles auf ihn hinbezieht und sich ganz an ihn hingibt, die Gottes höchste Majestät über Alles ehrt, die Gottes höchster Weisheit sich bereitwillig überläßt, die Gottes höchster Macht sich demüthig unterwirft, die auf Gottes höchste Güte unbedingt vertraut, die Gottes heilige Gerechtigkeit allein fürchtet, die Gottes ewige Seligkeit mit Muth erstrebt und mit kindlicher Zuversicht hofft; — und diese Liebe Gottes, die sich von Gott überleitet auf Alle, die Gottes Bild an sich tragen und die daher wieder nur in Gott und um Gottes willen geliebt werden; eine Demuth, die sich selbst vergißt und mit der rechten Hand Gutes thut, ohne daß die linke es weiß, ja die nach dem Beifall der Menschen und nach der Achtung der Welt so wenig hascht, daß sie es auch verachtet, von der Welt verachtet zu werden; eine Sanftmuth, die den Schlag, den sie auf die rechte Wange erhält, mit der Hinreichung auch der andern Wange erwiedert; eine Versöhnlichkeit, die die erfahrenen Unbilden schnell und ehe noch die Sonne untergeht, vergibt und dem Beleidiger glühende Kohlen auf's Haupt streut; eine Gerechtigkeit, die Niemandem was schuldig bleibt, und selbst lieber tausendmal Unrecht leidet, als ein einziges Mal Unrecht thut; eine Keuschheit und Herzensreinheit, für die auch jeder leise unreine Gedanke ein Abscheu ist, die als standesmäßige niemals die Grenze des Gestatteten überschreitet oder als höhere jungfräuliche Reinheit im sterblichen Leibe das Leben der Engel nach-

ahmt, eine Mäßigkeit und Selbstbeherrschung, die nicht zufrieden des verbotenen Vergnügens sich zu enthalten, oft auch das erlaubte sich versagt, oder die auf einer noch höhern Stufe ihr einziges Vergnügen darin findet, der sinnlichen Vergnügen zu entbehren, eine Liberalität, Güte und Menschenfreundlichkeit, die sich besonders gegenüber den Armen, Hülflosen und Verlassenen erweiset und dem Nächsten nicht blos mit hingegebenen Almosen, sondern nach Erfordern der Umstände auch auf Kosten ihrer Bequemlichkeit, ihrer Freiheit und ihres Lebens dient; hierzu noch die früher und selbst von den größten menschlichen Weisen verkannte, jetzt wieder anerkannte Würde des Weibes, das wieder anerkannte Menschenrecht des Sclaven oder des gewöhnlichsten Arbeiters und Knechtes, die Heiligkeit der Ehe und der Familie, das um Eltern und Kinder, um Herrschaften und Dienstboten geschlungene Band wechselseitiger Liebe, der liebevollen Fürsorge von der einen, der liebevollen dankbaren Erwiederung und Treue von der andern Seite: wer erkennt und bewundert nicht die Schönheit, Reinheit und Vollkommenheit eines solchen Sittengesetzes? Und ist wohl das Wort Scheusal ein zu starker Name für den, der auch ein solches Sittengesetz noch begeifern kann? Offenbar ruhen aber diese Lehren des christlichen Sittengesetzes auf dem Grunde der geheimnißvollen Lehren des christlichen Glaubens, und sie schweben ohne diese haltlos in der Luft. Sie werden in der heil. Schrift überhaupt nicht abgerissen für sich und getrennt von den Wahrheiten des Glaubens vorgetragen, sondern immer nur im engsten Zusammenhange mit diesen und gleichsam nur als praktische Folgerungen daraus. Nähme man z. B. aus der christlichen Religion hinweg

die Vollkommenheiten Gottes, die Liebe des Vaters, die Menschwerdung des Sohnes, den in den wahren Gläubigen waltenden und wirkenden heil. Geist, also das hehre Dogma von der göttlichen Dreieinigkeit, wo hätte die wahre christliche Nächstenliebe noch ein Vor- und Musterbild, wo hätte sie noch Motiv und Stütze? Es folgt also, daß ich dem Baumeister, der ein so herrliches Bauwerk sittlichen Lebens aufgeführt hat, nicht sagen darf, daß er einen schlechten Grund gelegt; vielmehr muß ich aus der offenbaren Schönheit dessen, was sich mir zeigt, nothwendig schließen, dieselbe Weisheit habe mit dem Bauwerke auch das Fundament in Uebereinstimmung gebracht, wenn ich auch dieses Fundament seiner Festigkeit und Dauerhaftigkeit nach nicht sehen und an sich nicht beurtheilen kann, ob es wirklich von Gott selbst gelegt sei. Und ich wiederhole auch hier wieder mein früheres Entweder — Oder; entweder man muß selbst die christliche Sittenlehre verwerfen, sie in ihrer Schönheit und Heiligkeit antasten, also ein Scheusal sein, oder man muß auch die christliche Glaubenslehre, also das ganze leibhaftige Christenthum als göttlich anerkennen. Eine dritte Möglichkeit ist nicht denkbar.

Ich könnte, um mein Argument, das ich aus der Lehre Christi zu Gunsten seiner göttlichen Sendung und Würde ableite, noch etwas mehr auszuschmücken, noch an verschiedene andere Umstände erinnern; ich könnte erinnern an die innere eingeborne Kraft, womit sie ohne die Zuthat menschlicher Beredtsamkeit und überhaupt ohne alle menschliche Hülfsmittel, die ja bekanntlich ihren ersten Verkündigern nicht zu Gebote standen, sich die Welt eroberte; ich könnte erinnern an die Menge der Fürsten und Gewalthaber, wie der stolzen Gelehrten und Weisen, die anfangs ihr wider-

strebt und dann, durch ihre stille innere Macht bezwungen, demüthig das Haupt unter sie gebeugt, an die zahllosen Märtyrer, die ihr Blut für sie verspritzt, an alle die heldenmüthigen Opfer der Selbstverläugnung und Entsagung, die die Menschheit ihr gebracht und an den innern Frieden, den sie dafür von ihr zurückempfangen, an die Masse von Beispielen heldenmüthiger Tugend und übermenschlicher Heiligkeit, die sie nicht allein in den ersten, sondern in allen Jahrhunderten hervorgebracht, an das regelmäßige Aufblühen und den Aufschwung der Nationen, wo sie anerkannt, an den regelmäßigen Verfall derjenigen, wo sie verworfen ward, — kurz an die ganz neue Schöpfung, die sie hervorgebracht, eine Schöpfung, die in ihrer Art sogar noch höher steht, als die erste Schöpfung, so daß, wenn Gott der Urheber der ersten Schöpfung nicht zugleich der Urheber dieser zweiten Schöpfung ist, er Ursache hätte, den Urheber dieser zweiten zu beneiden: an alle diese Dinge könnte ich erinnern. Auch daran könnte ich erinnern, daß eine achtzehnhundertjährige und oft noch sehr parteiisch feindselige Erforschung und Durchforschung dieser Lehre ihr noch immer nichts hat anhaben können. Man zeige mir die philosophische oder bloß menschliche Lehre, die eine solche Probe bestanden hat. Vielmehr hat hier immer, was der Vorgänger aufbaute, der Nachfolger wieder niedergerissen, der von dem darauf Folgenden wiederum des Irrthums überführt wurde: also überall Irrthum, Irrthum rechts und Irrthum links, vielleicht vermengt mit einigen Körnchen Wahrheit; nur der christlichen Lehre, ihrer Glaubenslehre so wenig, wie ihrer Sittenlehre ist bis jetzt ein Irrthum noch nachgewiesen worden; denn das Bemühen naseweiser Menschen, sie an dieser oder jener Stelle

eines Irrthums zu überführen, hat sich noch jedesmal in Dunst und Nebel aufgelöset, und ihre Wahrheit ist aus jeder Bekämpfung noch immer siegreich und mit neuem Glanze hervorgegangen. Alles hat sich in der Welt geändert und ändert sich täglich, nur sie allein hat sich nicht geändert, auch noch in keinem Jota; menschliche Werke und Anstalten, die für eine ewige Dauer gegründet schienen, sind oft kurze Zeit nach ihrer Gründung wieder in Schutt und Staub zerfallen; für alles einst Mächtige, Große, Blühende, was einen nur menschlichen Ursprung hatte, kam bis jetzt immer noch ein letzter Tag; alles Mächtige, so mächtig es schien, wich immer einer noch größern Macht, der unwiderstehlichen Macht der Zeit.

Und warum ist nun die christliche Lehre das Einzige in der Welt, was dieser unwiderstehlichen Macht allein widerstanden hat, was mitten im Strome des Wechsels und der Veränderung der Dinge allein sich nicht verändert, was alles Andere in der Welt überlebt, sich aber selbst nicht überlebt hat, vielmehr überall, wo sie aufgenommen wird, jetzt noch ebenso jugendlich frisch und kräftig wirkt, wie am ersten Tage ihrer Verkündigung?

Ich frage Sie, meine Herren, ist denn Alles das nichts?

Endlich erlaube ich mir, noch an einen ganz kleinen, aber wie mir scheint, doch nicht ganz unwichtigen Nebenumstand zu erinnern; er betrifft die eigenthümliche Art, wie Christus seine Lehren vorträgt und mittheilt. Die Glaubensgeheimnisse, die er lehrt, man mag sonst darüber denken, wie man will, sind jedenfalls Dinge, so groß und erhaben, daß sie gleichsam Himmel und Erde in Bewegung setzen und die sittlichen Lehren, die er verkündigt, säen,

wie wir eben gehört, in den Schooß der Menschheit eine große, unermeßliche Saat aus und sind etwas so Schönes und Vollkommenes, daß etwas Schöneres und Vollkommeneres nicht gedacht werden kann.

Und wie trägt er nun diese seine hohen, gleichsam Himmel und Erde aus den Angeln hebenden Lehren und Wahrheiten vor? Etwa nach Art menschlicher Weisen mit stolzem Redeschmuck und mit dem Pomp menschlicher Beredtsamkeit? Im Gegentheil, über das Größte und Höchste, was es gibt, spricht er so einfach und faßlich, daß es ein Kind versteht, er spricht von jenen Glaubensgeheimnissen so ungezwungen, ungekünstelt und natürlich, als ob er in ihnen geboren wäre, und von jenen großen sittlichen Lehren, als ob sie sich ganz von selbst verständen. Diese Einfachheit und Faßlichkeit seines Vortrages, diese Popularität im edelsten und höchsten Sinne des Wortes ist ganz unnachahmlich. Man hat gesagt, das beste Buch sei dasjenige, das so geschrieben, daß Jeder, der es lese, glaube, daß er es auch habe schreiben können: und es gibt kein Buch in der Welt, was in dieser Hinsicht der Lehre Jesu den Rang streitig machte, den Büchern der vier Evangelien, worin diese Lehre aufgezeichnet ist. Man hat gesagt, der Gipfel der Kunst sei, das Schwere und Große leicht behandeln, und diese Forderung hat Christus mit unübertroffener und unübertrefflicher Meisterschaft erfüllt. Das, was er lehrt, ist das denkbar Größte und Schwerste, und ebenso groß ist die Leichtigkeit, Faßlichkeit und Einfachheit, womit er es lehrt.

Ich denke, meine Herren, Sie haben an dem Gesagten genug. Jedes einzelne der genannten Beweisstücke reicht hin, die Gottheit Jesu Christi damit zu beweisen:

die in ihm erfüllten Weissagungen des alten Bundes, die Heiligkeit seines Lebens, seine Selbstbekenntnisse, seine Wunder und Weissagungen, seine Lehren und seine Lehrweise. Und wenn sich nun alle diese einzelnen Beweisstücke zusammenvereinigen, so kann dadurch ihre Beweiskraft wohl verstärkt, aber nimmermehr geschwächt werden; und meine, Ihnen, Herr Hofrath, so mißfällige Behauptung, daß der redliche Forscher zur Anerkennung der göttlichen Wahrheit des Christenthums und der Gottheit ihres Stifters geradezu genöthigt werde, wiederhole ich hier mit aller Zuversicht. Man sagt so oft, der Glaube, nämlich der Glaube an Christus, sei schwer, und selbst der Apostel sagt, der Glaube sei nicht Jedermanns Sache; man kann aber auch umgekehrt sagen, nicht zu glauben, sei auch schwer und man müsse sich gleichsam Mühe geben und Gewalt anwenden, um des Glaubens sich zu erwehren. Ich werde hierbei an jene Worte in zwei „ältern Scenen aus dem Jahrmarktsfeste zu Plundersweiler" bei Goethe erinnert, die hier wohl angebracht sein dürften:

„Du weißt, wie viel es uns Mühe gemacht,
Bis wir es haben so weit gebracht,
An Herrn Christum nicht zu glauben mehr,
Wie's thut das große Pöbel-Heer.
Wir haben endlich erfunden klug,
Die Bibel sei ein schlechtes Buch,
Und sei im Grunde nicht mehr daran,
Als an den Kindern Haimon.
Darob wir denn nun jubiliren,
Und herzliches Mitleid spüren
Mit den armen Schelmen-Haufen,
Die noch zu unserm Herr-Gott laufen,

Aber wir wollen sie bald belehren,
Und zum Unglauben sie bekehren,
Und lassen sie sich 'wa nicht weisen,
So sollen sie alle Teufel zerreißen."

Allerliebst, unterbrach mich hier Graf Julius, dem das Auge vor Freude strahlte. Ja wohl, erwiederte ich, allerliebst, Herr Graf. Und ich wünschte, daß auch Sie niemals vergessen wollten, wie ein wahrhaft redliches und vernünftiges Forschen ohne große Mühe an dem Glauben nicht vorbei kommen kann, und wie man im Interesse der christlichen Religion nicht die Vernunft, wohl aber die Unvernunft zu fürchten hat. Besonders aber wünschte ich, möchten dieses Ihre beiden Freunde hier bedenken, freilich jeder von ihnen in einem andern Sinne. Ja, meine Herren, ich wiederhole es, gebraucht man wahrhaft seine Vernunft, so muß man gleichsam Gewalt anwenden, um an Christus nicht zu glauben. Man kann wohl Staub aufregen und in die Höhe werfen, um nur sagen zu können, daß man die Sonne nicht sehe, und dieses ist nach den Worten des hl. Augustinus das Unterfangen Derjenigen, welche Christus, die Sonne der Wahrheit, bekämpfen. Aber auslöschen oder verfinstern wird man diese geistige Sonne nicht — dafür ist schon gesorgt; sich selbst verfinstern, indem man sich von der Sonne wegwendet und hinter allerlei Abgeschmacktheiten, wie hinter einer dichten undurchdringlichen Mauer sich verschanzt, das steht natürlich dem Einzelnen frei.

Commercien-Rath. Ja, wenn man Ihnen, Herr Bischof, Ihre Prämissen zugibt, dann mögen Sie wohl Recht haben; wie aber, wenn man auf einmal dem Fasse den Boden ausschlägt und mit der Aechtheit und Glaub-

würdigkeit der Evangelien die ganze historische Wahrheit der Geschichte Jesu Christi in die Luft sprengt?

Ich. Das nenne ich eben, Herr Commercien-Rath, das Gewaltanwenden und das sich Verschanzen hinter Abgeschmacktheiten. Die heutigen tonangebenden Gegner des Christenthums, Strauß, Rénan und Genossen, sind gescheidt genug, um einzusehen, daß, wenn man die historische Wahrheit des Christenthums zugibt, man bei gesundem Verstande an der Anerkennung der göttlichen Wahrheit des Christenthums nicht vorbei kommen kann; und daß die frühern üblichen rationalistischen Erklärungsweisen, z. B. der Wunder Christi, doch etwas zu lächerlich sind: sie machen sich daher die Sache leichter; sie nehmen die ganze wunderbare Geschichte des Christenthums, das Leben Jesu, wie es die vier Evangelien uns darstellen, für einen Roman und schütten also das Kind mit dem Bade aus. Das Schlimmste bei der Sache ist aber, daß sie dadurch den gesunden Menschenverstand, für den sie ja so zu eifern scheinen, eben so sehr in die Enge bringen, wie die frühern ordinären Rationalisten. Sie setzen nur an die Stelle der einen Abgeschmacktheit die andere, kurz sie brauchen Gewalt, und, indem sie nach Ihrem Ausdrucke dem Fasse den Boden ausschlagen, schlagen sie der Geschichte ins Angesicht.

Commercien-Rath. Wie so?

Ich. Ich will meinen Ausdruck ganz wörtlich verstanden wissen; wenn man die Geschichte des Evangeliums verwirft, muß man Allem, was Geschichte heißt, den Krieg erklären. Es gibt kein Geschichtsbuch, dessen Aechtheit so von Freund und Feind, mit so diplomatischer Genauigkeit, durch so öffentliche Urkunden und so gleich von Anfang bezeugt und verbürgt wäre. Und was die Glaub-

würdigkeit der Verfasser dieser Schriften betrifft (sie waren Augenzeugen oder Schüler von Augenzeugen dessen, was sie schriftlich aufgezeichnet, und von ihrer Ehrlichkeit, Unbefangenheit und Wahrheitsliebe gibt jeder Satz, den sie geschrieben, Zeugniß), so kann ebenfalls kein anderer Geschichtsschreiber die Probe mit ihnen bestehen. Den Detail-Beweis dafür werden Sie hier von mir nicht verlangen. Es könnte auch nur eine Wiederholung dessen sein, was hierüber von den tüchtigsten und vorurtheilsfreiesten Forschern schon hundertmal gesagt, aber bis jetzt noch nicht widerlegt ist. Denn auch die eben genannten neuesten Gegner des Christenthums kämpfen gegen die historische Wahrheit desselben nicht mit geschichtlichen Gründen, die doch hier allein maßgebend sind, sondern mit den Luftstreichen ihrer leeren Einbildungen. Von Allem, was sie sagen, ist des Pudels Kern immer nur: es kann nicht so geschehen sein; denn es werden hier Wunder erzählt, und Wunder sind nicht möglich. Wenn dies keine willkürliche Gewaltthat und Unvernunft ist, so gibt es keine. Und auch hierbei bleibt es noch nicht einmal. Denn gesetzt auch, die vier Evangelien wären nicht da oder wären nicht ächt oder glaubwürdig, so ist doch noch die Apostelgeschichte da und so sind doch noch die Briefe der Apostel da; denn die Aechtheit dieser Schriften, wenigstens der meisten dieser Schriften, wird selbst von den blindesten Gegnern der christlichen Religion nicht angefochten. Und ist denn der Christus der Apostelgeschichte und dieser andern neutestamentlichen Schriften etwa ein Anderer, als der der vier Evangelien? Begegnen wir nicht auch hier fast bei jedem Schritt ausdrücklichen oder verschwiegenen Hinweisungen auf das Uebernatürliche seines Lebens und

seiner Geschichte, das man in den Evangelien verwirft und wegen dessen man die Evangelien selbst verwirft: sein armes, bescheidnes, niedriges Leben, sein beständiges Wohlthun und seine beständige Verkennung und Anfeindung von Seiten mißwollender und undankbarer Menschen, sein fortwährendes Kreuztragen und die unbesiegliche Geduld, womit er es trug, seine Verklärung und seine eucharistische Opferfeier, sein schmachvoller Tod am Kreuze, seine Auferstehung und Himmelfahrt, kurz hier und dort dieselben übernatürlichen Thatsachen und dieselben übermenschlichen Tugenden, dieselben blinden verfolgungssüchtigen Feinde und dieselbe begeisterte Liebe und Anhänglichkeit seiner Jünger, also hier und dort der nämliche Christus. Das Wunderbare und Göttliche seines Lebens und Wirkens hätte man daher noch immer nicht weggeschafft, wenn man auch die Evangelien weggeschafft hat. Und hätte man endlich sogar auch noch diese letztern Bestandtheile der hl. Schrift, die Apostelgeschichte und die apostolischen Briefe weggeschafft, so hätte man das ganze Räthsel selbst auch damit noch nicht gelöset. Die Wunder, die man zur Vorderthüre hinausweiset, würde man genöthigt sein, zur Hinterthür wieder hereinzulassen; denn ohne Wunder geht es nun mal beim Christenthum durchaus nicht ab. Ein Wunder ist seine erste Entstehung und Verbreitung, ein Wunder ist das Martyrium so vieler Tausende von Martyrern, ein Wunder die übermenschliche Heiligkeit des zahllosen Heeres christlicher Helden oder Heiligen.

Commercien-Rath. Es däucht mir, Herr Bischof, Sie dürften Ihren Gegnern wohl keine Sophistik vorwerfen, da Sie selbst davon nicht wenig angesteckt scheinen; denn ich sehe, Alles wissen Sie ja zu Allem zu machen

und es für Ihren Zweck zu verwerthen. Ich will wetten, an plausiblen Gründen wird es Ihnen auch für das hier Gesagte gewiß wieder nicht fehlen; — ich bin aber jetzt zu abgespannt, um Ihnen auf diesem Gebiete weiter zu folgen. Und bin ich doch einmal dazu verurtheilt, noch ferner solche Materien verhandeln zu hören, so bitte ich, wenigstens mich jetzt damit zu verschonen; denn für jetzt bedarf ich der Ruhe und der Erholung.

Ich. Lästig will ich Ihnen, Herr Commercien-Rath, gewiß nicht werden. Ich gönne Ihnen die gewünschte Ruhe von Herzen: aber vergessen Sie auch nicht: „es ist schwer, gegen den Stachel zu schlagen" und gesellen Sie sich nur nicht der Gesellschaft derjenigen zu, die sich einander selbst gestehen müssen:

„Du weißt, wie viel es uns Mühe gemacht,
„Bis wir es haben so weit gebracht,
„An Herrn Christum nicht zu glauben mehr,
„Wie's thut das große Pöbel-Heer."

Und hiermit denn für diesmal Gott befohlen!

Drittes Gespräch.

Es lehrt ein großer Physicus
Mit seinen Schulverwandten:
„Nil luce obscurius,“
Ja wohl! — für Obscuranten.
(Goethe.)

Diesesmal ergriff gegen Aller Erwarten zuerst der Commercien-Rath das Wort, gleich als ob er durch dieses behende, freiwillige Wiederaufnehmen unserer gestrigen religiösen Unterhaltung sein früheres Unrecht habe sühnen oder vielmehr den Vorwurf religiöser Gleichgültigkeit, wodurch ihn Tags zuvor sein Bruder etwas unsanft getroffen, auf eine recht eclatante Weise habe Lügen strafen wollen. Was Sie gestern, begann er in aller Ruhe und Gelassenheit, zu mir hingewendet, auf meine Einwendungen gegen den Wunderbeweis entgegnet, habe ich heute fast den ganzen Tag mit mir herumgetragen und ich mache Ihnen das Compliment, daß mehrere meiner Bedenken dadurch wirklich gehoben sind. Dahingegen habe ich aber noch den einen und anderen Einwand in petto behalten, und wenn Sie mir erlauben, nenne ich Ihnen hier gleich noch einen, wie mir scheint, sehr wichtigen. Wenn nämlich damals zu Christi Zeiten zur Bekräftigung seiner Lehre Wunder geschehen sind, warum geschahen Sie nicht zu gleichem Zweck

auch in der Folgezeit, ja warum geschehen Sie nicht zu dem nämlichen Zwecke noch tagtäglich? Ist denn die Hand, die damals diese Wunder gewirkt, jetzt vielleicht abgekürzt oder sind die Seelen der jetzt Lebenden, die durch solche Wunder zum Glauben so leicht bekehrt werden könnten, in den Augen Gottes etwa weniger werth? Ich bitte, lösen Sie mir nur noch dieses Eine Räthsel, dann werde ich Sie auch mit keinen weiteren Einwendungen mehr zu behelligen wagen.

„Dieser Ihr Einwand, Herr Commercien-Rath, ist ebenfalls nicht neu", erwiederte ich. Denn, wie der Dichter sagt:

„Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
„Das nicht die Vorwelt schon gedacht?"

Aber auch die Antwort darauf blieb die „Vorwelt" nicht schuldig; und was sie durch den Mund der älteren Kirchenlehrer darauf geantwortet, ist selbst heute, trotz unserer fast krankhaften Sucht zu neuern, noch immer nicht veraltet. Gott, sagte man, handelt immer mit Weisheit, wenn er handelt, und er wirkt daher auch seine Wunder nicht ohne Weisheit; er wirkt sie nie ohne einen hinreichenden Grund, damit sie nicht, wie die großen Wunder der Natur, ganz alltäglich werden, wie diese unbeachtet bleiben und zuletzt sich selbst aufheben. Das Pflänzchen begießt man wohl mit Wasser, aber nicht mehr den Baum. Und auch das Christenthum war anfänglich nur ein zartes Pflänzchen, hervorgesproßt aus einem Senfkorne und es bedurfte daher zu seiner Befestigung der Nachhülfe durch ein wunderbares Begießen, zwar nicht an sich, doch um der Schwachheit derer willen, für die es gepflanzt war; nachdem es aber einmal ein Baum geworden, und zwar ein Baum, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels nisten,

wozu noch eine solche beständige Nachhülfe, die wohl oft weniger eine Stütze für die Schwachheit, als eine Concession für die Bosheit wäre? Die helle Mittagssonne sieht auch das schwächste Auge; um sie nicht zu sehen, muß es sich widerwillig vor ihr verschließen. Und daß die widerwillige Bosheit selbst durch offenbare Wunder nicht bekehrt wird, zeigen die Pharisäer des Evangeliums doch klar genug, sie sahen die Wunder Christi und mißdeuteten sie.

Dieser ersten Antwort auf den gedachten Einwand fügte man dann auch wohl noch eine zweite bei. Es ist nicht so, fuhr man fort, wie ihr Krittler und Zweifler uns glauben machen wollt; — die Quelle der Wunder mag in der verbreiteten Kirche sparsamer fließen, wie in der erst entstehenden, aber sie fließt darin noch immer (und auch dieß hatte ihr göttlicher Stifter vorausgesagt). Man wies demnach die Krittler und Zweifler auf zahlreiche im Namen Christi geschehene Teufelsaustreibungen hin und nannte die Zeugen, vor deren Augen sie geschehen; Augustinus im vierten Jahrhunderte wies auf die Wunder hin, die sich bei Uebertragung der Leiber der hl. Gervasius und Protasius ereignet, und wie viele sonstige sehr glaubwürdige Wunderberichte sind uns nicht aus der ältern Zeit aufbewahrt worden?

Ich zweifle aber, Herr Commercienrath, daß diese Berichte vor Ihrem Richterstuhle Gnade finden. Denn so glaubwürdig bezeugt diese Wunder der ältern und spätern Zeiten auch immerhin sein mögen und so sehr sie jeder vorurtheilsfreien Prüfung kühn ins Angesicht sehen können (die Strenge, womit die Wunder der Heiligen bei ihrem Canonisationsproceß untersucht werden, ist fast sprich-

wörtlich geworden), so glaubwürdig bezeugt, wie die Wunder des Evangeliums, sind sie doch nicht, und wenn man diese läugnet, wird man um so weniger jene anerkennen. Deßhalb, und weil ich selbstredend vor Ihren Augen kein weitläufiges Zeugenverhör vornehmen kann, will ich wegen dieses Punktes nicht weiter in Sie dringen. Desto angelegener aber empfehle ich Ihrer Beachtung das dritte Wort, was die älteren Lehrer der Kirche auf jenen Einwand erwiederten, und um so mehr, da Ihnen hier gleichsam mit Schwarz auf Weiß gedient wird. Und das wäre? fiel der Commercien-Rath hier lebhaft ein.

Ich. Eben dasselbe, worauf ich schon gestern anspielte, als ich Ihnen das Wunder der Verbreitung und das Wunder der Erhaltung des Christenthums nannte. Denn das sind Dinge, die zu beurtheilen es nicht nöthig ist, daß man mühsame Studien in den „Akten der Heiligen" mache und etwa die guten Bollandisten durchstöbere — sondern die jeder sehen kann, der sie sehen will. Die Wunder des Evangeliums sind für uns vergangen und die Wunder der Apostel, so wie der späteren apostolischen und heiligen Männer sind für uns vergangen, insofern nämlich vergangen, als wir sie nicht mehr mit eigenen Augen, sondern nur mit den Augen anderer, wenn auch noch so glaubwürdiger Zeugen sehen: aber die ebengenannten Wunder, das Wunder der Verbreitung und das Wunder der Erhaltung des Christenthums, diese sehen wir als uns noch gegenwärtig; und in dieser Hinsicht sind wir sogar vor den Aposteln und den ersten Jüngern Christi bevorzugt; sie sahen nur das Leben Christi, des Hauptes, wir sehen das Leben seines ganzen Leibes; das ganze Gemälde des Lebens der Kirche seit achtzehn Jahrhunderten ist vor

unsern Augen aufgerollt; und jene Stelle des hl. Augustinus, die ich noch dieser Tage las, gilt noch mehr für unsere, als für seine Zeit. „Ich verweise euch jetzt nicht, sagte er seinen Zeitgenossen, auf die Dinge, die damals im Lande Judäa geschahen und von den damals Lebenden als gegenwärtig gesehen werden konnten, auf Christi wunbare Geburt von einer Jungfrau, auf sein Leiden, seine Auferstehung und Himmelfahrt, dies haben sie gesehen, aber ihr könnt es nicht mehr sehen. Nein, nicht was euch als vergangen erzählt, oder als zukünftig vorausverkündigt, sondern vielmehr, was euch als gegenwärtig gezeigt wird, das möget ihr jetzt betrachten und bei euch erwägen..... Ihr habt nicht gesehen, was hinsichtlich der menschlichen Geburt Christi vorhergesagt und erfüllt worden ist: „Siehe eine Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären" — aber ihr sehet nunmehr als erfüllt, was Gott dem Abraham gesagt: „In deinem Namen werden gesegnet werden alle Geschlechter der Erde". Ihr habt nicht gesehen, was von den Wunderwerken Christi vorausgesagt ist: „Kommet und schauet die Werke des Herrn, welche Wunder er gewirkt auf Erden"*), aber ihr seht erfüllt jenes weissagende Wort: „Begehre von mir und ich werde dir die Völker zum Erbtheil geben."**) Ihr habt nicht gesehen, was vorhergesagt und erfüllt ist hinsichtlich des Leidens Christi: „Sie haben meine Hände und Füße durchbohrt, mich angeschaut und betrachtet, meine Kleider unter sich vertheilt und das Loos geworfen über mein Gewand;" aber ihr seht erfüllt, was an derselben Stelle der hl. Schrift vorhergesagt ist: „Es werden sich erinnern und

*) Ps. 45, 9. **) Ps. 2, 8.

zum Herrn zurückkehren alle Enden der Erde und anbeten vor seinem Angesichte alle Geschlechter der Heiden."*) Ihr habt nicht gesehen, was hinsichtlich seiner Auferstehung vorhergesagt und erfüllt ist: „Ich schlief und sank in tiefen Schlaf und stand wieder auf, denn der Herr nahm mich auf;"**) aber ihr sehet seine Kirche, von der ebenfalls vorhergesagt und erfüllt ist: „Herr, mein Gott, zu Dir werden die Heiden kommen vom äußersten Ende der Erde und sie werden sagen: wahrhaft trügerische Götzen haben unsere Väter verehrt." Dieß also müßt ihr sehen (ihr möget es wollen oder nicht), und es wohl bei euch erwägen. . . . . Wir zeigen euch die einen, wie die andern Weissagungen als erfüllt, wir können sie euch aber beide nicht als erfüllt vor Augen stellen, da es nicht in unserer Macht steht, das Vergangene in die Gegenwart zurück- und euch zur Anschauung vorzuführen."***) So also der hl. Augustinus. Und ich wiederhole, Herr Commercien-Rath, diese schönen Worte, sie passen noch mehr auf unsere Zeit, die seitdem wieder so vieler Jahrhunderte Erfahrung hinter sich hat, als auf die Zeit des heiligen Kirchenlehrers selbst. Die Bekehrung der Welt zum Christenthume und die Erhaltung des Christenthums ist ein Wunder, was jeder noch als gegenwärtig sehen kann und die Beweiskraft dieses Wunders ist um so stärker, als es zugleich, wie uns die ebengenannte Stelle des hl. Augustinus zeigt, eine erfüllte Weissagung, oder vielmehr die Erfüllung einer Reihe von Weissagungen ist.

Der Commercien-Rath. Sie scheinen mir aber, Herr Bischof, die Rechnung ohne den Wirth zu machen.

---

*) Ps. 21, 28. **) Ps. 3, 6. ***) Augustin. de fide C. IV.

Mit bloßen Behauptungen lasse ich mich nicht abspeisen. Sie sprechen von einem augenfälligen Wunder; ich kann von mir leider nicht sagen, daß ich das augenfällige Wunder sehe. Denn daß das Christenthum, bei seinen so vielen schönen und herrlichen Lehren, sich, auch ohne übernatürliches Eingreifen Gottes, auf der Welt verbreiten, befestigen und sich bis zur Stunde erhalten konnte, das scheint mir doch nicht als etwas Unmögliches.

Ich. Es scheint Ihnen wohl nur deshalb nicht als etwas Unmögliches, weil Sie über die (natürliche) Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieser Thatsache noch nicht gehörig nachgedacht haben. Vergegenwärtigen Sie sich doch nur ein paar Augenblicke die Umstände, die bei dieser Frage in Betracht kommen, vergegenwärtigen Sie sich den Zustand, in dem das Christenthum die menschliche Gesellschaft vorfand, die Natur und Beschaffenheit dieser Religion selbst, die Mittel und Werkzeuge, wodurch sie verbreitet ward. Ich sage, vergegenwärtigen Sie sich das Alles, denn Sie haben nicht nöthig, darüber erst von mir belehrt zu werden; dasjenige, wovon die rechte Prüfung und die Entscheidung unserer Frage abhängt, ist Ihnen gewiß so gut bekannt, wie mir und Sie brauchen sich an das Ihnen bereits Bekannte hier nur zu erinnern.

Es sind nicht etwa nur ernste Kirchenväter oder Kirchenschriftsteller, die uns den sittlichen oder unsittlichen Zustand der damaligen Menschheit geschildert, — denn diese könnte man uns allenfalls als zu schwarzsehend oder als partheiisch verdächtigen; nein, zu diesen brauchen wir hier glücklicherweise nicht in die Schule zu gehen; gleichzeitige heidnische Schriftsteller selbst und zwar solche, die Sie von Jugend auf kennen und gelesen haben: ein Ovid

ein Horaz, ein Tacitus u. a. sagen uns genug und mehr als uns zu wissen nöthig ist, um uns von dem Pfuhle sittlicher Verkommenheit der damaligen Zeit eine ungefähre Vorstellung zu machen. Man sagt von dieser Zeit vielleicht alles, wenn man sagt: man schämte sich über nichts mehr als darüber, daß man sich noch schämte. Was die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der damaligen Zeit im engern Sinne betrifft, so läßt sie sich nicht schrecklicher schildern, als es vom hl. Paulus im ersten Kapitel seines Briefes an die Römer geschehen ist; — wohlgemerkt ein Zeitgenosse schreibt dies an Zeitgenossen, und von einer Uebertreibung kann daher keine Rede sein. Und ohnehin wie kann man sich über diese sittliche Verwilderung wundern, da ja Unzucht und Wollust mit dem Götzendienste selbst so ganz und gar verwoben war! Die Habsucht, ein zweites Hauptlaster, war so verbreitet und so unmäßig groß, daß man sprichwörtlich von einem „heiligen Heißhunger nach Gold" sprach; und was endlich das dritte Hauptlaster, den Stolz oder die Hoffarth des Lebens betrifft, so erinnere man sich nur, wie die Großen und Vornehmen die Menschenrechte einer Unzahl von Menschen (der Sklaven) geradezu mit Füßen traten oder vielmehr diese Menschenrechte im Princip gar nicht anerkannten, und wie die Größten von diesen Großen, die Könige und Kaiser, Gott geradezu vom Throne zu stoßen und sich selbst auf denselben zu erheben sich anmaßten. Und diese drei gräßlichen Laster, Wollust, Habsucht und Stolz, erstreckten sich nicht etwa blos auf einzelne Individuen oder einzelne Klassen von Menschen, sondern die Massen waren davon angesteckt und die ganze menschliche Gesellschaft glich nur einem großen geistigen Lazareth; die Gesunden bildeten die

Ausnahme von der Regel und ganz Gesunde gab es gar nicht.

Und mit diesem wüsten Zustande sittlicher Verwilderung, worin das Christenthum die damalige Menschheit antraf, vergleichen Sie nun, Herr Commercien-Rath, die Natur und Beschaffenheit dieser Religion selbst: kann man sich größere Gegensätze denken? Die Menschheit war zur Thierheit herabgesunken, und das Christenthum machte darauf Anspruch, diese Thierheit der Menschheit wieder zur Gottähnlichkeit zu erheben. In das wilde und wüste Getümmel und Gewirr schrecklicher Leidenschaften tönten auf einmal, wie eine Botschaft des Himmels, die Worte des Friedens, die Worte der acht Seligkeiten hinein: „Selig die Armen im Geiste, denn sie werden das Erdreich besitzen; selig die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen u. s. w." Also gleichsam an wilde Bestien dringt auf einmal der Ruf, daß sie reine friedliebende Engel werden sollen. Sie sollen auf einmal Alles hassen, was sie bisher geliebt und alles lieben, was sie bisher gehaßt. Allen ihren bisherigen Leidenschaften und Verkehrtheiten wird der Krieg erklärt, und dieser Krieg ist ein Krieg auf Leben und Tod. Denn auf ein Unterhandeln oder ein Kompromiß läßt sich die neue Religion nicht ein. Sie sagt: entweder Alles oder Nichts; denn wer mir nicht Alles gibt, gibt mir Nichts. Dem Stolzen sagt sie: wenn du nicht wie ein Kind wirst, kannst du ins Himmelreich nicht eingehen; dem Geizigen und Habsüchtigen sagt sie: es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr geht, als daß ein Reicher in das Himmelreich eingeht; dem Wollüstling sagt sie: wenn du dir nicht das eine Auge, das dich ärgert ausreißest, wirst du mit beiden Augen in's höllische Feuer

gehen; dem Sinnenmenschen und Weichling spricht sie nur von Selbstverleugnung, Selbstabtödtung und Kreuztragung. Was werden die wilden, verhärteten Leidenschaften auf diese Sprache erwidern, wie werden sie, die sonst gegen jede Vorstellung so taub geblieben diese Forderungen des Evangeliums aufnehmen? Nach dem natürlichen Laufe der Dinge (denn die Natur nimmt oder zieht nur das Gleiche an und das Entgegengesetzte stößt sie von sich), nur mit widerwilligem Trotz oder mit kaltem Spott und Hohn.

Und zu diesen strengen und durch ihre Strenge das verderbte menschliche Herz so abstoßenden Forderungen des christlichen Sittengesetzes nehmen Sie, Herr Commercien-Rath, noch hinzu den andern Theil der christlichen Religion, die christlichen Glaubenslehren, auf denen die christlichen Sittenlehren ruhen. Die leidigen Rationalisten, in deren Schriften Sie sich so fleißig umgesehen haben, wiederholen ohne Unterlaß: diese christlichen Glaubenslehren seien nicht allein ein Kreuz, sondern auch geradezu eine Beleidigung für den menschlichen Verstand. Ein Gott, der als Kind in der Krippe liege, und wie ein gemeiner Verbrecher an's Kreuz geschlagen sei, ein Gestorbener, der von den Todten auferstehe, und der durch seine Auferstehung den Gläubigen ihre eigene einstige Auferstehung verbürgen wolle, diese und ähnliche Dinge, die das Christenthum lehre, seien widersinnig, abgeschmackt und geradezu unglaublich.

Und wenn nun doch jene Sittenlehren, so unbeugsam streng und wie mit einem zweischneidigen Schwerdte einschneidend in die Herzen, Gehör und Annahme fanden, nicht etwa nur bei einzelnen Bevorzugten, sondern bei ganzen Massen und Nationen und ebenfalls, gleichsam urplötzlich,

jene Reformation oder Umwandlung bewirkten, wie wir sie aus der Geschichte kennen; und wenn ebenso auf der andern Seite jene, wie man sagt, so unglaublichen Glaubenslehren dennoch geglaubt wurden, ebenfalls nicht etwa nur von unerleuchteten oder ungebildeten Menschen, sondern von den erleuchtetsten, gebildetsten und gelehrtesten Forschern; nicht etwa nur in dunklen Schlupfwinkeln oder in rohen, uncultivirten Landstrichen, sondern in den Provinzen und Ländern, die die cultivirtesten waren; nicht von Einzelnen, sondern von ganzen Völkern und Nationen; und wenn diese unglaublichen Glaubenslehren so fest und standhaft geglaubt wurden und noch geglaubt werden, daß man jedes einzelne Jota dieser Lehren nicht allein mit seiner Hand, sondern auch mit seinem Blute unterzeichnet und eher die ausgesuchtesten Todesqualen erträgt, als daß man auch nur ein Pünktchen davon aufgiebt: sagen Sie mir, Herr Commercien-Rath, ehrlich die Hand aufs Herz, ist das wohl dem natürlichen Gange der Dinge gemäß? Daß die Lehren des Islam, die jeder Lust und Leidenschaft des menschlichen Herzens schmeichelten und die noch obendrein mit der Gewalt des Schwerdtes verkündigt wurden, so rasche und ausgedehnte Eroberungen machten — das begreife ich; und hätten die Lehren eines Plato und eines Aristoteles, die wenigstens dem Verstande und dem Herzen des Menschen kein ungewöhnliches Opfer zumutheten, sich in raschem Siegesfluge der ganzen gebildeten Welt bemächtigt, so würde ich auch das begreifen; daß aber das Christenthum, das nichts in der Welt für sich, aber Alles gegen sich hatte, und das man bald mit Feuer und Schwerdt, bald mit Spott und Hohn zu vernichten suchte, doch so unaufhaltsam alle Mächte der Welt bezwang und so eilig

vom ganzen Erdkreise Besitz ergriff: das begreife, wer es kann, ich kann es nicht. Und — was zu allem dem noch hinzukommt — die Mittel und die Werkzeuge, die zur Verbreitung des Christenthums angewendet wurden, waren, menschlich betrachtet, die schlechtesten und untauglichsten, die nur angewandt werden konnten. Sie waren das Gegentheil von dem, was sonst in der Welt in der Regel den Ausschlag gibt: die Unansehnlichkeit, die Unbeholfenheit, die Armuth und Niedrigkeit zwölf armer Fischer.

In der That, Herr Commercien-Rath, ich kann nicht anders, ich kann nur das Wort des großen Augustinus wiederholen: die Bekehrung der Welt zum Christenthum ohne Wunder wäre selbst das größte Wunder. Und dasselbe kann ich auch nur von der fortwährenden Erhaltung des Christenthums sagen. Ja, daß der Thron Christi alle Wechselfälle und Stürme der Zeit überdauert hat und daß er, während alle anderen Throne der Welt, die seitdem errichtet worden, längst zertrümmert sind, noch aufrecht steht, obgleich sich doch Alles gegen ihn verschworen und von der ersten Zeit seiner Errichtung bis auf den heutigen Tag, alle Mächte der Welt und der Unterwelt an ihm sich versucht, die rohe Barbarei und die abgefeimte Civilisation, die offene brutale Gewalt und das hinterlistige Ränkespiel diplomatischer Intrigue oder bureaukratischer Willkühr, die falsche Wissenschaft und die mißverstandene Freiheit, das Interesse der Industrie und der sogenannte Fortschritt, kurz Alles und Alles; — und daß wie in geschlossener Phalanx sich um diesen Thron noch Alles schaart, was nur irgend an wahrer Größe, an wahrer Tugend und Intelligenz in der Welt vorhanden ist, jeden Augenblick bereit, dafür Gut und Blut einzusetzen, daß sich immer

noch Millionen vor diesen Thron niederwerfen und Christus als ihren himmlischen König anbeten und ihm eine Verehrung und Liebe widmen, womit sonst nichts verglichen werden kann: das, Herr Commercien-Rath, erkläre wieder, wer es ohne Wunder erklären kann; ich kann es nicht.

Freilich könnte ich hier auch noch auf andere ebenso handgreifliche Dinge hinweisen, auf die augenfälligen geistigen Wunder übermenschlicher Tugenden und einer übermenschlichen Heiligkeit, die das Christenthum aus seinem fruchtbaren Schooße hervorgebracht hat und noch immer hervorbringt, — und für mich sind diese geistigen Wunder nicht geringer, sondern eher noch größer, als die Wunder des Evangeliums, wie sie denn auch schon von den ältesten christlichen Apologeten als ein augenfälliges Argument für die Göttlichkeit der christlichen Religion verwendet worden sind: aber ich sehe voraus, was Sie mir hier gleich wieder Alles entgegenhalten werden, um sich an diesem Argumente vorbeizuarbeiten. Sie werden mir sagen, wahre Tugend und Heiligkeit sei doch nichts, was man mit den Augen sehen könne, sondern nur Gott allein, der Herzen- und Nieren-Erforscher, könne sie sehen; sie sei mehr etwas Inneres, als etwas in die äußere Erscheinung Tretendes; es handele sich dabei weniger um das Was, als um das Wie der menschlichen Handlungen, mehr um die innere Gesinnung, als um die äußere That, mehr um die Reinheit und Lauterkeit der innern Absichten und Beweggründe, als um noch so große und heroisch scheinende äußere tugendhafte oder heilige Thaten — und um Ihnen alle diese Vorwände oder Ausflüchte abzuschneiden, müßte ich zu weit ausholen und in zu weit-

läufige Erörterungen mich einlassen; deshalb will ich lieber auf dies Argument einfach verzichten.

Commerçien-Rath. Wie Sie sich doch auf Ihre Leute verstehen!

Hofrath. Aber wenn ich mich recht erinnere, haben Sie, Herr Bischof, gestern wie im Vorübergehen auch das Martyrium unzähliger Blutzeugen Christi erwähnt; Sie wollen doch wohl nicht auch auf diesen Beweisgrund verzichten?

Ich. Dieses Martyrium ist nur die übermenschliche Heiligkeit in einer besondern Erscheinungs-Form; aber diese besondere Erscheinungs-Form der Heiligkeit läßt freilich die befürchteten Ausreden und Ausflüchte unseres Freundes, ich meine ein Unterschieben unreiner Absichten und Beweggründe, unter allen andern am wenigsten zu; und insofern möchte ich allerdings auf den Beweisgrund des Martyriums auch unserm Freunde gegenüber Gewicht legen.

Commercien-Rath. Ich sehe aber nicht, wie, um in Ihrer Sprache zu reden, bei dieser Erscheinungsform der Heiligkeit, dem Martyrium, unreine Absichten und Motive weniger zulässig sein sollten, als bei allen andern!

Ich. Weil Jeder, der eine (äußerliche) gute That in unreiner Absicht oder aus unreinem Beweggrunde vollbringt, diese gute That nur als Mittel zur Erlangung irgend eines irdischen Gutes vollbringt, und weil der Martyrer kein höheres irdisches Gut erlangen kann, als dasjenige ist, was er hingibt; denn ist auch, wie der Dichter sagt, das Leben nicht „der Güter höchstes", so ist es doch der irdischen Güter höchstes.

Commercien=Rath. Hat denn aber nicht blinder Parteigeist und fanatischer Eifer auch schon hunderte und tausende in den Tod hineingetrieben; und hat denn ein solcher blinder Fanatismus wohl etwas mit der Heiligkeit zu schaffen? Und selbst angenommen, daß zu dem gefeierten Martyrium der sogenannten Blutzeugen Christi nichts von Ruhmsucht, Stolz, Eitelkeit und ähnlichen unreinen Motiven mitgewirkt habe, sondern daß diese Blutzeugen im reinen Gefühl einer Pflicht ihr Leben geopfert: was folgt denn daraus für die Uebernatürlichkeit oder Göttlichkeit der Religion, für die sie diese Opfer gebracht? Kennen wir doch auch Heiden, einen Mucius Scävola, einen Regulus u. A., die für's Vaterland oder für ein gegebenes Wort sich geopfert, und sterben nicht noch täglich Tausende, Christen wie Nichtchristen, auf dem Schlachtfelde den Tod für König und Vaterland, ohne daß es Jemandem einfällt, hierbei an ein Hereingreifen oder an ein Mitwirken übernatürlicher göttlicher Kräfte zu denken? Warum müssen denn gerade solche übernatürliche göttliche Kräfte zum Martyrium mitgewirkt haben? Ich bitte, antworten Sie mir auf diese Frage, — aber nur keine weitläufigen Erörterungen, wovon ich, wie Sie wissen, kein Freund bin, auch nichts, wodurch das Herz bestochen oder das Gefühl erregt wird, denn auf mich machen solche gefühl= oder herzerregende Argumente nicht den mindesten Eindruck.

Graf Julius. Nun das nenne ich doch, um mich dieses gemeinen Ausdrucks zu bedienen, Jemandem geradezu das Messer an die Kehle setzen. Ich meine doch, über ein weitläufiges Ausspinnen der Materien hätten wir uns bis jetzt von Seiten des Bischofs noch nicht zu beklagen gehabt; und dann, meine ich, ist doch die Religion nicht

blos für den kalten Verstand da, sondern sie nimmt den ganzen Menschen, also auch sein Gefühl und Herz in Anspruch. Oder sind das vielleicht Ihre Gedanken und Gefühle, die der Dichter gerade nicht den saubersten Personen in den Mund legt:

„Das Trallern ist bei mir verloren,
Es krabbelt wohl mir um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht." ....
„Sprich nicht vom Herzen! Das ist eitel,
Ein lederner verschrumpfter Beutel,
Das paßt Dir eher zu Gesicht." *)

Ich. Ruhig, ruhig, lieber Herr Graf; bleiben wir bei der Sache. Insofern sich die Forderung unseres Freundes erfüllen läßt, werde ich sie gern erfüllen; denn überflüssigen Wortaufwand zu machen, war nie meine Passion, und um bloße Gefühlserregungen ist es mir auch nicht zu thun, ich weiß wohl, daß man mit dem Verstande denkt und nicht mit dem Gefühl. Sie aber, Herr Commercien-Rath, ersuche ich, sich mal von einem Martyrer erst eine rechte Vorstellung zu machen, ehe Sie über das Martyrium oder über dessen Beweiskraft so kurzweg den Stab brechen. Was ist ein Martyrer, wie er uns in der Geschichte der Kirche entgegentritt? Es sei Ihnen nicht unangenehm, daß ich Sie hier noch einmal auf den großen Augustinus verweise; er lebte der eigentlichen Blüthezeit des Martyriums näher, als wir, und es fehlte ihm weder an Verstand, noch an gutem Willen, dasselbe, so wie es sich gebührt, zu würdigen. Derselbe vergleicht irgendwo **)

*) Goethe's Faust. II. Th.
**) De corrept. et gratia cap. XII.

den Martyrer in seinen Qualen mit Adam in seiner paradiesischen Ruhe. Welche Kontraste! Im paradiesischen Adam herrschte die hl. Liebe wie eine friedliche Herrin, ohne den Widerstand irgend welcher Leidenschaften (denn vor dem Falle gab es im Menschen noch keine Leidenschaften), und auch im Martyrer herrschte die Liebe, aber beunruhigt durch Leidenschaften und belästigt mit dem Gewichte eines sterblichen Leibes, sie herrscht zwar auch in ihm wie eine Herrin und Königin, aber über rebellische Unterthanen, die ihr Joch nur mit Widerstreben tragen. Adam schwimmt in einem Strom von Wonnen und Ergötzlichkeiten, und auch dem Martyrer bietet man diese Wonnen und Ergötzlichkeiten, doch mit dem Unterschiede, daß die Ergötzlichkeiten, die Adam genießt, ihn einladen zur Bewahrung der Gerechtigkeit und daß die Ergötzlichkeiten, die man dem Martyrer bietet, ihn vom Pfade der Gerechtigkeit ablenken sollen. Man sagt zu ihm, was der Versucher einst zum Heilande sagte: „Dies Alles will ich Dir geben, ich will Dir geben Leben, zeitliche Wohlfahrt, Freiheit, Schutz, Aemter und Ehrenstellen, — wenn Du nur den lebendigen Gott abschwörst.“ Dem paradiesischen Adam verheißt Gott Güter und dem Martyrer verheißt er sie, aber Adam besitzt gleichsam schon wirklich, was ihm verheißen wird, der Martyrer dagegen besitzt es nur in der Hoffnung, und indessen seufzt er unter Schmerzen und Qualen. Adam hat nichts zu fürchten, wenn er nicht sündigt, der Martyrer hat Alles zu fürchten, wenn er nicht sündigt. Zu Adam spricht Gott: „du wirst sterben, wenn du sündigest“ und zum Martyrer spricht er: „stirb, auf daß du nicht sündigest.“ Zu Adam spricht er: „wenn du nicht beharrlich bist, wird der Tod deine Strafe sein,“

und zum Martyrer spricht er: „der Tod wird die Folge deiner Beharrlichkeit sein.“ Adam wird gleichsam mit Gewalt von der Sünde zurückgehalten, der Martyrer wird gleichsam mit Gewalt zur Sünde fortgerissen, — und doch, o Wunder, ruft der hl. Lehrer aus, dieser Adam, ungeachtet es ihm so wenig Mühe kostet, nicht zu sündigen, sündigt doch, und dieser Martyrer, ungeachtet es ihm so viel Mühe kostet, nicht zu sündigen, sündigt nicht, ungeachtet die Welt ihm schmeichelt mit ihrer Lust und ihn bedroht mit ihren Qualen, und ungeachtet sie ihn mit dem ganzen Apparat von Folterwerkzeugen erschreckt und vor Wuth gegen ihn schäumt — er weist Alles zurück, was ihn anzieht, er verachtet Alles, was ihn bedroht, er besiegt Alles, was ihn schreckt und quält. Mit der einen Hand stößt er Diejenigen zurück, die ihm schmeicheln und ihn liebkosen, mit der andern Hand unterzieht er sich den Qualen Derjenigen, die ihm gleichsam das Blut tropfenweise abzapfen. Kurz, der Starke verläßt die Unsterblichkeit und der Schwache erträgt standhaft den Tod; die Macht unterliegt und die Schwäche ist siegreich. Dies also ist der eigentliche Martyrer, wie ihn der hl. Kirchenlehrer und wie ihn überhaupt die Geschichte uns zeigt. — Und nun nehmen Sie, Herr Commercien-Rath, zu diesen Andeutungen, wie sie der hl. Lehrer hier macht, noch einige andere Umstände hinzu, die uns durch die Geschichte nicht minder bezeugt sind, nehmen Sie hinzu, daß, so ausgesucht und grausam auch die Qualen der Martyrer waren, diese Grausamkeit ihrer Schmerzen doch meist nicht größer war, als die ihnen widerfahrenen Unbilden an ihrer Ehre, als der Schimpf und die Schande, als der Hohn und der Spott, womit

sie sich überhäuft und besudelt sahen; nehmen Sie hinzu, daß die große Mehrzahl der Martyrer auch nicht entfernt hoffen konnte, etwa für die gegenwärtige Schmach, die sie traf, durch eine desto größere künftige Ehre oder Ruhm entschädigt zu werden, da die Meisten in den Martyrer-Tod gingen, so zu sagen, ohne Sang und Klang, ohne daß auch nur ihre Namen gekannt oder genannt worden wären; nehmen Sie endlich hinzu, daß ihre Zahl, man mag sie hoch oder niedrig ansetzen, immer eine unermeßlich große ist, daß alle Geschlechter, alle Alter, alle Stände zu dieser unermeßlichen Zahl ihr Contingent gestellt, daß die zarte verschämte Jungfrau mit gleichem Todesmuthe zum Martergerüst hineilt, wie der abgehärtete Krieger, daß der angesehene Senator willig und freudig das gleiche Schicksal theilt mit dem elenden Galeeren-Sclaven, das schwache Kind mit dem abgelebten Greise, die vornehme Matrone mit der zerlumpten Bettlerin; daß ferner dieses Martyrium sich mit einiger Unterbrechung auf ganze drei Jahrhunderte und auf alle bewohnten und cultivirten Provinzen und Länder der Welt erstreckt, — erst wenn Sie Alles dies zusammennehmen, sind Sie in den Stand gesetzt, über die vorliegende Frage ein vernünftiges Urtheil zu fällen. Sie werden dann nicht mehr Dinge zusammenstellen wollen, die nicht zusammengehören. Sie werden dann den wilden Eiferer, der für irgend eine fixe Idee, in die er sich verrannt, von blindem Parteigeiste getrieben, in den Tod geht, nicht mehr mit einem Martyrer vergleichen, der, von frohem ruhigem Gottvertrauen beseelt, für seinen gekreuzigten Erlöser sein Blut verspritzt, nicht einen rechthaberischen und stolzen Huß, wie er den Scheiterhaufen besteigt, mit einem sich nach der

himmlischen Krone sehnenden hl. Ignatius von Antiochien auf seinem Gange zum Römischen Amphitheater; und was die tapferen Krieger und Helden betrifft, die den Tod auf dem Schlachtfelde sterben oder auch jene einzelnen viel besungenen Helden, die sich in freiem Entschluß dem Tode für's Vaterland weihten, so werden Sie auch diese mit den Heldenschaaren der christlichen Martyrer nicht mehr in Vergleich bringen. Denn abgesehen davon, daß dort allerlei stark und heftig erregte leidenschaftliche Gefühle und sinnliche Motive, (Hoffnung auf Sieg, Ruhmesdurst und Thatendrang u. dergl.) mitwirken, die hier ganz und gar fehlen, und selbst angenommen, daß die Einzelnen, die sich in freiem Entschluß für's Vaterland dem Tode weiheten, hierbei von Nichts geleitet wurden, als von reiner Liebe zum Vaterlande, so ist doch der Unterschied immer noch ein sehr großer. Das Vaterland kann man sehen, das Vaterland aber, wofür die Martyrer starben, kann man nicht sehen; im Vaterlande, das wir selbst durch den Tod verlassen, lassen wir doch gleichsam noch Stücke von uns selbst zurück, unsere Kinder, unsere Brüder, unsere Freunde, und wie die Liebe zu uns selbst, so ist auch die Liebe zu den mit uns durch die Bande der Natur oder der Freundschaft Verbundenen etwas Natürliches; — während die Liebe zum himmlischen Vaterlande sich über Fleisch und Blut weit erhebt. Auch sehen wir dort Natürliches durch Natürliches unterstützt und gesteigert, durch natürliche Unerschrockenheit und Furchtlosigkeit, durch Mannes-Muth, Mannes-Stolz und Mannes-Stärke: unter den Martyrern aber sind Helden, die von Haus aus nichts weniger als Helden sind: schwache Kinder, zarte Jungfrauen, abgelebte und schwache Greise sterben

hier den Heldentod; endlich sind es immer nur Einzelne, die den gewissen Heldentod freiwillig wählten und die eben deshalb mit unsterblichem Ruhm gefeiert sind, hier sind es ganze Schaaren, über geraume Zeitstrecken und über alle Länder der Welt ausgesäet. Kurz, Sie sehen, Herr Commercien-Rath, die Umstände sind zu verschieden, als daß hier eine Vergleichung zulässig wäre. Und ich kann daher hier nur das Wort eines christlichen Philosophen neuester Zeit wiederholen: „Was wir behaupten, ist, daß, wenn man die menschliche Schwachheit in Betracht zieht, es nicht möglich sei ohne einen ganz besonderen Beistand des Himmels, daß durch einen Zeitraum von drei Jahrhunderten, an allen Punkten der bekannten Welt, sich in der unermeßlichen Anzahl Personen von allen Altern, Geschlechtern und Ständen finden können, die mit Freuden ihre Habe und in den Augen der Welt ihre Ehre verlieren und ihr Leben unter den schrecklichsten Qualen endigen aus dem einzigen Grunde, um den Glauben an den Gekreuzigten nicht aufzugeben. Dies ist unsere Behauptung und wer uns widerspricht, von dem fordern wir, daß er in der Geschichte des Menschengeschlechts ein ähnliches Beispiel aufweise, und wir werden uns nicht begnügen mit diesem oder jenem vereinzelten Faktum, sondern verlangen, daß er Tausende über Tausende zeige, wie wir sie darbieten können, und sicher, daß ihm dies nicht möglich sein wird, werden wir glauben in unserem Rechte zu sein, wenn wir sagen, daß unsere Religion ein Kennzeichen besitze, das den andern fehlt."*)

Commercien-Rath. Ich will meinen Widerspruch

*) Balmes, Briefe an einen Zweifler. V. B.

auf einen Augenblick fallen lassen; aber ich kann Ihnen doch nicht zugeben, daß dieses Argument geradezu nöthigend wäre, so wenig ich dieses von Ihren früher ins Feld geführten Argumenten kann gelten lassen; und Sie ließen doch früher, wenn ich mich recht erinnere, die Aeußerung fallen, durch die bezüglichen Beweisgründe werde die menschliche Vernunft zum Glauben an Christus geradezu genöthigt.

Ich. Sie legen wohl dem Worte Nöthigung einen Sinn unter, an den ich nicht gedacht. Auch die mathematischen Beweise sind nicht absolut und in dem Sinne nöthigend, daß dadurch die innere Zustimmung des Geistes geradezu erzwungen würde. Aeußere Handlungen können Einem abgezwungen werden, innere nicht. Wenn ich also das Wort Nöthigung aussprach, so konnte ich keine andere Nöthigung meinen, als eine moralische. Und der Sinn meiner Rede konnte nur sein: man handle unverantwortlich pflichtwidrig, man verleugne geradezu die Gesetze und die Forderungen der Vernunft, handle also auch geradezu unvernünftig, wenn man das Christenthum kenne und nicht an seine Göttlichkeit oder an die Gottheit seines Stifters glaube. Die Freiheit, unvernünftig zu handeln, hat und behält freilich Jeder, so lange er hienieden pilgert; sie ist die traurige Zugabe unserer irdischen Existenz, aber auch die Bedingung, ohne welche ein vernünftiges, d. h. ein edles und rechtschaffenes Handeln nicht lobwürdig und verdienstlich sein könnte. Denn würde mir der Glaube an die Göttlichkeit des Christenthums dergestalt aufgedrungen und abgezwungen, daß dem freien Willen die Möglichkeit, sich von irgend einer Seite daran zu betheiligen, abgeschnitten wäre, so sehe ich nicht, wie dem

Glauben irgend eine sittliche Bedeutung oder ein Verdienst zukommen könnte, — und der Ausspruch Christi: „Wer glaubt und getauft ist, wird selig werden; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden," wäre mir völlig unerklärlich. Aus dem nämlichen Grunde darf auch die Evidenz der Gründe, die für die Göttlichkeit des Christenthums sprechen, nicht dieselbe sein, wie die eines mathematischen Beweises. Denn kann mir auch selbst die Zustimmung z. B. zu der mathematischen Wahrheit, daß das Ganze größer ist als einer seiner Theile, als ein reiner innerer Akt, nicht mit äußerer physischer Gewalt abgenöthigt werden, so ist doch die Gewißheit dieser Wahrheit so evident und sie drängt sich jedem von selbst so unwiderstehlich auf, daß derjenige, der daran zweifelte, von aller Welt würde für verrückt gehalten werden. Die Gewißheit von der Göttlichkeit der christlichen Religion, wie Sie die oben genannten Beweisgründe gewähren, darf zwar keine geringere sein, als die Gewißheit von der Wahrheit irgend eines mathematischen Satzes; aber sie ist eine Gewißheit anderer Art, keine sogenannte metaphysische, sondern eine moralische, woran der redliche gute Wille und das edle Herz so gut seinen Antheil hat, wie der forschende Verstand oder die ruhig prüfende Vernunft. Und es kann daher auch einer solchen Gewißheit, einer solchen gewissen und entschiedenen Ueberzeugung ein eigentlicher sittlicher Werth oder ein Verdienst zukommen. Denn Einem das als Verdienst anrechnen, daß er anerkennt, daß zwei und zwei vier sei — das wird wohl Niemandem einfallen.

Commercien-Rath. Aber Sie scheinen sich nur, Herr Bischof, aus der Schlinge, in die Sie sich selbst verstrickt, auf eine möglichst anständige Weise wieder heraus-

ziehen zu wollen. Sie fühlen, was Sie früher von einem Genöthigtwerden der Vernunft zur Anerkennung der Göttlichkeit des Christenthums gesagt, sei doch, bei Lichte besehen, nicht recht haltbar. Sie hängen daher dem etwas starken und unliebsamen Worte Nöthigung nachträglich das allerliebste Wörtchen moralisch an, und das nennt man auf gut deutsch zum Rückzug blasen.

Ich. Die Wahrheit, Herr Commercien-Rath, ist, daß ich meine Position, die ich gleich anfangs eingenommen, bis jetzt noch um keinen Zollbreit verlassen habe. Unser lieber Hofrath hier wird mir selbst bezeugen, daß ich seinem Verwerfungsurtheil über die Vernunft gleich anfangs den Satz entgegengestellt: der redliche Forscher oder die redlich forschende Vernunft werde zur Anerkennung der Göttlichkeit des Christenthums und der Gottheit seines Stifters genöthigt; und im Grunde ist damit doch ganz dasselbe gesagt, was mit dem Ausdrucke moralische Nöthigung gesagt ist. Den Gedanken, daß derjenige, der das Christenthum kennt und nicht an dessen Göttlichkeit glaubt, ein unvernünftiger Mensch sei, nehme ich mit diesem Ausdrucke keineswegs zurück; ja ich will ihn damit nicht einmal mildern. Ob ich mich mit den logischen Denkgesetzen oder ob ich mich mit den lauten sittlichen Forderungen der Vernunft in Widerspruch setze, unvernünftig handle ich im letzten Falle so gut, wie im ersten; nur daß in jenem ersten Falle die Unvernunft als solche greller hervortritt und von Jedermann dafür anerkannt wird, während sie im letzteren ihre häßliche Blöße oft noch mit einem schönen Mäntelchen zu bedecken weiß. Kurz, die Beweisgründe der Göttlichkeit des Christenthums, wie ich sie Ihnen oben vorgeführt, sind so geartet, daß sie keinen

Widerspruch zulassen, als den sophistischen Widerspruch eines verkehrten und bethörten Herzens. Besonders aber sind es die Einreden zweier Leidenschaften, welche gleichsam die geborenen unversöhnlichen Feindinnen der christlichen Religion sind und welche, wenn der widerstrebende Verstand mit seinen Gegengründen gegen die christliche Religion schon längst aus dem Felde geschlagen ist, immer noch im Hinterhalte lauern und aus ihrem dunklen Versteck gegen die von ihnen so gehaßte Störerin ihrer Freuden ihr Natterngift spritzen, indem sie gleichsam immerfort gegen sie das Gezisch vernehmen lassen: „du, christliche Religion, magst noch so viele einleuchtende, den Verstand besiegende Gründe für dich haben; aber alle diese deine Gründe können dir nichts helfen, denn wir sind auch noch da und haben ein Wort mitzusprechen."

Commercien-Rath. Und die beiden geborenen und unversöhnlichen Feindinnen der christlichen Religion — wären?

Ich. Christus selbst gibt sie uns nicht undeutlich zu erkennen; denn einmal sagt er zu den Juden, daß sie an ihn nicht glauben könnten, weil sie Ehre von einander nähmen,*) und ein anderesmal sagt er, daß jeder, der Böses thue, das Licht hasse und deßhalb an's Licht nicht komme.**) Es werden hier also als die zwei Erzfeindinnen der christlichen Religion von ihm hingestellt die Hoffarth des Geistes auf der einen Seite und die Unzucht des Fleisches auf der andern Seite. Denn Ehre von einander suchen und nehmen, also Ehrgeiz, wurzelt in der Hoffarth des Geistes und ist nur eine besondere Art des Stolzes; und die

*) Joh. 5, 44. **) Joh. 3, 19, 20.

Werke der Finsterniß, die das Licht scheuen, sind vorzugsweise die Werke der Fleischeslust. Und warum gerade diese beiden Leidenschaften, Geisteshoffarth und Fleischeslust, der christlichen Religion sich so feindselig entgegensetzen und entgegensetzen müssen, lehrt schon die Natur der Sache.

Denn was die Geisteshoffarth betrifft, sind denn wohl schneidendere Gegensätze denkbar, als zwischen ihren ausschweifenden Anmaßungen und zwischen den Wahrheiten und Forderungen der christlichen Religion? Auf der einen Seite ein Gott, der sich erniedrigt und zwar bis zur Selbstentäußerung und Selbstvernichtung (denn dieser starken Ausdrücke bedient sich die heil. Schrift), der sich erniedrigt bis zur Krippe und bis an den Schandpfahl des Kreuzes und dieses Wunder der Erniedrigung fortsetzt in seiner fortwährenden Gegenwart unter den kümmerlichen und nichtigen Brotsgestalten des heil. Sakraments — und dann dieser Wahrheit entsprechend die Forderung an uns selbst: „Ihr sollt gesinnet sein, wie Jesus Christus es war; wer unter euch der Größte sein will, soll aller Andern Diener sein, und wer in's Himmelreich eingehen will, muß ein Kind sein;“ — also diese Wahrheiten und Forderungen des Christenthums auf der einen Seite, und auf der andern Seite: dieses unbändige Halten auf sich selbst, dieses Stehenwollen auf seinen eigenen Füßen, dieses kühne und kecke Emportragen des Hauptes, dieses eitle, anmaßliche, dünkelhafte Wesen — das alles sollte sich mit jenen Wahrheiten und Forderungen friedlich vereinigen lassen! Nein, Eins von Beidem muß dem andern Platz machen; das eine oder andere muß entweder biegen oder brechen. Entweder muß ich vor Christus, dem menschgewordenen und so tief

erniedrigten Gotte, wie jener stolze Merovinger Chlodwig, mein Haupt beugen oder ich muß von dem Geheimnisse der Erlösung und Allem, was damit zusammenhängt, mich trotzig wegwenden, d. h. ich muß mich dem christlichen Glauben feindselig entgegenstemmen; ich muß, weil ich mich selbst, d. h. meine verkehrte Natur nicht hassen will, diesen Glauben hassen, der mich zum Hasse meiner verkehrten Natur auffordert. Ja, Herr Commercien-Rath, Eins von Beidem, wenigstens wenn man folgerecht zu Werke geht; denn ich gebe zu, daß manche trotz ihres Geistesstolzes doch den christlichen Glauben noch festhalten, weil sie sich selbst den Gegensatz nicht zum Bewußtsein bringen. Sie tragen dann aber, wie Alle, die christlich glauben und unchristlich leben, den Glauben nur als ein todtes Kapital in sich; ihr Glaube ist nur ein unnützer, ein träger und todter Glaube.

Ich kann mich wegen des Gesagten auch auf die Geschichte und auf die tägliche Erfahrung berufen. Unter den größten Hindernissen, den christlichen Glauben anzunehmen oder ihn zu bewahren, begegnet mir hier an der vordersten Stelle immer der Stolz.

Was hinderte denn die verstockten Schriftgelehrten und Pharisäer, an Christus zu glauben, ungeachtet sie doch nicht umhin konnten, die Erhabenheit seiner Lehre und die Heiligkeit seines Lebens anzustaunen und auch seine Zeichen und Wunder täglich vor Augen sahen? Antwort: nichts anderes hinderte sie daran, als der Stolz; sie konnten nicht an ihn glauben, weil sie, wie ihnen unser Heiland in's Angesicht sagt, Ehre von einander nahmen.

Was hinderte die römischen Kaiser und Machthaber, die christliche Kirche in Frieden zu lassen, da ja doch die

Christen nichts weniger, als staatsgefährliche Menschen waren? Antwort: wieder nur der Stolz. Die Christen sagten: man muß der Obrigkeit gehorchen, weil die Obrigkeit von Gott angeordnet ist, d. h. nur in erlaubten Dingen muß oder darf man ihr gehorchen, denn man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. So sagten die Christen; aber so sollten sie nicht sagen, sie sollten diese irdischen Gewalthaber nicht an einen noch höheren Gewalthaber — an einen König aller Könige erinnern, sondern einfach auf ihre Kniee niederfallen und ihren Götzenbildern göttliche Ehre erweisen.

Und jene forschbegierigen Weltweisen, die immerdar lernten und nie zur Wahrheit gelangten, was hinderte sie denn, der christlichen Wahrheit sich zu unterwerfen? Antwort: wieder nur der Stolz. Sie wollten nun mal Gott nicht die Ehre geben und von keiner Wahrheit etwas wissen, außer sie hätten dieselbe aus sich selbst geschöpft, auf die Gefahr hin, an aller Wahrheit zu verzweifeln.

Zum Ueberflusse kann ich endlich noch an die getauften Christenfeinde der Gegenwart erinnern, an die Männer des Fortschrittes, der Geheimbünde d. h. an die Männer des Umsturzes, die die ganze christliche Ordnung und Gesellschaft über den Haufen werfen möchten — und warum? damit sie an die Stelle der weggeräumten Autorität ihre eigene Autorität setzen, damit sie sich vor keinem anderen Gesetze mehr zu beugen brauchen, als vor demjenigen, das sie sich selbst gemacht, kurz, damit sie nur die Oberherrlichkeit ihres eigenen lieben Ich desto freier entfalten und zur Geltung bringen können. Ihr unsinniger Haß gegen das Christenthum entspringt also wiederum nur einem ebenso unsinnigen Stolze.

Mit der Fleischeslust hat es ungefähr dieselbe Bewandtniß. Der Gegensatz zwischen ihr und der christlichen Religion ist ebenfalls so groß, wie es nur einen geben kann. Es war eines der ersten Worte, das der Stifter der christlichen Religion sprach: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen." Ehe dieser reine Sohn einer reinen Jungfrau in die Welt eintrat, war die reine jungfräuliche Keuschheit in der Welt nicht vorhanden und auch die standesmäßige Keuschheit war, zumal bei den heidnischen Völkern, so gut wie nicht vorhanden, so etwas überaus Seltenes war sie. Statt daß der Geist das Fleisch beherrschte und es gleichsam vergeistigte, beherrschte das Fleisch den Geist und machte ihn seinen Gelüsten dienstbar. Kurz, es herrschte jene schreckliche Verkommenheit und Verwilderung der Sitten, wie ich sie oben angedeutet. Da trat Christus, der reine Sohn einer reinen Jungfrau, in die Welt ein und sprach: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen." Er setzte den Geist in sein angestammtes Recht wieder ein und wies das Fleisch in seine gesetzmäßigen Schranken zurück. Selbst hervorgewachsen, wie eine Lilie aus dem reinen jungfräuliche Schooße seiner Mutter, liebt er als die ihm ganz gemäßen Naturen besonders die reinen jungfräulichen Seelen, die, wie es in der geheimen Offenbarung des h. Johannes heißt: „dem Lamme überall hin folgen, wohin es geht." Die standesmäßige Keuschheit aber fordert er absolut als ein nothwendiges Kennzeichen seiner Jüngerschaft und er spricht hier nicht, wie dort: „Wer es fassen kann, der fasse es," sondern er spricht durch den Mund seines Apostels: „Unzüchtige und Ehebrecher werden in's Himmelreich nicht eingehen." Und nicht bloß

die äußere Sündenthat, sondern auch schon die leiseste unreine Begierde erklärt er für verdammlich. Sie sehen, ein größerer Gegensatz als Christenthum und Unzucht, als christlicher Gottesdienst und unreiner Fleischesdienst ist nicht denkbar. Und auch hier muß es entweder biegen oder brechen. Nur die, welche reinen Herzens sind, werden einst Gott anschauen; den Unreinen aber fällt es schwer, hienieden an Gott und seine Offenbarung auch nur zu glauben. Denn der Glaube ist ein Licht, das uns erleuchtet; das unreine Herz aber nimmt so wenig, wie das unreine Auge, das strahlende Licht in sich auf. Ein unreines Herz ist auch ein finsteres Herz und eine der schlimmsten Wirkungen oder Folgen der Unreinheit ist eben die Verblendung. Der unreine oder unkeusche Mensch wird nach und nach und im fortschreitenden Verhältnisse seiner Sünde blind gegen Alles. Auf der einen Seite steht Gott und das ewige Heil seiner Seele, — auf der andern Seite steht die lockende verführerische Lust, und der Verblendete kehrt Gott und seiner unsterblichen Seele den Rücken und greift nach der verbotenen Lust. Selbst die einfachsten natürlichen Pflichten-Verhältnisse sieht er nicht mehr. Er wird blind gegen Vater und Mutter, blind gegen Schwester und Bruder, blind gegen Gatte und Kind, blind selbst gegen die gewöhnlichen Rücksichten auf Anstand, Ehre und Schaam. Alle Rechte Anderer tritt er mit Füßen und das einzige, was in seinen Augen noch ein Recht hat, ist seine unbändige unreine Leidenschaft.

Ich frage, ob ein solcher unreiner Mensch, der sich gegen Alles verblendet, zuletzt nicht auch blind werden müsse gegen den christlichen Glauben, ja ob er eine Religion, die mit so unnachsichtiger Strenge seine Sünde ver-

dammt, nicht sogar scheuen und verabscheuen müsse. „Der Böses thut, haßt das Licht und kommt nicht an's Licht, damit seine Werke nicht offenbar werden.“ Und auch hier liefert uns die Geschichte und die tägliche Erfahrung die merkwürdigsten Belege. Den Abfall von der christlichen Wahrheit sehen wir gewöhnlich entweder im Fleische beginnen oder im Fleische enden; und mit dem totalen Abfalle vom Christenthume sehen wir die Emancipation des Fleisches Hand in Hand gehen; so im Ganzen und so im Einzelnen. Und seien Sie überzeugt, Herr Commercien-Rath, könnten wir in das Herz manches Menschen blicken, der jetzt mit den gewöhnlichen Phrasen von moderner Bildung, Aufklärung, Fortschritt so um sich wirft und diese Dinge mit dem christlichen Glauben nicht vereinigen zu können vorgibt; — könnten wir, wie gesagt, in sein Herz blicken, so würden wir darin etwas ganz Anderes finden, was mit dem christlichen Glauben nicht vereinbar ist. Die Schwierigkeiten, die der christliche Glaube dem Verstande oder der modernen Wissenschaft und Bildung darbietet, diese schiebt man vor, aber die Hindernisse, die im verkehrten Herzen liegen, die meint man, wenn man anders noch gegen sich selbst ehrlich genug ist, um sich das wahre Hinderniß, warum man nicht glauben mag, zu gestehen. Und könnte man nur diese zwei Erzfeindinnen des christlichen Glaubens, die Geisteshoffarth und die Fleischeslust, aus der Welt wegschaffen, der Unglaube würde ihnen auf dem Fuße folgen; so wie ich überzeugt bin, daß für die meisten Protestanten, die noch an Christus glauben, das Haupthinderniß ihrer Rückkehr zur Kirche Christi nicht sowohl in den eigenthümlichen Wahrheiten liegt, die sie lehrt, als vielmehr in den schwerscheinenden Uebungen, wozu

sie ihre Glieder verpflichtet. Jene Wahrheiten würde man sich wohl noch gefallen lassen, aber diese Uebungen kosten Mühe und Beschwerde, — und da wird gleich die Sache eine andere.

Commercien-Rath. Dieser letzte Punkt, den Sie berühren, ist mir ziemlich gleichgültig, ich stehe nicht in den Confessionen, d. h. in einer bestimmten Confession, sondern über den Confessionen.

Der Hofrath. Aber mir ist dieser Punkt gar nicht gleichgültig und ich möchte, Herr Bischof, auf diese Ihre confessionelle Bemerkung zwar nicht des Dichters Wort anwenden:

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus;"
dagegen das groß in kühn, und das gelassen in vermessen umändern, und Ihnen also sagen:

„Du sprichst ein kühnes Wort vermessen aus."

Ich wollte auf die Erwiderung eine Gegenerwiderung folgen lassen; aber dem Herrn Commercien-Rath gelang es, durch eine kühne Wendung, die er machte, das Gespräch hier abzuschneiden, und nachdem wir die üblichen Grüße gewechselt, gingen wir, Graf Julius ruhig und heiter, die übrigen etwas erregt und nachdenkend, aus einander.

Viertes Gespräch.

Credo, ut intelligam.
(Erst glaube ich und dann begreife ich.)
(St. Anselmus.)

Am vierten Tage versammelten wir uns wieder um die gewöhnliche Zeit, jedoch nicht, wie an den vorhergehenden Tagen, unter dem schattigen Dache der den Lesern bereits bekannten alten deutschen Eiche, sondern in einem alten geräumigen Saale auf dem linken Flügel des gräflichen Schlosses selbst. Unser lieber Gastherr hatte es so gewünscht, ohne daß er uns den Grund dieses veränderten Arrangements weiter angegeben hätte. Nach uns in den Saal eintretend, führte derselbe zugleich seinen an dem nämlichen Tage bei ihm eingetroffenen Geschäftsführer bei uns ein, einen jungen Mann, etwa hoch in den Zwanzigern, der an dem nächsten Kreisgerichte die Advokatur ausübte. Derselbe war, im Protestantismus aufgewachsen, erst vor ein paar Jahren zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Ich sah ihn jetzt zum ersten Male, aber der Graf hatte mir ihn schon mehrmals als einen geschäftsgewandten und ungewöhnlich begabten und intelligenten jungen Mann gerühmt, und da ich von seiner Rückkehr zur Kirche gehört, freuete ich mich um so mehr, ihn hier persönlich kennen

zu lernen. Ich kann aber nicht sagen, daß ich ihn bei dieser Gelegenheit besonders lieb gewonnen hätte. In seiner Denk- und Sinnesweise fand ich ihn vom Grafen sehr verschieden und wußte mir daher auch dessen Vorliebe für ihn kaum zu erklären. Daß er aus reiner Ueberzeugung und nicht etwa durch Willfährigkeit gegen seine katholische Gattin bestimmt oder doch hauptsächlich bestimmt in den Schooß der Kirche zurückgekehrt sei, bezweifele ich nicht, — schon die nichts Arges denkende Liebe schließt einen derartigen Zweifel bei mir aus —, daß er aber noch ein gutes Stück von ächt protestantischem Subjectivismus zur katholischen Kirche mitherüber gebracht, dieses Gedankens konnte ich mich nun einmal nicht erwehren. Insbesondere zeigte es sich einigemal recht auffallend, daß die einem Katholiken in Absicht auf religiöse Fragen so wohl anstehende Bescheidenheit gerade seine größte Tugend nicht sei. Ich kam im Laufe der Diskussion mehrmals in die Lage, mich für meine Behauptungen auf gefeierte Kirchenväter und Kirchenlehrer zu beziehen, was er aber keineswegs gut aufzunehmen schien, vielmehr nicht undeutlich zu verstehen gab, solche Autoritäten, wie ein hl. Augustinus, ein hl. Thomas von Aquin u. dgl., ständen ihm in rein wissenschaftlichen religiösen Fragen nicht höher, als sein eigenes Urtheil; sein Urtheil unterwerfe er wohl dem Urtheile und der Entscheidung der Gesammt-Kirche, aber nicht einzelnen, wenn auch noch so angesehenen Lehrern der Kirche; da doch von einer solchen unbedingten Unterwerfung unter die Aussprüche dieser einzelnen Kirchenlehrer gar nicht die Rede gewesen, sondern es sich hier nur um eine rücksichtsvolle Achtung gegen sie handelte. Noch unverblümter sprach er sich aber im Laufe desselben

Gesprächs bei einer andern ähnlichen Gelegenheit aus. „Glauben Sie doch ja nicht," entgegnete er mir auf ein wiederholtes Citat aus dem hl. Augustinus, „daß mit der Berufung auf die ältern Väter und Lehrer der Kirche heut' zu Tage noch etwas auszurichten sei. Sie mögen recht gute und heilige Männer gewesen sein, die als solche ein Recht auf unsere Verehrung haben, ich will auch nicht leugnen, daß sie in der Wissenschaft der Religion für ihre Zeit manch' Anerkennenswerthes geleistet haben: aber in diesen ihren wissenschaftlichen Leistungen sind sie von der neuen Wissenschaft längst überflügelt — und es ist eine bekannte Sache und von unsern besten katholischen Forschern und Gelehrten selbst eingestanden, daß gerade dasjenige, worauf unsere gegenwärtige Zeit am meisten stolz sein darf, nämlich eine freie, unbefangene Kritik, sowohl in Absicht auf Geschichte, als auf das Studium der hl. Schrift, bei ihnen so gut wie nicht vorhanden ist." Solche und ähnliche Aeußerungen konnten mir natürlich von seiner Anspruchlosigkeit und religiösen Gelehrigkeit nicht gerade den günstigsten Begriff beibringen; er brachte sie aber nur gelegentlich als einzelne abgerissene Bemerkungen vor, die er zwischen die Unterhaltung hineinwarf, indem er sich an der Unterhaltung sonst nicht activ betheiligte. Mit dieser wollte es diesmal überhaupt nicht recht voran; es dauerte länger als sonst, ehe sie sich einleitete, was freilich durch den hinzugekommenen fremden Gast leicht erklärlich ist; aber auch später gerieth sie mehrmals geradezu in's Stocken; und es kostete dann jedesmal Mühe, sie wieder in den Gang zu bringen. Der Graf, der sonst bei unsern religiösen Unterhaltungen gewöhnlich ganz Auge und Ohr war, schien besonders zu Anfange, wahrscheinlich in Folge der

eben stattgefundenen geschäftlichen Verhandlungen, etwas zerstreut und verstimmt; der Commercien-Rath kehrte, nachdem er gestern seine besten Trümpfe gegen mich ausgespielt, seine frühere übellaunige und verdrossene Stimmung über das angeknüpfte religiöse Gespräch wieder hervor und verließ sogar ein paar Mal den Saal, so daß er bei einem guten Theile des Gesprächs gar nicht zugegen war; das meiste Interesse zeigte noch der Hofrath, zwischen dem und mir sich das Gespräch hauptsächlich bewegte; denn die übrigen Anwesenden streuten nur hier und da Zwischenfragen oder einzelne hingeworfene Bemerkungen ein, die das Gespräch wohl unterbrachen, es aber nicht weiter förderten und die ich daher auch im folgenden mehr nur summarischen Berichte unbeschadet der Sache meist ganz übergehen kann.

Nachdem wir also über die Umständlichkeiten der Begrüßung des neuen Gastes glücklich hinweg waren, und das sich daran knüpfende Gespräch, wie eben gemeldet, diesmal länger als sonst in leeren Allgemeinheiten sich herumbewegt hatte, ergriff endlich, zu mir hingewendet, der Hofrath das Wort, indem er in einem halb scherzhaften Tone zu mir sagte: „So viel Gutes und Lehrreiches wir auch gestern und die vorhergehenden Tage von Ihnen vernommen, so kann doch mein Dank dafür nur sehr bedingt sein. Mit meinen religiösen Leib- und Grundansichten sind Sie doch zu unbarmherzig umgesprungen und Sie haben der Dolchstiche, die mir in's Herz gegangen, wahrlich nicht geschont. Um Ihnen aber doch zu zeigen, daß ich vergessen kann, erkläre ich mich bereit, über die Gegensätze in unsern Ansichten hinsichtlich dessen, was die menschliche Vernunft in Dingen der

Religion vermag oder nicht vermag, unter gewissen Bedingungen mit Ihnen Frieden zu schließen."

Ich. Und diese Friedensbedingungen, die Sie mir so großmüthig anbieten, wären?

Der Hofrath. Ich will Ihnen zugeben, daß uns die Vernunft, um mich eines Ihrer früheren Ausdrücke zu bedienen, wohl bis an die Schwelle des Heiligthums des Glaubens hinführen könne: was ich Ihnen aber nie und nimmer zugeben kann und wovon Sie daher, wenn es zwischen uns zum Frieden kommen soll, ganz und gar Abstand nehmen müssen, sind diese beiden Punkte:

erstens, daß der Mensch nur an der Hand der Vernunft in's Heiligthum des Glaubens gelangen könne; und

zweitens, daß die Vernunft auch dann noch reden oder mitreden dürfe, nachdem man einmal in's Heiligthum des Glaubens bereits eingetreten ist.

Dem Ersteren widersetzt sich mein Gefühl nicht weniger wie meine eigene Erfahrung. Denn ich für meinen Theil weiß mich der Vernunft für meinen Glauben zu keinem Dank verpflichtet; eher müßte ich sie anklagen, daß sie wohl mehr als einmal die Versucherin gespielt und meinem Glauben Fallstricke gelegt hat. Und das Letztere zuzugeben, verbietet mir die Pietät und Ehrfurcht gegen das Göttliche. Denn ist der Glaube wirklich, wofür ich ihn halte, etwas Göttliches, wer gibt mir das Recht, den göttlichen Wein mit menschlichem Wasser zu zersetzen? Deshalb bin ich auch mit dem theuren Gottesmanne Luther ein so unversöhnlicher Feind der Scholastik und ihres ächtesten Repräsentanten, des Thomas von Aquin, den Ihre Kirche sogar den Engel der Schule nennt; denn die

Scholastik ging doch so recht geflissentlich darauf aus, das Gold des lauteren Gotteswortes durch die Zuthat menschlicher Klügeleien und Spitzfindigkeiten zu verfälschen und zu entwerthen.

Ich. Fast möchte ich Ihnen, Herr Hofrath, die Worte des Evangeliums zurufen: Sie sind nicht mehr weit vom Himmelreiche entfernt. Wenigstens sind Ihre Worte so biegsam, daß sie einen Sinn zulassen, den ich mir wohl gefallen lassen kann, wenn ich auch gegen manches, was so nebenher läuft, namentlich gegen Ihr mißwollendes Urtheil über die Scholastik lebhaft protestiren muß. Erlauben Sie mir, daß ich die beiden Punkte, die Sie sich als Friedens-Präliminarien ausbedungen, von einander gesondert halte und jeden für sich betrachte.

Ueber den ersten, glaube ich, kommen wir sehr leicht hinweg. Denn Ihre Verwahrung dagegen, daß der Mensch nur an der Hand der Vernunft zum Glauben gelangen könne, soll doch wahrscheinlich den Sinn haben, daß der Glaube nicht gerade von weitläufigen vernunftgemäßen oder wissenschaftlichen Forschungen bedingt sei, sondern daß man auch ohne diese zum Glauben gelangen könne und in diesem Sinne unterschreibe ich Ihre Behauptung mit Hand und Herz. Wie schlimm stände es im entgegensetzten Falle mit der Mehrheit unserer Brüder? Denn durch die täglichen Arbeiten um den nothwendigen Broderwerb in Anspruch genommen und daher außer Stande, sich diejenige Ausbildung des Verstandes und die sonst erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, um auf solche wissenschaftliche Forschungen überhaupt einzugehen, wären sie, wenn man nur auf dem Wege vernunftmäßiger, wissenschaftlicher Forschung zum christlichen Glauben

sollte gelangen können, um den christlichen Glauben reinweg betrogen. Nein, Gott bewahre mich vor einer solchen Ansicht! In Wahrheit gelangen meiner Ueberzeugung nach die meisten Menschen auf einem ganz andern Wege zum christlichen Glauben, als auf dem Wege vernunftmäßiger wissenschaftlicher Forschung. Die meisten, die gläubig sind, wurden geboren von gläubigen Eltern, die gleich nach ihrer Geburt für ihre Taufe Sorge trugen. Und sie nahmen also den Glauben schon in ihre Seele auf, noch ehe sie sich ihrer selbst bewußt waren; sie nahmen den Glauben in sich auf als eine Tugend, nicht als eine jener Tugenden, die wir uns durch Aufwendung unserer eigenen sittlichen Thatkraft erwerben, sondern, wie die Gottesgelehrten sich ausdrücken, als eine eingegossene Tugend, oder, wenn Sie wollen, als einen eingeschlossenen Tugendkeim, woraus die künftige That-Tugend, d. h. die selbstbewußte, selbstgewollte und selbstgeübte Tugend des Glaubens sich entwickelt. Und sie entwickelt sich unter der liebevollen Pflege frommer Eltern oder Erzieher, wenn der Morgenthau des den kindlichen Fassungskräften angepaßten religiösen Unterrichts befruchtend auf ihn niederfällt. Da geht dieser Keim auf, wird erst eine zarte Pflanze und dann ein schöner prächtiger Baum, ein Baum, unter dessen Aesten die Vögel des Himmels nisten; — denn die bekannte Parabel unsers Heilandes, der diese Bilder entlehnt sind, veranschaulicht ebenso wohl das Wachsen des Reiches Gottes nach innen und für den einzelnen Menschen, als nach außen und für die große Gesammtheit.

So, lieber Herr Hofrath, sind auch wir gläubig geworden, Sie sowohl als ich, und mit uns die große Mehrzahl, ja fast die Gesammtheit unserer Brüder. Wir alle,

die wir gläubig sind, waren schon als Kinder gläubig, wir wurden gläubig fast unbewußt und ohne unser Zuthun, und es erfüllte sich an uns buchstäblich das Wort des Evangeliums: „Wer ins Himmelreich eintreten will, muß ein Kind sein.“ Bei uns Allen handelte es sich bloß darum, den kindlichen Glauben für die Folgezeit gegen die Versuchungen und in den Stürmen des Lebens zu bewahren. Und selbst in unserer Zeit, wo der christliche Glaube vielfach gerade von den Stimmführern der sogenannten öffentlichen Meinung und von Geheimbündlern aller Art so offen und unverschämt bekämpft, ja ein wahrer Vernichtungskrieg gegen ihn geführt wird, — selbst in dieser unserer Zeit ist dieß doch nicht allzuschwer; wenigstens nicht schwer, wenn man guten Willens ist, wenn man seine Seele rein erhält von dem Schmutze der Sünde und den kindlichen Sinn sich bewahrt, d. h. sich nicht in die Schlinge des Stolzes und der Hoffarth ziehen läßt. „Thut nach meiner Lehre,“ sagt der Heiland, „und ihr werdet erkennen, daß sie von Gott ist.“

Darauf allein kommt es an; wenn man nach dieser Lehre thut, dann gewinnt man sie lieb und immer mehr lieb, man fühlt sich, indem man sie glaubt und übt, so wohl und glücklich; man fühlt dann gleichsam, daß eine geheime Kraft von ihr ausgeht, wie einstens von dem Saume des Gewandes Jesu Christi, eine Kraft, die uns stark macht gegen die Sünde, siegreich über die falschen, schmeichlerischen Verheißungen und süßen Verlockungen, wie über die Drohungen und die Schrecken der Welt, die uns Bescheidenheit und Gleichmuth einflößt im Glück, Trost und Muth im Unglücke und selbst dem Tode uns ruhig und ohne bängliches Zittern in's Angesicht sehen

läßt, kurz, wir fühlen dasjenige, was der Apostel das Zeugniß des heil. Geistes nennt. Ich bedaure Jeden, der von diesem Zeugnisse in seinem Innern nie etwas verspürt; er entbehrt der süßesten Freude, die es hier auf Erden gibt; er entbehrt eines Beweismittels für die Göttlichkeit seines Glaubens, das sich zwar nicht, wie die anderen, äußerlich handhaben läßt, vielmehr von Jedem selbst innerlich erfahren werden muß, dessen Beweiskraft aber in dem, der es erfährt, so stark und unüberwindlich siegreich ist, daß dadurch jeder Zweifel von vornherein erstickt und wie in der Wurzel abgeschnitten wird. Denn Zweifel gegen den Glauben stellen sich bei einem Gläubigen erst dann ein, wenn er das Gegentheil von dem, was er glaubt, liebt und übt; wenn er sich also fürchten muß, es möchte das wahr sein, was er glaubt oder wünschen muß, es möchte nicht wahr sein, da man bekanntlich dasjenige gern glaubt, was man wünscht und umgekehrt; kurz, es stellen sich dann erst Zweifel ein, wenn man in Gesinnung und That mit dem Vater der Lüge und des Unglaubens angebunden hat, denn, wie einer Ihrer Theologen*) richtig bemerkt, auf Zweifel reimt sich kein anderes Wort, als Teufel.

Bei diesen Worten sprang der Commercien-Rath auf einmal von seinem Sitze auf und rief: „muß ich denn das so übel und schrecklich klingende Wort Teufel sogar in einer so gebildeten Gesellschaft hören?" und sogleich machte er sich auf und davon, indem er etwas ruhiger und in einem halb ernsten, halb scherzhaften Tone die Worte des Baccalaureus recitirte:

„Wenn ich nicht will, so darf kein Teufel sein;"

der junge Advokat ihm aber die Worte Mephisto's nachrief:

*) Marheinecke.

„Der Teufel stellt dir nächstens doch ein Bein.“*)

Nachdem er sich entfernt, nahm ich den Faden meiner Rede sogleich wieder auf und fuhr fort: anders, als mit denen, die von christlichen Eltern geboren werden und gleichsam unbewußt und ohne ihr Zuthun in's Heiligthum des Glaubens treten, verhält es sich freilich mit denjenigen, die aus dem Heidenthum, dem Judenthum oder dem Islam zum christlichen Glauben sich bekehren. Doch läßt sich so im Allgemeinen selbst von diesen nicht sagen, daß sie nur durch vernunftmäßiges Forschen zum Glauben hingeführt würden. Gott, der in letzter Instanz durch seine Gnade den Glauben in uns hervorbringt, bestimmt auch die äußeren veranlassenden Ursachen, die Mittel oder Werkzeuge, deren er sich dabei bedienen will, und er ist in der Wahl solcher Mittel und Wege wahrlich nicht beschränkt. Er führt jeden so, wie es seiner höchsten Weisheit und der individuellen Beschaffenheit eines jeden Einzelnen angemessen ist, die Weisen des Morgenlandes führt er zu Christus durch einen Stern, die Hirten auf den Fluren Bethlehems durch Engelerscheinungen, die einen durch die Philosophie, die andern durch die Weissagungen des alten Testamentes; die einen durch die Wunder, die sie Christus wirken sahen, die andern durch die Kraft und Schönheit seiner Lehre, wieder andere, wie z. B. einen Paulus, durch außerordentliche Offenbarung. Kurz, Gott hat tausend Mittel und Wege. Keiner hat das Recht, ihm vorzuschreiben, auf welchem Wege gerade er von ihm geführt sein wolle, aber Jeder hat die Pflicht, auf dem Wege, auf dem er ihn führen will, sich willig von ihm führen zu lassen. Wie

*) Goethe's Faust. II. Th.

das geordnete Heer Israels in der Wüste dem Wahrsager Bileam überall schön erschien, von welcher Seite er es auch betrachtete, also verhält es sich auch mit dem christlichen Glauben. Man kann ihn betrachten, von einer Seite, von welcher man will, immer und überall erscheint er uns schön, schön durch seine Lehren an sich, so daß, wenn man sie kennt und sie einmal geschmeckt, d. h. in sein Herz eingeschlossen hat, man sie mit nichts in der Welt mehr vertauschen möchte; schön durch die Wunder, womit diese Lehren gleichsam verbrieft und besiegelt sind, schön durch das Zeugniß der tausend und tausend Martyrer, die für ihn geblutet, schön durch den Glanz der Heiligkeit, der seinen Urheber umstrahlt und den er über alle seine wahren Anhänger verbreitet, schön durch den Trost und die Kraft, die er uns hienieden gewährt, schön durch die Freuden und Wonnen, die er seinen Anhängern im Jenseits zeigt: und mag er daher auch selber nur Einer sein, der Wege, die zu ihm hinführen, sind unzählige.

Sehen Sie, Herr Hofrath, fuhr ich fort, unfriedlich bin ich nicht, ich bin liberaler als Sie sich mich wahrscheinlich gedacht, und wenn die erste Friedensbedingung, die Sie mir gestellt, wirklich, wie ich hoffe, den Sinn hat, den ich ihr untergelegt, so wollen wir gleich heute noch das Versöhnungsfest feiern. Nur muß ich auch darüber gewiß sein, daß Sie Ihren früher geäußerten stocklutherischen Ansichten von der menschlichen Vernunft ein für allemal entsagen und daß Sie mir zustimmen, wenn ich es für einen Unsinn erkläre, der Mensch könne glauben ohne Vernunft.

Der Hofrath. Aber Sie haben doch Letzteres bereits vollständig eingeräumt. Oder wollen Sie vielleicht

das, was Sie gesagt haben, auf einmal wieder umkehren, so daß man auch auf Sie die Worte anwenden dürfte:

„Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
Was ehemals Grund war, ist nun Gipfel,
Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren
Das Unterste ins Oberste zu kehren.“*)

Ich. Ich begreife Sie, Herr Hofrath, nicht; oder vielmehr ich begreife, daß Sie in der Fechtkunst der verdrehenden und ausweichenden Streiche sehr gewandt sind. Wo habe ich denn eingeräumt, daß man auch ohne Vernunft glauben könne? Glaubt man denn ohne Vernunft, wenn man ohne selbst durchgemachte, weitläufige, vernunftmäßige oder wissenschaftliche Forschungen glaubt? Wenn das Kind glaubt, zunächst auf die Auctorität seiner Eltern und Lehrer, geschieht das ohne und gegen die Vernunft, oder mit und nach der Vernunft? Oder ist es etwa nicht vernünftig, daß der unweisere Schüler dem weiseren Lehrer glaubt? Wenn das nicht vernünftig ist, basirt dann nicht die ganze Erziehung auf Lüge und Unvernunft? Und wenn ich glaube, weil es mir bei meinem Glauben so wohl ist, weil er mir zu allem Guten die Hand reicht, weil ich eine Kraft von ihm ausströmen fühle, die mich in den Versuchungen und Kämpfen des Lebens stärkt und in allen Widerwärtigkeiten mich tröstet und aufrecht hält, sollte das wohl unvernünftig sein? Ich dächte doch wohl, weit eher das Gegentheil wäre es.

Der Gründe, auf die sich der Glaube stützt, können allerdings sehr verschiedene sein, aber auf irgend einen Grund muß er sich doch stützen; und stützt er sich auch

*) Goethe's Faust. II.

nur auf einen Grund, der vor der Vernunft bestehen kann, so ist er doch offenbar selbst ein vernünftiger; also ein Glaube, wie ihn der Apostel meint, wenn er von uns fordert, daß wir Gott einen „vernünftigen Dienst“ erweisen sollen.*)

Ich hatte diese Worte noch kaum geendet, da trat der Commercien-Rath wieder in den Saal ein, oder vielmehr er ward vom Grafen, der ihn inzwischen aufgesucht, hereingeführt. Es entstand eine etwas unruhige Scene, besonders wollten die Neckereien zwischen dem Commercien-Rath und dem jungen Advokaten wegen des sauberen Scheidegrußes, den dieser jenem bei seiner Entfernung aus dem Saale nachgerufen, fast kein Ende nehmen. Mir waren aber solche Späße und Neckereien keineswegs nach dem Sinne und nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es mir endlich, wieder zu Worte zu kommen, um das Gespräch mit dem Hofrathe fortzusetzen. „Es bliebe uns also,“ sagte ich zu ihm, „jetzt noch Ihre zweite Friedensbedingung zu erörtern, daß ich Ihnen nämlich zugeben solle, daß die Vernunft im Heiligthume des Glaubens gar nicht mehr reden oder mitreden dürfe. Und wie sehr wünschte ich, Herr Hofrath, daß wir uns so schnell wie möglich auch über diesen Punkt verständigen könnten! In einem Betrachte ist vielleicht die Sache für mich sehr leicht abgethan. Denn daß die Vernunft sich den Lehren des Glaubens als Aussprüchen Gottes unbedingt zu unterwerfen hat, mögen sie ihr annehmbar oder unannehmbar, begreiflich oder unbegreiflich erscheinen, — das kann für mich, wie ich Ihnen schon erklärt, keinen Augenblick zwei-

*) Röm. 12, 1.

felhaft sein. Das Gegentheil erscheint mir nicht bloß als stolze sündhafte Auflehnung gegen Gott, sondern auch als die größte Unvernunft; denn es gibt keine größere Unvernunft, als den Aussprüchen der höchsten Vernunft sich nicht schweigend und unbedingt zu unterwerfen. Die Sache hat aber auch noch eine andere Seite der Betrachtung und von dieser Seite, fürchte ich, ist sie gar nicht so leicht abgethan. Vielmehr halte ich die Unthätigkeit, zu der Sie die Vernunft dem christlichen Glauben gegenüber verurtheilen wollen, eher für alles andere, als für eine Tugend oder eine Vollkommenheit. Und die heil. Schrift, auf die Sie sich sonst so gern berufen, habe ich hier ganz auf meiner Seite. Sagt sie ja ausdrücklich: „Der Gerechte lebt aus dem Glauben.“ Und wie kann ich denn aus dem Glauben leben, wenn ich mich nicht in ihn hineinlebe, und zwar mich in ihn hineinlebe mit meinem ganzen Menschen, also doch gewiß zu allererst und hauptsächlich mit meiner Vernunft, da ja gerade die Vernunft unter allen natürlichen Vermögen, die ich besitze, das beste ist, worin selbst mein freier Wille wurzelt; denn wenn ich zwischen verschiedenen Gegenständen soll frei wählen können, muß ich diese verschiedenen Gegenstände, zwischen denen mir die Wahl gelassen, mit meiner Vernunft erst erkannt haben und ich würde mithin nicht frei sein und nicht frei handeln können, wenn ich nicht vernünftig wäre und vernünftig erkennen könnte. Wenn also die heil. Schrift sagt: „der Gerechte lebt aus dem Glauben,“ so liegt darin von selbst die Forderung, ich soll mich mit meinem Geiste in den Glauben (in die Wahrheiten und Lehren des Glaubens) immer tiefer hineinarbeiten, ich soll ihn wieder und wieder betrachten und darüber nachdenken, wie Maria die

Worte Jesu bei sich erwog, darüber nachsann, und in ihrem Herzen sie bewahrte; ich soll zu gelangen suchen „zu jedem Reichthum der Fülle des Wissens, zur Erkenntniß des Geheimnisses Gottes, des Vaters und Christi Jesu, in welchem alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen sind;"*) ich soll zu „begreifen" suchen, „welches die Breite und Länge, die Höhe und Tiefe" (des Geheimnisses der Erlösung) sei"**) (denn auch dieß sind wörtlich angeführte Ermahnungen der heil. Schrift, wie dergleichen ja in ihr immerfort wiederkehren, immer uns anhaltend und antreibend, daß wir in der Erkenntniß Gottes und Jesu Christi wachsen, daß wir uns mit dem Geiste der Weisheit erfüllen oder um diesen Geist Gott flehentlich bitten, daß wir uns allezeit bereit halten sollen zur Verantwortung gegen Jeden, der von uns Rechenschaft fordert über unsere Hoffnung u. dgl.; — und ich möchte doch wissen, wie Sie sich diese und ähnliche Stellen der heil. Schrift zurechtlegen und mit Ihrer Theorie von der Unthätigkeit der Vernunft gegenüber dem Glauben vereinigen zu können meinen); kurz, ich soll von den Wahrheiten und Lehren des Glaubens meine ganze Seele erfüllen lassen. Und gewiß stände es besser mit uns, wenn wir diese Worte der heil. Schrift besser befolgten, denn wir haben noch nie gesündigt, wenn wir an die Wahrheiten des Glaubens gedacht, wohl aber haben wir, wenn wir sündigten, immer nur gesündigt, weil wir an diese Wahrheiten nicht gedacht oder nicht ernstlich darüber nachgedacht. Und überhaupt bin ich nur insofern ein wahrer Christ, als die Lehren

---

*) Koloss. 2, 2. 3.
**) Ephes. 3, 18.

des Glaubens in meiner Seele lebendig und wirksam sind. Nicht jeder kann, was man so nennt, gelehrte Studien oder Forschungen über den Glauben machen; aber nachdenken und oft nachdenken über die Wahrheiten des christlichen Glaubens muß jeder Christ und jeder hat auch die Pflicht, in seiner Art und nach seinem besten Können in der Erkenntniß oder geistigen Durchdringung des Glaubens fortwährend zu wachsen, bis wir herangewachsen sind „zum vollkommenen Mannesalter in Christus Jesus.“ Und glauben Sie mir, Herr Hofrath, gerade die einfältigen aber frommen Seelen haben auf dem Gebiete des Glaubens oft Lichtblicke, wie sie den verständigsten und geistig ausgebildetsten, aber weniger frommen, abgehen: denn die Liebe versteht diese Glaubensdinge am besten und sie gibt dem geistigen Auge eine so helle und scharfe Sehkraft, wie sie oft der klarste Verstand nicht verleiht. Und hier besonders läßt sich das Wort anwenden:

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Verstehen, lieben, üben ist in den Dingen der Religion und des Glaubens fast ein und dasselbe. Und man wird diese Dinge nur halb, unsicher und mangelhaft erkennen, wenn man sie nicht zugleich liebt und, in so weit es möglich, auch übt. Sie sind nämlich sämmtlich höher als unsere Seele, stehen über ihr, und Dinge, die höher als unsere Seele sind, zu lieben, ist besser als sie bloß erkennen, wie es umgekehrt in Absicht auf die Dinge, die niedriger als unsere Seele sind, besser ist, sie zu erkennen, als sie zu lieben.

Der Hofrath. Eine merkwürdige Unterscheidung, die Unterscheidung der Dinge in solche, die über und in

solche, die unter der Seele stehen; und ein ebenso merkwürdiger Maßstab, nach dem Ueber oder dem Unter abmessen zu wollen, ob es besser sei, die Dinge zu erkennen, als sie zu lieben, und umgekehrt.

Ich. Diese Unterscheidung mag Ihnen sehr merkwürdig sein, aber sie ist auch zugleich sehr richtig. Und so sehr merkwürdig, meine ich, wäre sie auch nicht einmal, denn nichts muß uns doch näher liegen, als die Dinge im Verhältnisse zu unserer Seele d. h. zu uns selbst zu betrachten und zu unterscheiden. Und in diesem Verhältnisse betrachtet müssen die Dinge entweder über uns sein (die göttlichen und himmlischen) oder unter uns (die irdischen Dinge) oder endlich neben uns, unsere Nebenmenschen, die so gut als wir das Bild Gottes an sich tragen. Und auch jener Maßstab ist richtig, obgleich ihn der hl. Thomas anlegt, dieser Erzscholastiker, gegen den Sie sich so eben so sehr ereifert. Und der Grund liegt hier ebenfalls sehr nahe; die hl. Schrift nennt ihn, wenn sie sagt: „Die Menschen sind geworden, wie das, was sie liebten.“ Durch die Liebe wird man dem, was man liebt, ähnlich, gleichförmig, man verwandelt sich gleichsam in das Geliebte und wird Eins mit ihm. Unordentlich und unmäßig liebt man das Geld, und die Seele, für ein so großes Gut erschaffen, hat nur noch Sinn für Geld; man liebt die körperlichen fleischlichen Lüste und die Seele, diese geistige Substanz, die das Fleisch beherrschen und es gleichsam vergeistigen sollte, kennt nichts mehr als Fleisch, glaubt nichts mehr als was vom Fleische (denn der vollendete Fleischesmensch kommt allmählig dahin, daß ihm alles Unsichtbare, Untastbare, also jede höhere, übersinnliche Wahrheit zur Unwahrheit und Thorheit wird) kurz, sie wird gleichsam

ganz in Fleisch verwandelt, wie die hl. Schrift von den verderbten Menschen vor der Sündfluth sagte: „Alle Menschen sind Fleisch geworden.“ Oder man liebt umgekehrt Gott und das Göttliche, und die Seele wird durch diese Liebe über sich selbst erhoben und so gleichsam selbst vergöttlicht. Was aber in dieser Weise von dem Lieben einer Sache gilt, daß ich sie nämlich durch die Liebe in mein Herz aufnehme und sie gleichsam in mich oder vielmehr mich in sie verwandele, — das gilt nicht in derselben Weise vom Erkennen einer Sache; die bloß erkannte Sache bleibt noch außer mir, sie bleibt noch außer meinem Willen und meinem Herzen. Nun sind aber offenbar die Dinge, die unter der Seele stehen, für die Seele ein schlechter Schmuck; was die Seele wahrhaft schmücken und zieren soll, muß etwas Höheres sein, als sie selbst. Und deshalb ist jener Maßstab richtig und es ist besser, die niederen Dinge zu erkennen, als sie zu lieben, wie es umgekehrt besser ist, die höheren Dinge zu lieben, als sie bloß zu erkennen.

Der Hofrath. Das mag alles gar hübsch und schön sein, aber was hat es denn mit unserer eigentlichen Frage zu schaffen?

Ich. Ich wollte auch durch das Gesagte nur den Gedanken erläutern, daß, um in die Tiefen der Erkenntniß des Glaubens zu dringen, die bloße Gelehrsamkeit und ein bloßer scharfer klarer Verstand noch nicht genügen, sondern daß man hierzu auch die Wahrheiten des Glaubens lieben und ein heiliges Herz haben muß. Und hieraus erklärt sich auch, warum die Kirche von solchen, die sie uns vorzugsweise als Lehrer des Glaubens, als Väter und hl. Lehrer aufstellt, nicht bloß einen besonders

hohen Grad geistlicher Wissenschaft, sondern auch eine besonders ausgezeichnete Heiligkeit des Lebens fordert.

Der Hofrath. Mit dem, was Sie hier sagen, könnte ich mich wohl zur Noth noch einverstanden erklären, denn ein frommes Nachdenken über die Glaubensgegenstände, ein Nachdenken darüber im Interesse der Frömmigkeit, das zu tadeln, kann mir nicht einfallen; aber dieses leidige Philosophiren und Speculiren über den Glauben, dieses anmaßliche klügelnde und spitzfindige begreifen und einsehen Wollen der Geheimnisse des Glaubens, dieses verwegene sich durcharbeiten Wollen zum Wissen dessen, was andere ehrliche Menschen glauben (denn die Worte Glauben und Wissen, Verhältniß des Glaubens zum Wissen oder des Wissens zum Glauben summen einem ja, wie so manche andere Schlagworte der Zeit, jetzt immer um die Ohren) — das eben ist es, was ich oben das mitreden Wollen der Vernunft in Sachen des Glaubens nannte und das ich als ein der Pietät und Ehrfurcht gegen das Göttliche widersprechendes Etwas unwiderruflich verwerfen muß. Denn erst redet die Vernunft bloß mit, um am Ende ganz allein zu reden, und den ganzen göttlichen Glauben zuletzt in ein Gewebe menschlicher Klügeleien und Spitzfindigkeiten aufzulösen.

Ich. Aber auch hier, Herr Hofrath, unterscheiden Sie nicht genug, sondern werfen zusammen, was man auseinander halten muß. Ein Philosophiren und Speculiren über Glaubensgegenstände, wie Sie es eben anzudeuten schienen, verwerfe ich ebenfalls, mögen es Katholiken oder Protestanten sein, die dessen sich schuldig machen. Wenn man, obgleich mitten in den Glauben hineinversetzt und von seinem Lichte umstrahlt, in seinem Philosophiren oder

Speculiren über die göttlichen Dinge doch vom Glauben hinwegsieht so, als ob er gar nicht da wäre, und statt diesem göttlichen Lichte lieber dem Lichte oder Irrlichte seines eigenen Geistes folgt, unbekümmert, was dabei zuletzt für ein Ergebniß herauskommt, und ob dasselbe mit den Lehren des Glaubens übereinstimmt oder damit nicht übereinstimmt, und wohl noch obendrein, wenn das Ergebniß mit den Lehren des Glaubens nicht übereinstimmt, verwegen genug ist, nicht dieses selbstgefundene Ergebniß mit den Lehren des Glaubens, sondern umgekehrt, die Lehren des Glaubens mit dem selbstgefundenen Ergebniß übereinstimmend zu machen d. h. jene nach diesem umzuwandeln und zu rektificiren, so rede ich einem solchem Speculiren gewiß nicht das Wort, halte es vielmehr so gut wie Sie für ein verwegenes und frevelhaftes Spiel, worauf vielleicht am besten das Wort des Dichters paßt:

„Ich sag' es dir: ein Kerl, der speculirt,
Ist wie ein Thier auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und ringsumher liegt schöne grüne Weide.“*)

Wie aber, fuhr ich fort, der Mißbrauch den Gebrauch überhaupt nicht aufhebt, so geht es auch hier; und ich kann nur wiederholen, daß wir von unserer Vernunft (denn um nur die eitelsten und nichtigsten Verhältnisse dieser Erde damit zu erkennen und auszuforschen, dazu ist sie doch zu gut) keinen besseren und edleren Gebrauch machen können, als indem wir, so weit es unsere Schwachheit gestattet, in die Lehren und Geheimnisse des Glaubens geistig eindringen, ihre inneren Beziehungen zu einander,

---

*) Goethe's Faust. I. Th.

so wie ihre Beziehungen zu den natürlichen Wahrheiten aufsuchen, sie mit einander vergleichen und an einander beleuchten, die innern Gründe ihrer Nothwendigkeit, also ihr eigentliches Wie und Warum erforschen, kurz, indem wir die Lehren des Glaubens Demjenigen, was wir sonst das Verstehen, Begreifen, Wissen einer Sache nennen, nahe und näher zu bringen suchen; wohlgemerkt, ich sage: so weit es unsere Schwachheit gestattet; denn ein vollkommenes Begreifen der geheimnißvollen Lehren des Glaubens findet hier nicht statt, „wir sehen hier nur räthselweise" sagt die hl. Schrift und dieselbe ermahnt uns auch, daß wir auf die Offenbarung Gottes achten sollen, als auf ein Licht, das da scheint an einem dunklen Orte, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in unserm Herzen.*)

Es versteht sich daher auch von selbst, daß ein solches Forschen, oder, wenn Sie wollen, ein solches Philosophiren über die Dinge des Glaubens vor Allem mit Bescheidenheit und wahrer Demuth verpaart sein muß: und durch dies Kennzeichen hauptsächlich unterscheidet sich die ächte christliche Speculation von der falschen. Die erstere geht vom Glauben aus, und baut auf dem Fundamente des Glaubens weiter, die letztere ignorirt vornehm den Glauben oder giebt sich das Ansehen, ihn zu ignoriren, indem sie sich auf ihre eigenen Füße stellt; die erstere will zu keinem Ergebniß gelangen, das nicht mit den Lehren des Glaubens übereinstimmt und verwirft ihre eigene Arbeit, wenn sie damit nicht übereinstimmt, denn sie will und sucht nichts, als die Verherrlichung des Glaubens, die letztere philosophirt, möchte ich sagen, ins Blaue hinein und sie will und

*) 1. Kor. 13, 10. 2. Petr. 1, 19.

sucht nur ihre eigene Verherrlichung; die erstere freuet sich dessen, wie der hl. Anselmus sagt*), was sie an den Wahrheiten des Glaubens begreift, und verehrt dasjenige, was sie nicht begreift; die letztere überhebt sich dessen, was sie an den Wahrheiten des Glaubens begreift oder zu begreifen wähnt, und sie wähnt, daß es nichts gibt, was sie nicht begreifen kann. Der ersteren ist das demüthige Gebet um die Erleuchtung von oben das Erste und das eigene Forschen erst das Zweite; der letzteren ist das eigene Forschen die Hauptsache und das Gebet um die Erleuchtung eine Nebensache; die erstere blickt zu den großen Heroen christlicher Philosophie und Wissenschaft, den hl. Vätern und Kirchenlehrern, mit Achtung und Verehrung hinauf und bleibt bescheiden, selbst wenn sie in dem einen oder andern Punkte von ihrer Meinung abweichen zu müssen glaubt, die letztere blickt auf diese Meister, denen sie vielleicht die Schuhriemen aufzulösen nicht werth ist, mit gleichgültigem oder selbstgefälligem Blicke herab, und datirt von sich selbst die neue große Epoche der Wissenschaft, nach Art einer kecken naseweisen Jugend: denn

„Dieß ist der Jugend edelster Beruf!
Die Welt, sie war nicht, ehe ich sie erschuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf;
Da schmückte sich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen.
Auf meinen Wink, in jener ersten Nacht,
Entfaltete sich aller Sterne Pracht.

---

*) Anselm. epist. II., 41.

Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philisterhaft einklemmender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,
Und wandle rasch, im eigensten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finsterniß im Rücken." *)

Vortrefflich, ganz vortrefflich, rief Graf Julius hier aus, wobei sich sein Gesicht gegen früher auffallend erheiterte; kürzer und schlagender läßt sich das dünkelhafte Wesen unserer lieben Jugend wohl nicht zeichnen.

Der Advokat schien jedoch davon nicht ebenso erbaut; er sah, was sonst seine Art nicht war, beschämt vor sich nieder, während der Commercien-Rath schon vor diesen Worten den Saal still wieder verlassen hatte. Der Hofrath aber erwiederte: Ich drücke zu dieser Charakteristik der anmaßlichen naseweisen Jugend und gar mancher unserer modernen Literaten und Gelehrten gewiß auch mit Freuden meine Zustimmung aus; ich muß jedoch noch einmal auf Ihre Unterscheidung von Glauben und Wissen zurückgreifen, denn bei aller Deutlichkeit, deren Sie sich beflissen, ist mir doch aus Ihren Worten noch nicht klar geworden, wie sich denn nun eigentlich Glauben und Wissen zu einander verhalten oder sich von einander unterscheiden.

Ich. Dieser Unterschied läßt sich wohl am besten an einzelnen concreten Beispielen klar machen und wenn Sie mir erlauben, will ich gerade ein solches wählen, was sich bei dem von Ihnen so mißachteten, von mir aber so hochgeachteten Thomas von Aquin findet, und zwar nicht in

*) Goethe's Faust. II.

einem seiner bekanntesten Hauptwerke, seiner theologischen Summa oder seiner Summa gegen die Ungläubigen (contra gentiles), sondern in einem seiner weniger bekannten Werke. Es trägt die Ueberschrift gegen die Griechen, Armenier und Sarazenen, worin er, wie er selbst bekennt, nicht beweisend oder wissenschaftlich aufbauend, sondern nur den Glauben vertheidigend und die Angriffe der Glaubensgegner abwehrend zu Werke geht. Ich wähle aus diesem kleineren Werke des Engels der Schule den Abschnitt, worauf ich dieser Tage gerade stieß und der überschrieben ist: „welches war die Ursache der Menschwerdung des Sohnes Gottes?"*) Hören wir, was er über diesen so entscheidenden und wichtigen Lehrpunkt, dem genannten Zwecke entsprechend, uns zu sagen hat. Die früher von mir übersetzte Stelle, die ich hier gerade zur Hand habe, lautet, wie folgt: Verblendet, sagt er, wie die Gegner des christlichen Glaubens sind, verhöhnen sie den christlichen Glauben, weil wir bekennen, daß Christus, der Sohn Gottes, gestorben ist, indem sie die Tiefe dieses Geheimnisses nicht zu fassen im Stande sind. Um aber über den Tod des Sohnes Gottes richtig zu denken, müssen wir erst über die Menschwerdung des Sohnes Gottes Einiges vorbringen, denn wir lehren oder glauben ja nicht, daß der Sohn Gottes dem Tode unterworfen gewesen sei nach seiner göttlichen Natur, in der er dem Vater gleich ist und welcher das Leben selbst und die Quelle alles Lebens ist, sondern, daß er gestorben sei nach unserer (menschlichen) Natur, die er hypostatisch mit sich vereinigte. Wenden wir nun unsere Betrachtung auf das

*) Opusculum contra errores Graecorum, Armenorum et Sarac. Cp. V.

genannte Geheimniß der Menschwerdung des Sohnes Gottes hin, so ist zunächst zu bemerken, daß jedes Wesen, was mit Intelligenz wirkt, nach einem entworfenen geistigen Bilde, einer Idee, gleichsam einem innern, geistigen Worte, wirkt, wie es z. B. beim Baumeister, überhaupt bei jedem Künstler der Fall ist, der nach der Vorstellung oder Idee, die er sich im Geiste entworfen hat, äußerlich das Werk ausführt.

Weil daher der Sohn Gottes das Wort Gottes selbst ist, so erklärt sich, daß Gott alles gemacht hat durch seinen Sohn. Jede Sache aber wird durch dasselbe, wodurch sie gemacht ist, auch wiederhergestellt; wie z. B. ein Haus, das zusammengestürzt, wiederhergestellt wird nach der Idee des Künstlers, wonach es anfänglich gebaut war. Unter allen Kreaturen aber, die Gott durch sein Wort erschaffen hat, nimmt die vernünftige Kreatur den ersten Rang ein, dergestalt, daß alle andern Kreaturen ihr dienen und auf sie hingeordnet erscheinen, was auch ganz naturgemäß ist. Denn die vernünftige Kreatur besitzt durch ihre Willensfreiheit die Herrschaft über ihre eigenen Handlungen, während die andern Kreaturen nicht frei handeln, sondern durch den natürlichen Instinkt zum Handeln hinbewegt werden. Ueberall aber hat das Freie die Herrschaft über das Nichtfreie; die Nichtfreien, die Sclaven, werden hingeordnet zum Dienste der Freien und werden von den Freien regiert. Der Fall der vernünftigen Kreatur ist daher nach der richtigen Schätzung von einer größeren Bedeutung, als der Verfall jeder andern unvernünftigen Kreatur; und daß Gott die Dinge richtig schätzt, unterliegt keinem Zweifel. Und deshalb ist es der göttlichen Weisheit angemessen, daß Gott vorzüglich die gefallene vernünf-

tige Kreatur wiederherstellte, und daß es ihm hierum mehr zu thun war, als wenn der ganze Himmel einstürzte oder den körperlichen Dingen ein noch so großes Unglück begegnete. Es gibt aber eine doppelte vernünftige oder geistige Kreatur, eine rein geistige, die wir Engel nennen, und eine mit einem Körper verbundene, die Seele des Menschen. Beide konnten fallen, weil beide einen freien Willen hatten. Unter *Fallen* versteht man aber bei der vernünftigen Kreatur nicht aus dem Sein herausfallen, sondern von der rechten Regel des Willens abfallen. Denn wenn man bei einer Sache von einem Falle oder Verfalle redet, so kommt hauptsächlich das in Betracht, wodurch sie wirkt, wie wir z. B. von einem Künstler sagen, er fällt oder fehlt, wenn er in der Kunst, wodurch er wirkt, das Rechte verfehlt; und wie wir von einem natürlichen Wesen sagen, es falle oder fehle, wenn die natürliche Kraft, wodurch es wirkt, verkümmert wird oder zu Grunde geht, z. B. die Pflanze, wenn sie keine Kraft mehr hat, zu keimen, die Erde, wenn sie keine Kraft mehr hat, Frucht zu tragen. Dasjenige aber, wodurch die vernünftige Kreatur wirkt, ist der Wille, worin eben die Freiheit beruht. Und der Fall der vernünftigen Kreatur kann demnach nur darin bestehen, daß sie von der rechten Regel des Willens abweicht, mithin sündigt.

Und es war also der Weisheit Gottes angemessen, die Sünde, welche in der Verkehrtheit des Willens liegt, von der vernünftigen Kreatur zu entfernen und zwar durch sein *Wort*, wodurch er auch die ganze Kreatur erschaffen hat. Für die Sünde der Engel aber hat er kein Heilmittel, weil sie vermöge der Unveränderlichkeit ihrer Natur, von dem, wozu sie sich einmal frei hingekehrt haben, sich

nicht mehr abkehren können. Die Menschen dagegen haben nach der Beschaffenheit ihrer Natur einen veränderlichen Willen, so daß sie nicht blos Verschiedenes wählen können, Gutes oder Böses, sondern sie können auch, wenn sie das Eine oder Andere, z. B. das Böse, gewählt haben, davon sich wieder zurückwenden und zum Entgegengesetzten sich wieder hinwenden; und diese Umwendbarkeit des Willens behält der Mensch, so lange er seinen der Veränderlichkeit hingegebenen Körper hat; sobald aber seine Seele vom Körper getrennt ist, nimmt sein Wille dieselbe Unveränderlichkeit an, die der Engel von Natur hat. So also war es der Güte Gottes angemessen, daß er die gefallene menschliche Natur durch seinen Sohn wiederherstellte. Die Art und Weise dieser Wiederherstellung mußte entsprechend sein theils der wiederherzustellenden Natur, theils der Krankheit selbst. Ich sage, sie mußte der wiederherzustellenden Natur entsprechend sein, und daher durfte der Mensch, als mit freiem Willen begabt, nicht durch eine äußere ihn nöthigende Gewalt, sondern nur mit und nach seiner freien Willensbestimmung zur ursprünglichen Gerechtigkeit zurückgeführt werden. Ferner mußte die Art und Weise der Wiederherstellung auch der Krankheit entsprechend sein und da die Krankheit in der Verkehrtheit des Willens bestand, so mußte er zur rechten Ordnung wieder zurückgeführt werden. Die rechte Ordnung des menschlichen Willens besteht aber in der rechten Ordnung der Liebe, welche unter den Neigungen des Willens die erste und hauptsächlichste ist. Die geordnete Liebe aber ist die, daß wir Gott als das höchste Gut über Alles lieben und daß wir auf ihn Alles, wie auf den letzten Zweck hinbeziehen und daß wir ebenso auch in allen andern

Dingen, die zu lieben sind, die rechte Ordnung bewahren und mithin das Körperliche dem Geistigen nachsetzen. Zur Erweckung unserer Liebe gegen Gott konnte aber nichts wirksamer sein, als daß das Wort Gottes, durch welches Alles gemacht ist, zur Wiederherstellung unserer menschlichen Natur dieselbe selbst annahm, so daß Ein und Derselbe Gott und Mensch zugleich war. Erstlich, weil daraus am klarsten hervorgeht, wie sehr Gott den Menschen liebt, daß er um seines Heiles willen Mensch werden wollte, und nichts ist so mächtig, im Menschen die Liebe zu wecken, als wenn er sieht, daß er geliebt wird. Ferner konnte der Mensch, mit seinem Verstande und seinem Herzen zum Körperlichen niedergezogen, zu dem, was über ihm, nicht so leicht emporgehoben werden. Denn leicht wohl ist es Jemanden, einen andern Menschen zu lieben und zu erkennen, aber die göttliche Erhabenheit zu betrachten und zu ihr in rechter Liebe sich aufzuschwingen, das können nicht Alle, sondern nur Diejenigen, welche unter dem Beistande Gottes mit großer Anstrengung und mit Eifer vom Körperlichen sich zum Geistigen erheben. Um also Allen den Weg zu Gott hin zu öffnen, wollte Gott selbst Mensch werden, damit auch die Kleinen Gott erkennen und lieben könnten und allmählich zu größerer Vollkommenheit fortschritten. Dadurch, daß Gott Mensch geworden, wird im Menschen auch die Hoffnung angefacht, daß er zur Theilnahme an der vollendeten Glückseligkeit, die Gott allein seiner Natur nach hat, hingelangen könne. Wenn nämlich dem Menschen verheißen würde, daß er zur Glückseligkeit gelangen werde, deren kaum die Engel fähig sind, da sie in der Anschauung und im Genusse Gottes besteht, so würde er, eingedenk seiner Schwachheit, solches kaum zu

hoffen wagen, würde ihm nicht von einer andern Seite zugleich gezeigt die Würde der menschlichen Natur, die Gott so sehr achtet, daß er um ihres Heiles willen hat Mensch werden wollen. Und so hat Gott dadurch, daß er Mensch geworden, dem Menschen die Hoffnung eingeflößt, daß er ebenfalls dahin gelangen könne, daß er sich mit Gott im seligen Genusse vereinigte. Diese Erkenntniß seiner Würde, die dem Menschen aus der Menschwerdung Gottes aufgeht, muß auch in ihm bewirken, daß er sein Herz keiner Kreatur unterwirft und daß er also weder den Dämonen oder andern Kreaturen einen abgöttischen Dienst erweist, noch sich den körperlichen Kreaturen durch unordentliche Liebe unterwirft. Denn ist der Mensch nach der göttlichen Schätzung von so hoher Würde, und ist er Gott so nahe, daß Gott hat Mensch werden wollen, so ist es seiner unwürdig, daß er sich in unordentlicher Liebe Dingen unterwirft, die niedriger sind als Gott!"

Hier sehen Sie also, lieber Herr Hofrath, an einem concreten Beispiele, was Glauben und was Wissen sei.

Daß der Mensch ohne die Menschwerdung Gottes von seinem Falle nicht wiedererhoben werden konnte, das lehrt uns der Glaube; warum aber gerade der Sohn Gottes, nicht der göttliche Vater selbst oder der hl. Geist Mensch geworden (die Gründe berührt derselbe hl. Lehrer hier nur, während er an andern Stellen seiner Werke darauf weitläufiger eingeht), dies lehrt uns nicht der Glaube, sondern die christliche Wissenschaft oder Philosophie, die sich auf dem Glauben aufbaut, am Glauben sich emporhebt, aus dem Glauben Saft und Nahrung zieht und aus den Principien oder auch aus bloßen Andeutungen des Glaubens weitere vernunftmäßige Schlüsse zieht.

Hier haben Sie aber auch eine kleine Probe, wie ehrerbietig oder unehrerbietig die Scholastiker (und der hl. Thomas ist ja ein Erzscholastiker und der Fürst der Scholastiker) mit den Lehren und Geheimnissen des Glaubens umgesprungen, und wie sie, um mich Ihres Ausdrucks zu bedienen, „das lautere Gold der christlichen Wahrheit durch die Zuthat ihrer menschlichen Klügeleien und Spitzfindigkeiten so armselig verfälscht und entwerthet haben." O, wie glücklich erschienen mir ihre Gegner, die sie so verlästern und so viel Böses ihnen nachzusagen wissen, wenn in ihren Schriften — ich will nicht sagen, in irgend einem Kapitel dieser Schriften, sondern oft in ihren ganzen Schriften — so viel lauteres Gold christlicher Wahrheit und Weisheit zusammengespeichert wäre, wie hier auf einer einzigen Seite! Aber man fürchtet sie entweder, deshalb verschreit und verlästert man sie, — so Luther und die ältesten lutherischen Theologen; „sie wissen recht wohl, (sagt Papst Sixtus V.)*), daß durch jenen passenden unter sich verbundenen Zusammenhang der Dinge und der Ursachen mit jener Ordnung und Eintheilung, welche der Aufstellung der Soldaten in der Schlacht zu vergleichen ist, mit jenen klaren Definitionen und Unterscheidungen, mit jener Festigkeit der Argumente und jenen scharfen Erörterungen das Licht von der Finsterniß, das Wahre vom Falschen unterschieden, und ihre in allerhand Blendwerk und Täuschung wie in ein Gewand eingehüllten Lügen in ihrer ganzen Blöße aufgedeckt werden"; — also sie fürchten sie entweder, und deshalb verlästern sie dieselben, oder aber sie kennen sie nicht; und der Eine singt dem Andern das dumme un-

*) In der Bulle Triumphantis.

verstandene Lied, was ihm vorgesungen worden, nur nach. Man kennt sie nicht, — denn man hat keine Zeit, sie kennen zu lernen, man lebt heute zu schnell und bewegt sich durch's Leben immer nur wie auf Eisenbahnen. Und dieses Nichtkennen und in Folge davon dieses Lästern und Verlästern gilt vielleicht von manchem katholischen Gelehrten und Philosophen nicht weniger, wie von den protestantischen, nur ist es bei jenen unverzeihlicher, da sie insbesondere auf sich anwenden müßten, was der genannte Papst Sixtus V. an der erwähnten Stelle sagt: „Je mehr die Irrlehrer diese feste Burg der scholastischen Theologie zu bekämpfen und zu stürzen suchen, um so mehr ziemt es uns, dieses unbesiegte Bollwerk des katholischen Glaubens zu vertheidigen und die Erbschaft unserer Väter zu erhalten und zu schützen und die wackeren Vertheidiger der Wahrheit mit verdienten Ehren, so viel wir können, zu zieren."

Es ist überflüssig, fuhr ich fort, über die verrufene und verschrieene Scholastik hier noch mehr zu sagen. Nur füge ich bei dieser Gelegenheit, nicht für Sie, Herr Hofrath, da Sie ja im Papste doch nicht den obersten Lehrer der Christenheit verehren, — aber für unsern guten Grafen und besonders unsern hier gegenwärtigen Herrn Advokaten noch die Worte an, die Papst Pius IX. (in seinem Breve Tuas libenter vom 21. December 1863) zur Empfehlung der Scholastik schreibt:

„Wir wissen es," sagt er, „daß in Deutschland eine falsche Ansicht gegen die alte Schule und die Doctrin jener ausgezeichneten Lehrer, welche wegen ihrer bewunderns-werthen Weisheit und Heiligkeit des Lehrens die ganze Kirche verehrt, die Oberhand gewonnen hat.

Durch jene falsche Ansicht wird die Autorität der Kirche selbst gefährdet, da sie nicht nur so viele Jahrhunderte nach einander gestattet hat, die theologischen Wissenschaften nach der Methode jener Lehrer und nach den durch die gemeinsame Uebereinstimmung aller katholischen Schulen gutgeheißenen Principien zu pflegen, sondern auch sehr oft ihre theologische Doctrin mit höchsten Lobsprüchen hervorhob und als den stärksten Schild des Glaubens, als furchtbare Waffenrüstung gegen seine Gegner eifrig empfahl."

Doch, fuhr ich fort, mit diesen Worten unseres hl. Vaters will ich schließen. Der Hofrath schien ziemlich befriedigt, und erhob keine weitere Gegenrede. Der Graf schien am Ende des Gesprächs besser gelaunt, wie am Anfange, der Advokat dagegen sah etwas verdrießlich aus den Augen, und der Commercien-Rath war noch nicht wieder zurückgekehrt.

Es war nach der langen und langweiligen Einleitung, über all' dem vielen Reden und Widerreden schon ziemlich spät geworden; denn die Sonne war am Horizonte verschwunden, und so schieden auch wir mit sehr gemischten Gefühlen auseinander.

Fünftes Gespräch.

„Habt Ihr gelogen in Wort und Schrift,
Andern ist es und Euch ein Gift."
(Goethe.)

Bei unserer Versammlung am andern Tage, die wieder in dem nämlichen Saale stattfand, fehlte der Commercien-Rath sowohl, wie der Advokat; der erstere hatte sich durch Unwohlsein, der letztere durch seine Geschäfte entschuldigt. Wir andern drei befanden uns in leidlicher Stimmung und gegen meine sonstige Gewohnheit eröffnete ich ohne weitere Umstände dießmal selbst das Gespräch.

Ich denke, sagte ich, zum Hofrathe hingewendet, über die Hauptschwierigkeiten einer gegenseitigen Verständigung wären wir nun glücklich hinweg — und nach dem Satze qui tacet, consentire videtur (wer zu einer Rede schweigt, gibt seine Zustimmung zu derselben zu erkennen) lege ich Ihr Schweigen am Schlusse unserer gestrigen Unterhaltung gerade nicht zu meinen Ungunsten aus. Graf Julius fiel mir hier in die Rede, doch nur, um sie zu bestätigen und um auf dieselbe gleichsam noch sein Siegel zu drücken; und dann mit schalkhaftem Blicke den Hofrath ansehend,

fügte er scherzhaft hinzu: Streichen wir nur, lieber Freund, ohne weiteres die Segel, unser Proceß ist jetzt doch in allen Instanzen verloren. Ich sage unser Proceß, denn ich habe Lust und Last redlich mit Ihnen getheilt, Ihr Satz: credo, quia absurdum est (ich glaube, weil es unvernünftig) schien mir anfänglich so recht Wasser auf meine Mühle. Ich bin aber, wenn auch auf eine für mich etwas ärgerliche Weise enttäuscht; hoffentlich sind Sie es auch, und fügen wir uns daher nur in's Unvermeidliche gutwillig. Der Hofrath lächelte, als ob er wirklich zum bösen Spiel eine gute Miene hätte machen wollen, und da er um eine passende Antwort verlegen schien, fuhr ich, ohne seine Antwort abzuwarten, fort und sagte: Da wir nun aber mal so weit gekommen sind, lieber Herr Hofrath, hoffe ich, werden wir mit Gottes Hülfe auch noch einen Schritt weiter kommen. Wie, erwiederte er lebhaft, was verstehen Sie unter diesem „Weiter?“ Sie wollen mich doch nicht am Ende noch zu einem Proselyten Ihrer Kirche machen?

Ich. Wenn es auf eine gute und anständige Weise geschehen könnte, warum nicht? Vor dem Worte Proselytenmachen bin ich so bange eben nicht; es kann das Wort ebenso wohl einen guten, wie einen schlechten Sinn haben. Das Proselytenmachen ist etwas sehr Schlechtes, wenn es mit unrechtmäßigen und unerlaubten Mitteln geschieht, also durch Ueberlistung, Ueberredung, Verlockung oder Gewaltanwendung, wie ja heut' zu Tage in dieser Art Katholiken und Protestanten schaarenweise zu Proselyten der russischen Staatskirche gemacht werden; — gewiß, ein solches Proselytenmachen, das ein schnöder Eingriff in das Heiligthum des Gewissens ist, kann Niemand mehr verabscheuen, als ich selbst. Etwas sehr Gutes und Lobwür-

diges dagegen ist das Proselytenmachen für eine anerkannt gute und heilige Sache, wenn es auf dem Wege der Ueberzeugung geschieht. Haben denn nicht in dieser Art die Apostel unzählige Proselyten gemacht, und die apostelgleichen christlichen Missionäre, die noch alle Tage zu den Heidenvölkern ausziehen, wollen Sie wohl etwas Anderes, als Proselyten machen? In der That verräth man einen starken Grad von Verstandesschwäche, wenn man über das Proselytenmachen so ohne weiteres den Stab bricht. Selbst nachdenkende Weltkinder sind darüber anderer Meinung. So fand ich noch dieser Tage bei einem Erzweltkinde das merkwürdige Geständniß: „Der Mensch hat gar eine eigene Lust, Proselyten zu machen, dasjenige, was er an sich schätzt, auch außer sich in andern zur Erscheinung zu bringen, sie genießen zu lassen, was er selbst genießt und sich in ihnen wiederzufinden und darzustellen. Fürwahr, wenn dieß auch Egoismus ist, so ist es der liebenswürdigste und lobenswürdigste, derjenige, der uns zu Menschen gemacht hat und uns als Menschen erhält.“*) Reden also selbst Weltkinder unter Umständen dem Proselytenmachen das Wort, warum sollte ich mich dessen schämen? In der That würde ich mich sehr glücklich schätzen, könnte ich Sie doch nur zum Proselyten der katholischen Kirche machen. Natürlich müßte es aber auf dem Wege der Ueberzeugung geschehen.

Der Hofrath. Aber um diese Ueberzeugung von der Wahrheit der katholischen Kirche zu gewinnen, darum handelt es sich bei mir eben. Und so leicht, glaube ich, werden Sie mir diese Ueberzeugung nicht beibringen.

---

*) Goethe's Wilhelm Meister's Wanderjahre oder die Entsagenden.

Ich. Und vielleicht doch, Herr Hofrath, wenn Sie nur aufrichtig dem Satze entsagen wollen: credo, quia absurdum est (ich glaube, weil es unvernünftig).

Der Hofrath. Was hat denn aber wohl das Aufgeben dieses Satzes mit der Erlangung jener Ueberzeugung zu thun?

Ich. Mehr als Ihnen auf den ersten Blick einleuchten mag. Denn nur solange sich der sogenannte symbolgläubige Protestantismus noch hinter jenen Satz, wie hinter ein Bollwerk verschanzen kann, ist ihm nicht beizukommen; dringt man aber mit der scharfen, unerbittlichen Logik auf ihn ein und beleuchtet ihn mit der Fackel der gesunden Philosophie, so verschmilzt er, wie Wachs an der Sonne. Es gibt, Gott Lob, noch eine gute Zahl vortrefflicher Protestanten, die es mit dem Christenthume ganz ehrlich meinen, sie haben nicht allein Anspruch auf jene allgemeine Liebe, wie man sie jedem Gegner schuldig ist, sondern durch das gemeinsame Band des Glaubens an Christus uns näher verbunden, verdienen sie auch unsere besondere Theilnahme, Anerkennung und Verehrung: nur dürfen sie aus dem Kreise der Vorstellungen, Anschauungen und Gefühle, worin sie sich von Kindheit an eingesponnen, nicht heraus, sie dürfen die Lehren, Einrichtungen, Gebräuche, kurz die katholischen Dinge überhaupt nicht sehen, wie sie an sich sind, sondern sie dürfen sie immer nur durch den Nebel dieser ihrer von Kindheit an angebildeten und angewöhnten Vorstellungen und Vorurtheile, mithin nur in einer sehr entstellten Gestalt sehen, sie dürfen zwischen der symbolgläubigen protestantischen Lehre und der wahren katholischen Lehre nur keine Vergleiche ziehen, m. a. W., sie dürfen über die wahren con-

fessionellen Unterschiede und über die Wahrheit ihres eigenen confessionellen Standpunktes nur nicht vernünftig und gründlich reflektiren: denn, wenn sie das thun, bin ich bange, daß es um ihre ehrliche Symbol-Gläubigkeit geschehen sei. Entweder sie folgen dann, wenn auch unter Opfern und schweren Kämpfen, ihrer gewonnenen bessern Ueberzeugung und dem Zuge der Gnade, die sie zur Mutterkirche zurückzieht, oder sie suchen ihr beunruhigtes Gewissen durch allerlei selbsterfundene Palliativmittel zu beschwichtigen und hören dann zwar nicht auf, Protestanten zu sein, sind aber keine ehrlichen Protestanten mehr. So unausweichlich und unerbittlich ist hier die logische Consequenz, daß ein französischer Denker geradezu das Dilemma stellt: ou catholique, ou athée (entweder Katholik oder Atheist). Der wahrhaft Christgläubige kann vor dem Katholicismus nicht vorbei, wenn er über die Sache nur ein wenig mit Unbefangenheit reflektirt. Ich sage, nur ein wenig, denn das Rechenexempel ist ganz unglaublich einfach. Glaube ich an Christus, als an den wahren Sohn Gottes, so glaube ich auch, daß alles wahr, was er gesagt oder vorausgesagt. Ich glaube also auch, weil er dieß ebenfalls gesagt oder vorausgesagt, daß seine Kirche, der er seine Apostel als Vorsteher oder Hirten vorgesetzt und die er also auch als eine äußere, sichtbare Anstalt gestiftet, — als dieselbe ihrem Wesen nach unwandelbar fortbestehe bis an's Ende der Welt, ich glaube mithin auch, daß die wahre Kirche Christi von den Zeiten der Apostel an immer durch alle Jahrhunderte hindurch bestanden hat und daß folglich auch nur diejenige Kirche die wahre Kirche Christi ist, die von Anfang an und durch alle Zeiten hindurch bestanden hat und das

heißt doch wohl so viel, als ich glaube, daß die katholische Kirche die wahre und zwar die einzig wahre Kirche Christi sei. Denn nur sie ist die einzige, die von Anfang an und durch alle Jahrhunderte bestanden hat und von ihr haben sich alle andere christlichen Gemeinschaften im Laufe der Zeit getrennt. Kann man doch bei jeder einzelnen derselben ihre Trennung von der katholischen Kirche auf Tag und Datum angeben. Ich frage Sie, Herr Hofrath, ist wohl eine einfachere Schlußfolgerung denkbar?

Der Hofrath. Das haben Sie uns ja ungefähr ebenso in Ihrem „Bischöflichen Worte" gesagt. Ich habe dies „Wort" zwar mit Interesse gelesen, aber mit nicht geringerem Interesse habe ich auch die „Gegenworte" gelesen, wenn nicht alle, doch gewiß die meisten, weil ich dem ganzen Streite sehr aufmerksam gefolgt bin. Und unter den vielen Gegenworten habe ich mir doch auch manche sehr beachtenswerthe notirt.

Ich. Sehr beachtenswerthe! ja, beachtenswerth vielleicht wegen ihren heftigen Polterns, Schimpfens und Lästerns.

Der Hofrath. Daß auch manches schmähende und lästernde Wort gefallen, will ich gern glauben. So habe ich z. B. das Gegenwort eines „ehemaligen" katholischen Priesters, das, wenn ich nicht irre, in Dortmund ans Licht getreten (des genauen Titels erinnere ich mich nicht), nur mit Widerwillen und Ekel — nicht durchgelesen (das wäre mir nicht möglich gewesen), sondern, nachdem ich ein paar Seiten davon gelesen, es aus der Hand gelegt; indem ich bei mir dachte, nun an diesem noblen Schriftsteller (ich sage, Schriftsteller, denn seine Per-

sönlichkeit selbst, die vielleicht sehr achtungswerth, bleibt hier ganz aus dem Spiele) haben wir auch keine sonderliche Acquisition gemacht und er wäre besser geblieben, wo er war. Und offen gestanden sind solche „ehemalige“ katholische Geistliche überhaupt meine Leute nicht, wie ja auch der um die evangelische Kirche so verdiente hochselige König Friedrich Wilhelm III. bei einer Gelegenheit über solche Ankömmlinge oder Eindringlinge sich nicht besonders günstig geäußert haben soll. Ich kann mich immer des Verdachts nicht erwehren, (ich sage dieß aber nicht mit Bezug auf den ebengedachten Schriftsteller, denn der ist mir seinem sittlichen Werthe oder Unwerthe nach ganz unbekannt) es möchte zu ihrem Uebertritte in die evangelische Kirche noch etwas Anderes mitgewirkt haben, als die bloße Liebe zu dem lauterm Worte des Evangeliums; denn das Stück, das sie aufführen, ist in der Regel eine Komödie und endet mit einer Heirath. Und wenn ich auch hier noch durch die Finger sehen wollte, so ist es mir doch immer etwas unheimlich, wenn ich denken muß, sie haben durch ihren Uebertritt aus der katholischen zur evangelischen Kirche einen feierlich geschworenen Eid gebrochen, und für eidbrüchige Menschen kann ich einmal keine besondere Sympathieen haben. Und wie oft habe ich schon gewünscht, es möchten doch unsere Behörden gerade bei der Aufnahme solcher Individuen recht streng und vorsichtig zu Werke gehen, damit nicht so oft solche bei uns aufgenommen würden, die einen üblen Geruch verbreiten und die dem Ansehen der evangelischen Kirche nur schaden können. Wenn ich in der Sache zu entscheiden hätte, sollten mir nur solche katholische Priester aufgenommen werden, für deren Liebe zum reinen Evangelium ganz klare

und unzweifelhafte Beweise vorlägen. Also, Sie sehen, Herr Bischof, fuhr er fort, — an Billigkeit fehlt es bei mir nicht. Offenbaren Schmähungen und Lästerungen, die Ihre Schrift erfahren, rede ich das Wort nicht, ich will den Grundsatz, den man Ihren Jesuiten zur Last legt, daß der Zweck die Mittel heilige, nicht selbst praktisch üben oder dessen Uebung gutheißen. Aber außer solchen offenbar lästernden und verlästernden Gegenworten haben sich doch auch solche Gegenworte gegen Ihre Schrift vernehmen lassen, denen man es ansieht, daß sie nicht die Leidenschaft, sondern die Liebe zur Wahrheit selbst diktirt hat.

Ich. Und welche z. B.?

Der Hofrath. So z. B. die Schrift des Licentiaten Dr. Preuß, Privatdocenten der ev. Theologie an der Universität zu Berlin.*) Derselbe hat sein reines Interesse für die christliche Wahrheit doch dadurch hinreichend dokumentirt, daß er Ihnen ja sogar entschiedene Zugeständnisse macht.

Ich. Allerdings gesteht er mir manches zu, was manche seiner anderen Collegen mir keineswegs zugestehen und um dessen willen sie mir sogar gehörig den Text lesen; er gesteht mir z. B. zu die „schreckliche Zerfahrenheit der Meinungen“ im eigenen Lager, er gesteht zu, daß oft in einem und demselben Auditorium von 8—9 Uhr ein Professor die Gottheit Christi lehrt und von 9—10 ein anderer diese Lehre für sinnloses Zeug erklärt, er gesteht zu die

*) An den Bischof von Paderborn, Herrn Dr. Konrad Martin, eine Erwiderung auf dessen „bischöfliches Wort“ über die Kontroverspunkte.

Menge rationalistischer Pastoren und was dergleichen mehr ist*). Was er aber mit edler Liberalität mit der einen Hand gibt, das nimmt er in demselben Augenblicke mit der anderen Hand wieder zurück und zerstört so mit grausamer Schadenfreude die schönen Illusionen, die er im Anfange seiner Schrift aus freien Stücken veranlaßt hatte. So wiederholt er z. B. mehr als einmal**): Ich möchte, wenn ich all' das Elend in unserer Kirche ansehe „Elend hinten und vorn", da möchte ich wohl papistisch werden, da man „wirklich für dieses Leben sich am besten salvirt, wenn man papistisch wird", (man sieht, Herr Preuß hat viel Witz und Humor) — aber, aber, fährt er fort, wäre nur der fatale Widerspruch der papistischen Lehre mit dem klaren Schriftworte nicht. So ist es unter andern eine papistische Lehre, daß im Getauften nichts Verdammliches zurückbleibe und daß die Begierlichkeit im Getauften keine Sünde sei. Wogegen das Wort Gottes sagt: „Laß dich nicht gelüsten" und St. Paulus nennt auch die sogenannte Begier in den Getauften rücksichtslos Sünde — also doch ein heller und klarer Widerspruch***). Es ist Jammerschade, daß wir den Hr. Preuß hier nicht bei uns haben. Seinen humoristischen Aeußerungen nach zu urtheilen muß er ein liebenswürdiger und sehr unterhaltender Gesellschafter sein, und ich will wetten, im Genuß dieser herrlichen Natur und dieser gesunden Luft würde er, was sich von Bücherstaub bei ihm angehängt, und also auch seine wenigen grillenhaften Einbildungen, die ihn von der papistischen Kirche, wie er sagt, einstweilen noch zu-

*) A. a. O. S. 7 und 8. **) A. a. O. S. 8. ***) A. a. O. S. 10.

rückhalten, gewiß recht bald los geworden sein. „Lieber Herr Doctor“ würde ich ihm etwa leise in's Ohr sagen, „so viel zu bedeuten haben Ihre Bedenken eben nicht; denn sehen Sie, allerdings spricht das Wort Gottes: „Du sollst nicht gelüsten“, aber meinen Sie denn, daß das Wort Gottes etwas gebietet oder verbietet, was der Mensch auch beim besten Willen nicht leisten oder unterlassen kann und daß also auch das im strengen Sinne sündhaft sei, was nicht mit meinem Willen, sondern wider meinen Willen in mir vorgeht? Das, wozu ich einmal nichts kann, — kann doch unmöglich mir zur Schuld angerechnet werden, und wenn das Wort Gottes solches verbieten wollte, was zu unterlassen schlechthin nicht in meiner Macht läge, und mir das zur Sünde rechnen wollte, was ich nicht verschuldet habe, dann wüßte ich in der That keinen Rath mehr. Und da ich also vor dem Worte Gottes zu viel Ehrfurcht habe, als daß ich ihm etwas sehr Unsinniges und Unvernünftiges zumuthen könnte, so denke ich mir: es habe durch die Worte: „Du sollst nicht gelüsten“ nur dasjenige Gelüsten verbieten wollen, was ich zu unterlassen wirklich im Stande bin, d. h. das freiwillige Gelüsten, das freie Einstimmen in das Gelüsten, kurz das consentire (Zustimmen zur Lust), nicht das sentire (die Lust schlechthin); und was das unfreiwillige Gelüsten betrifft, dasjenige, das gegen meinen Willen in mir entsteht, und das ich, sobald ich mich dessen bewußt werde, sogleich mit aller Entschiedenheit abweise und bekämpfe, so wird das wohl ein Uebel sein, das aus der Sünde entsprungen ist, aber eine eigentliche Sünde, die nur mit Wissen und Willen begangen wird, kann es wohl nicht genannt werden. Daß aber St. Paulus das Gelüsten im

Getauften rücksichtslos Sünde nenne, woher wissen Sie denn das, lieber Herr Preuß; oder meinen Sie etwa, daß der Apostel das Wort Sünde überall, wo er es gebraucht, immer „rücksichtlos" gebraucht? Dann stände es aber mit unserm Glauben an die Reinheit und Sündenlosigkeit Christi nicht zum Besten, da ja derselbe Apostel auch sagt: „Gott habe Christus zur Sünde gemacht". *) Alle vernünftigen Ausleger nehmen das Wort Sünde hier im Sinne von Opfer für die Sünde; und nur zu Ihrer Theorie würde eine solche Auslegung nicht stimmen.

In dieser Art also würde ich, wenn wir das Glück hätten, Herrn Licentiaten Dr. Preuß hier bei uns zu haben, die Bedenken, die ihn jetzt noch ein wenig gegen die päpstliche Kirche einnehmen, so recht gemüthlich mit ihm verhandeln, und ich glaube gewiß, bei seinen sonst so vortrefflichen Gesinnungs-Aeußerungen würde er seine Skrupel (denn alle andern, die er anführt, sind so ziemlich von derselben Art) bald fahren lassen und er würde am Ende doch noch päpstlich werden. Und welche Freude würde das erst für uns sein, da uns schon sein Buch, trotz der mancherlei Skrupel, auf die wir darin stoßen, soviel Freude und Ergötzen gemacht hat.

Der Hofrath. Was sagen Sie aber zu dem „offenen Briefe" an Sie vom „evangelischen Pfarrer Träber" in Halle a. S.?

Ich. Ich sage zu demselben ungefähr dasselbe, wie zu „dem Worte eines evangelischen Geistlichen in der preußischen Rheinprovinz" **), und zu einer „Rede in der

*) 2. Kor. 5, 51. **) Ein Wort an den römisch-katholischen Bischof zu Paderborn, Herrn Dr. Konrad Martin, von einem evangelischen Christen in der preußischen Rheinprovinz. Göttingen, 1865.

Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins zu Greiz von Kirchenrath Dr. Schmidt.*) Diese Schriften lesen mir alle drei gehörig den Text, nur die erste etwas mehr polternd, die beiden letztern ruhiger, anständiger, einigemal sogar in einem recht liebereichen und salbungsvollen Tone. Eine Widerlegung meiner Schrift aber sind sie nicht, ja ich finde darin noch nicht einmal den ernstlichen Versuch einer Widerlegung. Das ist von mir freilich bloß so eine Behauptung und die Verfasser dieser Schriften würden wohl, wenn sie hier bei uns wären, sie entweder für sie beleidigend oder für lächerlich erklären. Ich schicke Ihnen aber nächstens die katholischen Gegenschriften gegen diese protestantischen Erwiderungen; Sie können sie sich alle recht genau ansehen, die einen mit den andern vergleichen und wenn wir uns dann einmal wieder über die Sache sprechen, hoffe ich, werden wir in unserm Urtheile so ziemlich übereinstimmen.

Der Hofrath. Aber desto zuversichtlicher erwarte ich, daß Sie wenigstens den Leistungen des „evangelischen Pfarrers der Diöcese Soest“, Andreä genannt, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Und ich habe mich in der That gewundert, daß Sie auf alle seine offenen Sendschreiben (ich glaube, es ist nun schon das vierte erschienen), auch nicht eine Silbe erwidert haben, da er Sie doch wiederholt herausgefordert, so wie ich mir denn überhaupt nicht erklären kann, warum Sie allen den Angriffen in der Tagespresse nichts anderes als ein absolutes Schweigen entgegengesetzt haben.

---

*) Für die evangelische Rechtfertigungslehre gegen eine Verunglimpfung derselben aus neuester Zeit, von Dr. Schmidt, Greiz, 1864.

Ich. Was Herrn Andreä betrifft, so lasse ich ihm allerdings wegen seiner großen Fruchtbarkeit alle Gerechtigkeit widerfahren; denn ist die eine Schrift heraus, gleich läßt er darauf wieder eine zweite und in rascher Aufeinanderfolge eine dritte und vierte folgen und die spätere ist jedesmal noch voluminöser, als die vorhergehende. Wenn das keine Fruchtbarkeit ist, was sollte wohl noch so genannt werden können? Aber von Fruchtbarkeit unterscheide ich mit dem Referenten in einem öffentlichen Blatte in Absicht auf Herrn Andreä die Furchtbarkeit; beide Eigenschaften stehen bei ihm nicht im geraden, sondern im umgekehrten Verhältnisse und ein je mehr fruchtbarer ein desto weniger furchtbarer Gegner ist er. Gleich als mir durch seine Güte ein Freiexemplar von seinem ersten Sendschreiben an mich zugekommen — es war im Anfang September 1864 —, stand auch der Entschluß bei mir fest, eine ruhige wohlgemeinte Erwiderung folgen zu lassen. Der ganze Monat September und die erste Hälfte des darauf folgenden Monats waren aber durch amtliche Reisen in Anspruch genommen und ließen mir keine freie Zeit; später aber noch eine Erwiderung folgen zu lassen, hielt ich für überflüssig, da von andern Seiten her die meistens recht treffenden Abfertigungen rasch eine auf die andere folgten und ich doch nur höchstens eine kleine Nachlese hätte halten können. Durch die eine war dem Herrn Andreä bewiesen, daß er keine Logik verstehe und daß er sich oft auf der nämlichen Seite mehrmals widerspreche; die andere hatte ihm bewiesen, daß er das Latein schlechter übersetze, als ein Tertianer, wieder eine andere zeigte, wie dieser Herr Andreä die Texte, die er citirt, ziemlich frei behandele, wie er hier etwas weglasse, dort etwas zusetze,

oder einschwärze (ich erinnere beispielsweise an seine Darstellung der Jesuiten-Moral, auf die ich vielleicht später noch mal zurückkomme), gerade wie es zu seinem Zwecke stimme; wieder eine andere endlich hatte dargelegt, daß der größte Theil dessen, was er in seinem offenen Sendschreiben zum Besten gibt, das ganze Sammelsurium wahrer oder unwahrer Anekdötchen, skandalöser Erzählungen u. dgl. mit der Sache selbst, um die es sich hier handele, wenig oder gar nichts zu schaffen habe. Während dieses alles vorging, da endlich gelangte wieder durch die Güte des Herrn Andreä sein bereits lange angekündigtes, viertes offenes Sendschreiben an mich, und das, dachte ich, als ich es zu sehen bekam, wird dir doch auch mal Gelegenheit geben, dich mit diesem fruchtbaren Polemiker auseinanderzusetzen. Aber was geschah, ich schlug das Exemplar dieses vierten offenen Sendschreibens auf's Geradewohl auf und gerieth zufällig gleich auf den Passus, der meine Worte über die unbefleckte Empfängniß Mariens kritisirt, und wo der Herr Verfasser mir die „logischen Taschenspielerkünste“ und den Widerspruch nachweisen will, in den ich mich selbst verwickelt, wenn ich auf der einen Seite gesagt, Maria sei nicht von Natur heilig und doch auf der andern Seite geläugnet, daß sie mit der Sünde befleckt gewesen, — da ja doch wohl die beiden Dinge „nicht von Natur heilig sein, und mit der Sünde befleckt sein“ nicht von einander getrennt zu denken seien.*) Ich las diesen Passus einmal, ich las ihn zweimal; und dann machte ich das ganze Sendschreiben zu und habe es auch nicht wieder aufgeschlagen. Nun, mein Gott, dachte ich, weiß denn der

*) Viertes offenes 2c. S. 62 f.

Herr Andreä auch das nicht einmal, daß die Engel, obgleich sie doch auch nicht von Natur oder durch sich selbst, sondern nur durch die Gnade heilig, gleichwohl alle ursprünglich unbefleckt waren, indem Gott, wie der hl. Augustinus sagt, ihre Natur schuf und diese ihre Natur zugleich mit seiner Gnade ausstattete! Und wie kann denn also Herr Andreä so triumphirend in die Trompete stoßen, als ob er dich mit deiner Behauptung auf einem Widerspruche in flagranti ertappt! Nein, dachte ich, dieser Herr Andreä muß doch erst die theologischen Kinderschuhe ausgezogen haben, ehe man an ihm die goldenen Sporen sich verdienen kann. Ueberhaupt hat sich mir bei Gelegenheit des Durchgehens der protestantischen Gegenschriften auf's Neue unwillkührlich der Wunsch aufgedrängt, es möchten doch die protestantischen Theologen zu einem gründlicheren Studium der systematischen Theologie angetrieben und angeleitet werden. Als ich einst als Jüngling eine Zeit lang an der Universität Halle orientalische Sprachstudien trieb, machte ich damals schon die Bemerkung, daß wohl fünf Sechstel aller theologischen Vorlesungen sich mit Exegese, Kirchengeschichte und den theologischen Hülfswissenschaften befaßten, während für die systematische Theologie nur das letzte kümmerliche Sechstel übrig blieb. Ob es jetzt dort in Halle in dieser Beziehung anders geworden, weiß ich nicht; daß aber das Studium der dogmatischen Theologie an den protestantischen theologischen Lehranstalten im Allgemeinen noch immer zu sehr zurückgedrängt ist, hat mich die eigene Erfahrung auch in der letzteren Zeit noch gelehrt. Und ich bin überzeugt, was mein „bischöfliches Wort" betrifft, so hätten die protestantischen Prediger bei einer besseren dogmatischen Bildung diese Schrift gewiß

besser aufgenommen und gewürdigt. Wie vortheilhaft stach in dieser Beziehung das Verhalten der protestantischen Laien gegen das Verhalten der Prediger ab! Jene, die wenn auch nicht mit theologischer Bildung, doch wenigstens auch nicht mit Vorurtheil oder parteiischer Eingenommenheit die Schrift lasen, haben sie im Allgemeinen mit Wohlwollen, diese dagegen haben sie im Allgemeinen mit Mißwollen und Erbitterung aus der Hand gelegt. Von den wohlwollenden und oft sogar dankbaren Gesinnungen verschiedener Leser derselben aus der protestantischen Laienwelt besitze ich die Beweise in den Händen, und von mehreren Personen (unter denen sich auch einige von Distinktion befinden) weiß ich, daß ihnen die Lektüre der Schrift unter dem göttlichen Gnadenbeistande den Anlaß zu ihrer Rückkehr zur katholischen Kirche gegeben hat. Von der Erbitterung, womit die Prediger die Schrift aufgenommen, habe ich aber die Beweise auch in den Händen und sie liegen auch der Welt ziemlich offen vor Augen. Ich habe mich selbst oft gefragt, worin doch der eigentliche Grund liegen möchte, daß das Wohlwollen, womit ich die Schrift verfaßt, gerade von Seiten der Prediger mit so viel Mißwollen erwidert und daß die friedlichen und freundlichen Absichten und Gesinnungen, die ich in dem Buche habe kundgeben wollen, gerade von ihnen mit so viel Bitterkeit und Gehässigkeit aufgenommen worden seien. Liegt denn der Grund davon, habe ich wiederholt mich gefragt, etwa gar in deiner eigenen Schrift, indem etwa deine wahren Gefühle und Gesinnungen darin nicht zum vollen und ungetrübten Ausdrucke gelangt sind? Du bist dir aber doch bewußt, antwortete ich mir, daß du dich bei Abfassung deiner Schrift hast von Nichts leiten lassen wollen, als

von Wahrheit und von Liebe; und die bloße Versicherung, daß man auch die getrennten Brüder in seinem Herzen trage, es mit ihnen wahrhaft gut meine und den Frieden mit ihnen wünsche und erstrebe, eine solche bloße Versicherung ist doch noch nicht so viel werth, als der ehrliche Versuch, diese mit dem Munde ausgesprochenen friedlichen und wohlwollenden Gesinnungen auch wirklich zu bethätigen, die einem wahren, aufrichtigen Frieden entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen, Vorurtheile aufzuklären, irrige Auffassungen zu berichtigen u. dgl. Und daß nur hierauf und auf nichts anderes die Absicht deiner Schrift hingerichtet war, das bist du dir doch bewußt und du bist dir auch bewußt, daß selbst da, wo du, vielleicht in einem zu fühlbaren Eifer, dem Frieden zu dienen, deine Feder gerade nicht in Honig getaucht, doch dir die Absicht, irgend Jemanden zu verletzten, durchaus fern gelegen hat, wie ich mich denn überhaupt so gesinnt weiß, daß ich wollte, es möchte mir eher im Dintenfasse die Hand erstarren oder die Zunge mir am Gaumen kleben, ehe ich das erste und größte Gebot des Christenthums, die christliche Liebe, es sei, gegen wen es wolle, durch Wort oder Schrift absichtlich verletzen sollte.

Liegt nun der wahre Grund der Erbitterung, womit die Prediger deine Schrift aufgenommen, nicht in deiner Schrift, liegt er dann, fragte ich mich weiter, vielleicht in den Predigern selbst? Daß er in ihrer freundlichen oder feindseligen Gesinnung liege, kann ich ebenfalls nicht annehmen. Die einen und andern von ihnen, die sich gegen meine Schrift so ereifert, kenne ich persönlich als sehr achtungswerthe Männer. Ich erinnere hier nur an den geehrten Mitunterzeichner der beiden öffentlichen Gegen-

erklärungen der märkisch-westfälischen Prediger-Conferenz, Herrn Superintendenten Dr. König in Witten, den ich bei meiner Anwesenheit in Witten vor etwa 5 Jahren persönlich kennen und schätzen gelernt habe, und derselbe darf überzeugt sein: daß die „liebe- und friede-athmenden Toaste“, die damals von mir vor der „gemischten Gesellschaft“ ausgebracht worden und worauf er in der Gegenerklärung vom 28. September v. J. anzuspielen scheint, mir nicht bloß von der Zunge, sondern tief aus dem Herzen gekommen sind.

Wenn ich mir aber die allgemeine Erbitterung der Prediger, die auf der Synode in Wesel sogar den Arm der Staatsgewalt gegen mich angerufen hat, weder aus dem Charakter meiner Schrift, noch aus der an sich feindlichen Gesinnung der Prediger erklären kann, woher soll ich sie mir denn erklären? Es bleiben dann als Erklärungsgründe nur mehr zufällige Umstände übrig. Da stellen sich aber meinem Geiste wieder gar verschiedene Möglichkeiten dar, unter denen ich die eine oder andere als einen Erklärungsgrund herausgreifen könnte.

Trug zu dieser beklagenswerthen Erbitterung der Prediger vielleicht deren Erwägung bei, daß, wenn das Friedenswerk wirklich zu Stande kommen sollte, sie mit den lieben Ihrigen einem herben Lebensgeschick preisgegeben wären, und daß es für sie eine Pflicht der Selbsterhaltung sei, daß sie sich der Vereinigung der christlichen Confessionen in der Einen heiligen Kirche Christi mit aller Gewalt entgegenstemmten? Aber aus einer so wenig edlen Quelle kann und darf ich doch ihr feindseliges Verhalten gegen meine Schrift ebenfalls nicht ableiten. Sind es ja doch alle Männer, die durch ihren Beruf verpflichtet sind,

die Wahrheit mehr zu lieben als „Vater und Mutter, und Weib und Kinder und Brüder und Schwestern"*) und wie könnten sie daher so engherziger und unedler Erwägungen fähig sein!

Oder ist die feindselige Stimmung vielleicht daher entstanden, daß man meint, für den Fall der erzielten Wiedervereinigung mit der Kirche Christi müsse man auch den mancherlei lästigen und beschwerlichen Uebungen, dem Fasten und der Abstinenz, der Beichte u. dergl. sich unterziehen. Mehrere Stellen in den Gegenerklärungen gegen meine Schrift scheinen allerdings auf eine solche Besorgniß hinzudeuten, da man gegen die, wie man meint, von mir in Anspruch genommene geistliche Jurisdiktion hauptsächlich deshalb so energisch protestirt, weil man durch die Anerkennung einer solchen auch eo ipso den lästigen und beschwerlichen Fasten-, Abstinenz-Geboten u. dgl. unterworfen sein würde. Bei Lichte besehen, scheint mir aber auch dieser Erklärungsgrund nicht stichhaltig. Ich kann mir nicht denken, daß Männer, die einen gekreuzigten Erlöser nicht nur glauben, sondern auch predigen, selbst so kreuzesscheu sein sollten, daß sie nicht ihm zu Liebe selbst auch ein kleines Kreuz, ein kleines Opfer der Abtödtung und der Selbstverleugnung gern auf sich nehmen möchten.

Möglicher Weise könnte man die feindliche und erbitterte Stimmung, die meine Schrift in den Predigern erregt hat, auch wohl daraus erklären, daß sie vielleicht fühlten, wie ihnen durch diese Widerlegung der gangbaren protestantischen Vorurtheile gegenüber denjenigen Zuhörern, die die Schrift gelesen, der Stoff zu ihren sonn- und fest-

*) Luc. 14, 28.

täglichen Predigten um etwas verkürzt und verkümmert worden sei. Auch dieser Erklärungsgrund erscheint auf den ersten Blick plausibel und er erscheint es um so mehr, wenn man erwägt, daß es immer eine gute Anzahl Christen hüben und drüben gibt, denen keine Kost schmecken will, wenn sie nicht gehörig gewürzt ist, und wie schwer es auf der andern Seite einem protestantischen Prediger werden muß, mit so gewürzhafter geistlicher Kost jeden Sonntag seine Zuhörer zu speisen. Die allgemeinen Moral-Vorschriften sind ziemlich bekannt und ihr Vortrag hat für leider zu Viele keinen Reiz mehr, zumal dasjenige, was den Vortrag noch allenfalls beleben und würzen könnte, das sogenannte casuistische Element, auf protestantischem Boden nicht cultivirt ist und, weil in den protestantischen Kirchen die Beichtstühle fehlen, es auch nicht sein kann. Ueber die Dogmen herrscht bekanntlich unter den Protestanten viel Uneinigkeit, oder wie Herr Preuß sagt, viel „Zerfahrenheit“ und was der ebengenannte Licentiat von den Auditorien sagt, daß, wenn in ihnen ein Professor von 8—9 die Gottheit Christi lehrt, ein anderer Professor von 9—10 diese Lehre für „sinnloses Zeug“ erklärt: das dürfte sich vielleicht auch auf manche protestantische Kirchen anwenden lassen, zumal der rationalistischen Pastore, wie derselbe liebe Herr offen eingesteht, eine große Menge vorhanden. Ein mysteriöser Cultus, dem sich etwa herzerquickende und herzerhebende Stoffe entnehmen ließen, ist ebenfalls nicht da. Das Leben der Heiligen, dieses verkörperte Evangelium, woran sich die Lehren des Evangeliums so herrlich veranschaulichen lassen und das für alle Klassen und Geschlechter von Menschen so viele wirksame Beispiele der christlichen

Tugend darbietet, kann ein protestantischer Prediger, wenn er sich nicht dem Vorwurfe des Katholisirens aussetzen will, gleichfalls nicht benutzen; was bleibt denn nun so einem guten Prediger, der seine Predigten durchaus interessant machen will, in dieser seiner Noth wohl noch anders übrig, als daß er seine Zuhörer, die doch nicht immer mit hoch- und wohlklingenden Phrasen abgespeist sein wollen, manchmal vom eigenen Hause (mit dessen Angelegenheiten sich ohnehin, wie bekannt, nicht jeder gern beschäftigt) hinüberführt in's Nachbarhaus und sie mit dem unterhält, was hier vorgeht oder doch vorgehen soll, mit „Römischen Ablaß-Kram und Werkheiligkeit", mit der „katholischen Finsterniß und dem katholischen Aberglauben", mit „katholischem Marien- und Heiligen-Götzendienst", wohl auch mit den „Ketzer-Gerichten und den Scheiterhaufen der Inquisition" und was dergleichen beschrieene oder verschrieene Dinge mehr sind. Wenigstens liegt die Versuchung dazu sehr nahe und daß diese Versuchung nicht immer abgewiesen wird, weiß ich aus eigener Erfahrung. Im Jahre 1830 bei der dreihundertjährigen Feier der Uebergabe der Augsburgischen Confession habe ich als Primaner in der protestantischen sogenannten Berg-Kirche in Heiligenstadt in einer Predigt (es war die erste und letzte protestantische Predigt, die ich gehört) den Superintendenten Grimm (ich nenne Datum, Ort und Namen, auf daß man nicht wieder von mir sage, daß ich mit meinen Erfahrungen im Monde wandele) von der Stockfinsterniß der katholischen Kirche, ihrem Aberglauben, Ablaßhandel, Heiligen-Götzendienste und dgl. Dinge gehört, die ich noch immer nicht vergessen habe. Und doch galt dieser Herr Grimm im Allgemeinen als ein sonst sehr toleranter und

menschenfreundlicher Mann und manchmal habe ich bei der Erinnerung an diesen guten toleranten Herrn Grimm gedacht: „Wenn das sogar am grünen Holze geschieht!“

Sie sehen, Herr Hofrath, der genannte Erklärungsgrund empfiehlt sich mehr wie von einer Seite, — und doch möchte ich auch diesen nicht gern gelten lassen. Ich habe vor dem Heiligthum, wo die Intentionen und Absichten geboren werden, eine zu große Verehrung, als daß ich irgend einem Menschen und noch viel weniger einem Verkündiger der christlichen Lehre eine unlautere und eigennützige Absicht unterschieben sollte. Ich entschuldige, so lange ich nur entschuldigen kann, und besonders mag ich denen keine unreinen lieblosen Absichten unterlegen, die durch ihren Beruf verpflichtet sind, ihren Mitmenschen das Gesetz der Liebe zu predigen. Und wenn man durchaus mit der Frage nach dem Grunde der vorliegenden Thatsache in mich dringt, so will ich, ehe ich mich gegen die christliche Liebe verfehle, lieber meine Unwissenheit eingestehen und sagen: die Prediger haben sich über mein „bischöfliches Wort“ auf's heftigste ereifert und ich weiß nicht, warum sie sich darüber so sehr ereifert haben.“ Höchstens könnte ich mich versucht fühlen, einen Theil der Schuld davon der oben angedeuteten mangelhaften dogmatischen Ausbildung der Erbitterten beizumessen. Wie ich aber Unrecht thun würde, wenn ich der Erbitterung der Prediger unedle Motive unterschieben wollte, so würde ich mich auch gegen die Wahrheit und Gerechtigkeit versündigen, wenn ich diese Erbitterung allen Predigern ohne Ausnahme zur Last legen wollte. Nein, ich habe einige recht rühmliche Ausnahmen registrirt. So bekennt z. B. der Prediger L. in D., daß er mit meiner Schrift nicht

einverstanden sei, aber in einem eigenhändigen allerliebsten Schreiben hat er mich seiner Liebe versichert. Aehnliche Schreiben sind mir auch von einigen andern Predigern zu Theil geworden, benannten und unbenannten, von fern und von nahe, die sich zwar über meine Schrift nicht durchaus beifällig äußern, doch aber auch nicht die Spur von Gehässigkeit oder Erbitterung zeigen. Ich habe solche Kundgebungen, wie so viele andere unbenannte entgegengesetzter Art, (freilich mitunter recht rohe und gemeine Fabrikate) ad perpetuam rei memoriam mir schönstens in Verwahrsam gebracht, als Zeugnisse der Art, aber auch der Unart unserer Zeit.

Der Hofrath. Aber ich wiederhole nochmals, ich wundere mich, daß Sie trotz aller der zahlreichen gedruckten und ungedruckten, zornigen und derben oder liebe- und rücksichtsvollen Herausforderungen sich dennoch fortgesetzt in ein heiliges Schweigen gehüllt.

Ich. Daß ich allen diesen Herausforderungen gegenüber mich fortgesetzt in ein heiliges Schweigen gehüllt haben solle, das sagen Sie, Herr Hofrath, ohne Grund. Ich habe vielmehr in dieser Angelegenheit ein paarmal öffentlich das Wort genommen und mich gegen die öffentlichen Angriffe auf mein „Bischöfliches Wort" und auf meine Person in einer wie ich glaube nicht weniger würdigen, als gemessenen Weise vertheidigt.

Der Hofrath. Was meinen Sie für eine öffentliche Selbstvertheidigung, mir ist davon nichts bekannt geworden?

Ich. Ich meine die zwei öffentlichen Entgegnungen auf die beiden öffentlichen Erklärungen und Beschuldigungen des Vorstandes der Märk. Prediger-Conferenz (vom 26. August und vom 28. Sept. 1864). Und wenn Ihnen

davon nichts bekannt geworden ist, so liegt der Grund davon wohl nur darin, daß die liebe „Kreuzzeitung“, wie Sie mir gesagt, das einzige öffentliche Blatt ist, das Sie lesen; denn dieses Blatt hatte wohl die Beschuldigung des gedachten Vorstandes der Märk. Prediger-Conferenz, aber nicht meine Entgegnungen, in seine Spalten aufgenommen, wenigstens nicht meine zweite Entgegnung, was ich von dem sonst so noblen Blatte in der That nicht nobel gefunden habe. Da ich übrigens alle die Gegenschriften und Entgegnungen, so wie die Schutzschriften und Gegenerklärungen, die sich auf mein „Bischöfliches Wort“ beziehen, so viel ich deren habhaft werden konnte, in ein hübsches Bündel zusammengepackt, sorgfältig bewahrt habe, so will ich Ihnen die genannten beiden öffentlichen Entgegnungen, wie die öffentlichen Erklärungen und Beschuldigungen, worauf sie sich beziehen, nächstens, wenn Sie es wünschen, mittheilen, damit Sie sich über den Stand der Streitfrage selbst orientiren und beurtheilen können, auf welcher Seite Recht oder Unrecht sei. Sie werden daraus ersehen, wie man an meinen Worten herumzerrt und wie man aus Mücken Elephanten gemacht hat. Ich hatte in meinem „Bischöflichen Worte“ nebenbei der oberhirtlichen Pflichten gedacht, die ich auch den Protestanten meiner Diöcese schuldig sei; von Rechten den Protestanten gegenüber hatte ich keine Silbe geredet. Ich meinte es mit dieser Aeußerung in dem unschuldigsten besten Sinne von der Welt und weit entfernt, daß ich dadurch protestantische Gefühle zu verletzen geglaubt hätte, glaubte ich vielmehr diesen Gefühlen entgegen zu kommen und durch die darin liegende Anerkennung, daß auch die Taufe der Protestanten gültig sei und daß alle auch von den Protestanten gültig Getauften in die Eine wahre Kirche

Christi aufgenommen seien, einen öffentlichen Beweis von meiner ächtchristlichen Toleranz zu geben. Und welchen Lärm hat man nicht über diese meine unschuldigen und ungefährlichen Aeußerungen gemacht! Man hat sogar aufmerksam gemacht, wie durch diese meine Ansicht, wenn versucht würde, sie äußerlich geltend zu machen, der Bestand der ganzen gegenwärtigen preußischen Staats- und Kirchen-Verfassung bedroht sei. Man kann aber lange warten, ehe ich einen solchen Versuch machen werde.

Dann hat man sich an die ebenfalls ganz beiläufig von mir gemachten Zahlenangaben gehängt, betreffend die Abnahme der protestantischen Kirchengänger und Abendmahlsempfänger, — man drang in mich, ich sollte diese Zahlenangaben beweisen und die Orte, auf die sie Anwendung fänden, mit Namen nennen. Ich denke, seitdem die Kreuzzeitung in ihrem Berichte über die diesjährige Westfälische Provinzial-Synode in Soest selbst auf die wenigen und noch halb leer stehenden Kirchen Berlin's hingewiesen hat,*) — wird man wohl mit weiteren derartigen Zumuthungen mich verschonen; wie ich denn hier nochmals versichere, daß ich überhaupt die in meiner Schrift aufgenommenen Notizen über die protestantische Kirchennoth wahrlich nicht aus meiner eigenen Phantasie, sondern aus sehr glaubwürdigen protestantischen Berichten und Synodal-Verhandlungen geschöpft habe.

Doch ich will Ihrem Urtheil nicht vorgreifen, lesen Sie selbst das Pro und das Contra, und urtheilen Sie dann unpartheiisch.**)

---

*) In Nr. 226 v. J.

**) Die betreffenden Erklärungen und Gegenerklärungen sind als Anhang beigedruckt.

Also, in ein absolutes Schweigen habe ich mich wahrlich nicht gehüllt. Und da fast alle andern Gegenerklärungen und Kritiken, die in protestantischen Tagesblättern und Kirchenzeitungen gegen meine Schrift an's Licht getreten sind, eigentlich nur als ein Abklatsch der oben gedachten beiden Gegenerklärungen der Märkisch-Westfälischen Prediger-Conferenz gelten können: so konnten meine Erwiderungen, die diesen gewidmet waren, zugleich auch für alle jene gelten. Um jedoch nach beiden Seiten hin gerecht zu sein, muß ich sagen, daß auch protestantische Beurtheilungen über meine Schrift erschienen sind, die theils einen viel anständigeren, theils auch einen viel unanständigeren Ton anschlagen, als die eben genannten beiden Erklärungen der „Märkisch-Westfälischen Prediger-Conferenz." Zu der ersteren Klasse gehört unter andern die Beurtheilung in dem „Halle'schen Volksblatte", die, wenn sie sich auf die in meiner Schrift zur Sprache gebrachten Lehr-Punkte specieller eingelassen hätte, eine freundliche Erwiederung von meiner Seite erfahren haben würde. Zu den letzteren dagegen gehört die in der Guerike'schen Zeitschrift für lutherische Theologie.*)

Beide werde ich Ihnen nächstens ebenfalls mittheilen, als Zeugnisse der Art, wie der Unart unserer Zeit. Aus der Guerike'schen Beurtheilung werden Sie, beiläufig gesagt, zugleich ersehen, daß es wirklich in unseren Tagen noch Menschen gibt, die den Römischen Papst in allem Ernste für den leibhaftigen Antichristen halten.

Der Hofrath. Ihren gegenwärtigen Aeußerungen kann ich das Lob der Mäßigung nicht versagen und ich

*) 1865. IV. — Beide Beurtheilungen sind ebenfalls als Anhang beigedruckt.

hätte Ihnen so viel Billigkeit und Wohlwollen in Beurtheilung Ihre Gegner kaum zugetraut. Vielleicht werden Sie aber die Erbitterung, womit unsere Prediger im Allgemeinen Ihre Schrift aufgenommen, noch billiger und nachsichtiger beurtheilen, wenn Sie bedenken, daß ja selbst manche Katholiken an Ihrer Schrift Anstoß genommen. Wenigstens erinnere ich mich, in einer der Gegenschriften (wenn ich nicht irre, in dem ersten oder zweiten offenen Sendschreiben des Herrn Andreä) dies angemerkt gefunden zu haben.

Ich. Ob diese Angabe richtig, ist noch sehr die Frage. So weit meine Erfahrungen reichen, haben die wahrhaft einsichtigen und zugleich wohldenkenden und gesinnungstüchtigen Katholiken an meiner Schrift nichts weniger als Anstoß genommen und was insbesondere meine geistlichen Mitbrüder und Mitarbeiter betrifft, so habe ich Ursache, anzunehmen, daß sie alle oder doch fast alle (denn einzelne Ausnahmen bei einer so großen Menge zählen nicht) meine Schrift verstanden und gewürdigt haben. Aber angenommen, es hätten wirklich viel mehr Katholiken, als ich wüßte und als ich glaube, an der Schrift Anstoß genommen und ihr Erscheinen bedauert; was folgte daraus? Doch nur, daß sie die Aufgabe eines Bischofes anders auffassen, als ich selbst sie auffasse, oder daß sie der Ansicht seien, mit bloßen hübschen rosigen Worten, mit reservirten, ängstlich abwägenden Redensarten oder einem klugen, feinen diplomatischen Versteckensspiele komme man in der Kirche Gottes weiter, als mit Ehrlichkeit, Offenheit und Wahrheit; oder es würde endlich daraus folgen, daß sie in gewissen Dingen immer gern ihre aparten Meinungen haben und, weil sie nun mal gerade zu den

fratres murmurantes (den murrenden Brüdern) gehören, immer dasjenige zu mißbilligen pflegen, was von der Person, die ihnen nun einmal gerade nicht behagt, gethan oder gutgeheißen wird. Das Mißvergnügen der Einen wäre also noch immer kein Grund für die Andern, ebenfalls mißvergnügt zu sein.

Der Hofrath. Aber die Hand auf's Herz, würden Sie Ihr „Bischöfliches Wort" wohl haben erscheinen lassen, hätten Sie all' das Unerwünschte und Unerfreuliche voraus gesehen, was daraus gefolgt ist, so viel Verkennung und Schmähung, die es Ihnen selbst eingebracht, so viele Aergernisse, die es gestiftet, auch wohl gar den Unfrieden, der dadurch ist ausgesäet worden?

Ich. Eine sehr merkwürdige, und fast möchte ich sagen, eine sehr wunderliche Frage. Wenn alle Handlungen unterbleiben müßten, die außer den etwa bezweckten guten Folgen auch schlimme Folgen haben können, wie viele Handlungen wären wohl noch, die nicht unterbleiben müßten? Denn (äußere) gute Handlungen, aus denen nicht durch die Schuld der Menschen, durch ihre Bosheit, ihren Unverstand oder ihre Schwäche möglicher Weise auch üble Folgen entspringen könnten, die möchten wohl noch zu erdenken sein; da gewiß auf der andern Seite jede gute That auch ihre guten Folgen hat, wenn sie auch vielleicht nicht so in die Augen springen. Ich darf nur, wenn meine sonst gute und sittliche Handlung gut und sittlich bleiben soll, ihre möglichen schlimmen Folgen nicht beabsichtigen; voraussehen kann ich sie, ohne daß ich sie deshalb zu unterlassen brauche oder unter Umständen auch nur unterlassen dürfte. Denken Sie nur an das Wort des frommen Simeon, der zu Maria über

ihren Sohn sprach: „Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung Vieler in Israel und als ein Zeichen, dem man widersprechen wird"; und denken Sie an das eigene Wort unseres Heilandes: „Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwerdt."

Sie sprechen, lieber Herr Hofrath, von Verkennung und Schmähung, die meine Schrift mir eingebracht; und wie schätze ich mich glücklich, daß ich ein paar Tropfen aus dem bitteren Kelche trinken konnte, den uns unser göttlicher Heiland vorgetrunken und vor dem Keiner vorbeikommt, der die Wahrheit, die er uns verkündigt, mehr liebt, als alle Güter dieser Erde!

Sie sprechen von Aergernissen, die durch meine Schrift gestiftet worden und Sie drücken sich in dieser Hinsicht sehr ungenau, wenigstens nicht theologisch richtig aus; Sie dürfen nicht von gegebenen, sondern nur von genommenen Aergernissen reden. Und hat denn unser göttlicher Heiland deshalb, weil die Pharisäer und Schriftgelehrten an manchen seiner Handlungen, z. B. der Heilung der Kranken an einem Sabbathe, Aergerniß nahmen, diese Handlungen deshalb unterlassen? Wehe denen, die Aergerniß geben, aber wehe auch denen, die an guten, vielleicht sogar pflichtmäßigen Handlungen Aergerniß nehmen!

Was endlich die Störung des Friedens betrifft, die durch meine Schrift zuwege gebracht sein soll, so glaube ich erstlich an das Vorhandensein solcher Friedensstörungen einfach nicht; wenn auch in Beurtheilungen und Berichten von Kirchenblättern oder Kirchenzeitungen (wie z. B. in der Ev. Kirchenzeitung*) oder in gefaßten Synodal-Resolutionen

*) Nr. 84. Beil. des v. J.

(wie z. B. der diesjährigen 11. Westfälischen Provinzial-Synode zu Soest) noch so viel davon geredet und gelärmt wird. Ich selbst habe von solchen Friedensstörungen nirgends etwas erfahren, ohnmächtige Versuche solcher Friedensstörungen, wie z. B. der von Seiten der Prediger in Hörde, bei der Gelegenheit, als ich im Laufe dieses Jahres die neue katholische Kirche daselbst consecrirte, — scheiterten an dem gesunden Sinne sowohl der katholischen als der protestantischen Bevölkerung. Und ich habe nicht nur von solchen Friedensstörungen nirgends etwas erfahren; ich habe sogar hier und da das gerade Gegentheil erfahren. So hat auf der Kreis-Synode in Siegen am 29. Juni d. J. (in ihrer 29. Versammlung) das Presbyterium von Netphen die ausdrückliche Erklärung abgegeben, es sei mein Buch zwar fleißig gelesen, „der confessionelle Friede jedoch nicht gestört" worden — also über diesen Punkt in Absicht auf meine Schrift dieselben Widersprüche bei den Predigern unter einander, wie in so vielen andern Punkten; wo die Einen sie loben und ihr Recht geben, tadeln sie die Andern und geben ihr Unrecht; die Einen denunciren sie bei der Staatsgewalt und nehmen den Schutz der Gesetze dagegen in Anspruch, die Andern rufen, die Schrift verdiene nicht, daß von Amtswegen ein Schritt dagegen geschehe, sondern sie werde am besten todtgeschwiegen oder nur schriftstellerisch bekämpft u. s. w. u. s. w. Sollte es zweitens aber auch wirklich wahr sein, daß durch meine Schrift der Friede gestört worden wäre, so könnte der Friede, der dadurch gestört worden ist, keineswegs der wahre und rechte gewesen sein, sondern nur ein Friede, wie ihn unser göttlicher Heiland meint, wenn er sagt, er sei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwerdt.

Für einen solchen faulen und falschen Frieden lieber eine Reinigung der Luft durch Sturm und Ungewitter.

Uebrigens ist es doch sehr sonderbar, daß wir immer die Friedensstörer sind, und wenn wir auch nichts anderes thun, als daß wir die ungerechten Angriffe auf das Heiligthum unseres Glaubens abwehren. Wer hat z. B. die „protestantische Polemik“ von Hase „gegen die römisch-katholische Kirche“ eine Friedensstörung genannt? Wir üben doch nur eine gerechte Nothwehr, sind und bleiben aber deßungeachtet doch die Friedensstörer!

Aus Gesagtem können Sie nun die Antwort auf Ihre Frage, ob ich bei der Voraussicht aller der Folgen meiner Schrift diese doch herausgegeben haben würde, sich selbst abnehmen. Ich würde sie, Alles in Allem genommen, allerdings herausgegeben haben. Doch wie weit sind wir nicht von unserm eigentlichen Thema abgeschweift! Nicht um mein „Bischöfliches Wort“ handelt es sich, sondern nur allein um Sie, Herr Hofrath, und um Ihre unsterbliche Seele. Eine sonst so vortreffliche Gesinnung, ein so weites und edles Herz, so viel Interesse für die christliche Wahrheit; — was könnte Sie wohl noch zurückhalten, den letzten entscheidenden Schritt in's Heiligthum der christlichen Wahrheit selbst zu thun! O thuen Sie ihn, um Ihrer Seele und Seligkeit willen bitte ich Sie, thuen Sie ihn. Nicht ich, aber Sie haben den Vortheil davon, wenn Sie ihn thun. Aber was Sie thun wollen, thuen Sie bald, und noch ehe Sie sich Ihrem göttlichen Richter gegenübergestellt sehen, der Sie zur Rechenschaft ziehen wird über alle die kostbaren Gaben, die er Ihnen geschenkt hat und der dann, wenn Sie in's Heiligthum der Wahrheit nicht eintreten, auch deshalb Sie zur Rechenschaft ziehen

wird, daß Sie in dieses Heiligthum eintreten konnten und doch in dasselbe nicht eingetreten sind. Und, bedenken Sie es wohl, dieser Richter entscheidet über das Schicksal Ihrer ganzen Ewigkeit. Welch' ein Wort das Wort Ewigkeit und wie müssen nicht vor diesem Worte alle Scheingründe und alle Blendwerke eitler Selbsttäuschung zerstieben!

O Ewigkeit, o Ewigkeit; und wie bald werden wir schon eingetreten sein in diese Ewigkeit, ich sowohl als Sie, denn unsere Haare sind schon gebleicht und sie sagen uns, daß wir jedenfalls schon mehr Jahre hinter uns als noch vor uns haben. Was Sie also thun wollen, thun Sie es bald. Ueben Sie die Werke der Barmherzigkeit an Ihren leidenden Mitmenschen, damit Gott auch Ihnen barmherzig sei, und verbinden Sie damit das demüthige und inbrünstige Gebet um die Gnade der Erleuchtung.

Graf Julius schien durch diese Worte bis zu Thränen gerührt und er wiederholte mehrmals: ja lieber, theurer Jugendfreund, nur Uebung der Barmherzigkeit und Gebet! Und wir werden Sie durch unser schwaches Gebet unterstützen. Gott erhört das Gebet und er kann dem vereinigten Gebet gleichsam nicht widerstehen.

Auch der Hofrath konnte die tiefe Bewegung seines Herzens nicht verbergen und in seinem Auge blinkte eine Thräne. Es trat eine längere feierliche Stille ein, der Hofrath schien sehr nachdenklich, und wie in einer Art von Verlegenheit mahnte er endlich an die späte Stunde. Wir schieden in ernster und bewegter Stimmung auseinander! —

Sechstes Gespräch.

„Alle Wege führen nach Rom."

Wir waren, glaube ich, sämmtlich sehr damit zufrieden, daß wir dieses Mal statt in dem alten Rittersaale des Schlosses unsere Abendunterhaltung wieder in Gottes freier Natur unter der bekannten schattigen Eiche hielten. Auch der Commercien-Rath und der junge Advokat hatten sich dazu wieder eingefunden. Alle schienen voll guter Laune, wozu das allerliebste Wetter, der unumwölkte, schöne, blaue Himmel, die milde und sich gegen Abend etwas abkühlende Luft, sowie die ganze äußere Umgebung nicht unwesentlich beitragen mochte. Nur der Hofrath schien ernster und nachdenklicher, als gewöhnlich; er nahm aber gleichwohl zuerst das Wort, indem er den beiden Gästen, die an der Unterhaltung des vorhergehenden Tages nicht Theil genommen, hierüber sein herzliches Bedauern aussprach. „Wie Vieles," sagte er, „haben Sie gestern nicht versäumt, und zumal Sie," redete er den jungen Advokaten an, „Sie hätten gewiß aus persönlichen Gründen die Unterhaltung sehr interessant gefunden, ihr aber auch andrerseits aus dem Schatze Ihrer eigenen Erlebnisse noch ein besonderes Interesse mittheilen können." Und als er sodann Beide über den Gang und Hauptinhalt des gestrigen Gespräches näher

aufgeklärt hatte, sprach er dem jungen Advokaten in recht artigen doch auch dringenden Worten den Wunsch und die Bitte aus, er möchte durch offene und freie Mittheilung der Geschichte seiner Rückkehr zur katholischen Kirche und insbesondere der veranlassenden Ursachen und Triebfedern, die dabei mitgewirkt, sich noch nachträglich gegen die Anwesenden gefällig erweisen. Diese seine Bitte fand aber nicht die erwartete gute Aufnahme, der Angeredete schien dadurch sehr unangenehm berührt und während der Commercien-Rath einmal über das anderemal das Wort Taktlosigkeit aussprach, entgegnete er dem Bittsteller in einem ziemlich heftigen und herben Tone: „Das, Herr Hofrath, sind Dinge, die Jeder mit sich selbst abzumachen hat und wegen deren ich am allerwenigsten Ihnen Rede stehen möchte.“ Durch dieses unangenehme Intermezzo war die gute Laune auch der übrigen Theilnehmer auf einmal wie verscheucht, es trat eine allgemeine Mißstimmung und Verlegenheit ein und das Gespräch gerieth in's Stocken. Dem Grafen Julius, wegen seines treuherzigen, biedern und grundehrlichen Wesens von Allen gleich verehrt, gelang es endlich, durch begütigende Worte die bösen Geister wieder zu bannen und in der Gesellschaft wieder eine Art von Gleichgewicht herzustellen. Ja, nachdem er dem Advokaten weitläufig und mit vieler Mühe auszureden gesucht, daß dem Begehren des Hofraths irgend welche Arglist oder Schalkheit zu Grunde liege, brachte er es zuletzt bei ihm sogar dahin, daß er wirklich in der vom Hofrath angeregten Angelegenheit allerhand zutrauliche Eröffnungen machte. „Ich war,“ hub er an, „Katholik, noch ehe ich Katholik wurde, d. h. ehe ich mich äußerlich zur katholischen Kirche bekannte; und ich bin anfänglich

nicht so sehr durch theologische als vielmehr durch juristische Studien für den Katholicismus gewonnen worden. Meine juristischen Studien nämlich machte ich in Berlin und meine kirchenrechtlichen unter der Leitung des jüngst verstorbenen mit Recht so gefeierten Professor Richter, durch den ich auch zu genauerem Studium der kirchenrechtlichen Decrete des allgemeinen Concils zu Trient angeregt ward. Da lernte ich zum ersten Male die Umsicht und Weisheit der katholischen Kirche in ihrer Gesetzgebung bewundern, und es ging mir hier zum ersten Male der Unterschied auf zwischen einer katholischen Kirchenversammlung und protestantischen Provinzial- oder allgemeinen Landes-Synoden. Wo haben wir, dachte ich bei mir selbst, solchen Leistungen etwas Aehnliches an die Seite zu setzen, und wie stimmen mit dieser Wahrnehmung die gangbaren protestantischen Vorstellungen, wie sie sich durch Jugendunterricht und Lektüre auch bei dir festgesetzt, wonach doch alle Wissenschaft und Bildung nur bei uns zu Hause ist und dort drüben dagegen Alles in Nacht und in dicke ägyptische Finsterniß gehüllt ist? Von den kirchenrechtlichen Dekreten des genannten Concils schweifte ich aber mitunter auch auf seine Glaubensdekrete hinüber, anfangs seltener und gleichsam wie zur Veränderung, dann aber, als ich diese Kost einmal geschmeckt hatte, öfter und geflissentlich. Und demselben Geiste der Weisheit, den ich dort in der Gesetzgebung bewunderte, begegnete ich auch hier in der Lehre wieder: welch' eine Klarheit und Faßlichkeit in diesen Lehrbestimmungen, ungeachtet die Materien, worauf sie sich beziehen, oft so schwierig und verwickelt, welch' eine Genauigkeit, Schärfe und Bestimmtheit; wie ganz und gar nicht schulmäßig erscheinen sie und doch keine irgend berechtigte Schul-

meinung verwundend, wie vernünftig und durch sich selbst überzeugend und doch auch wieder mehr, als vernünftig, wie den Forderungen des Verstandes genugthuend und doch zugleich allen Verstand übersteigend, wie die Macht des freien Willens auffordernd und doch auch wieder ihm seine Unmacht vorhaltend, ihn auf die höhere göttliche Macht hinweisend und zu deren demüthiger Anrufung ihn antreibend! In der That empfand ich, so oft ich diese Lehrbestimmungen durchging, ein ganz eigenthümliches Vergnügen und je mehr ich mich in dieselben hineindachte und hineinarbeitete, desto mehr wuchs dasselbe und es steigerte sich oft bis zum lauten Entzücken. Wo ist denn nun, sagte ich bei mir, der Grund zu allen den Vorwürfen und Schmähungen, womit unsere protestantischen Redner und Schriftsteller die katholische Kirche immer so freigebig überschütten? Wo ist hier auf der einen Seite die katholische Dummheit und der katholische Aberglaube, der abgöttische Heiligen- und Reliquiendienst und wo ist auf der andern Seite der der katholischen Kirche von unsern protestantischen Eiferern so oft vorgeworfene Vernunftstolz, die pharisäische Werkheiligkeit, der Pelagianismus oder der Semi-Pelagianismus? O, was seid ihr doch für blinde Lästerer, rief ich dann manchmal in meiner Extase aus, ihr, die ihr uns von der katholischen Kirche ein so abschreckendes und abscheuliches Bild vormalt, blinde Lästerer und obendrein blinde Führer, die ihr selbst nicht in das Reich Gottes eingehen wollet und andere, die hineingehen möchten, daran hindert; und fahret nur immer fort, so zu lästern und Unwissende und Arglose an eurem Gängelbande zu ziehen! Mir ist der Staar nun gestochen und eure süßen und süßlichen Reden vom „lauteren

evangelischen Gottesworte" werden so wenig wie eure bitteren Schmäh-Reden gegen „Römlinge und Päpstliche" künftig auf mich irgend welchen Eindruck mehr machen. Will und soll ich doch einmal christlich sein (denn damals schwebte ich mit meinem Christenthum, wie so viele meiner Confessionsgenossen, noch zwischen Himmel und Erde), so will ich es auch ganz sein. Und von da an war mein Entschluß gefaßt. Ich machte auch von meinen Ueberzeugungen kein Hehl, sondern sprach sie offen aus in vertrauteren Cirkeln, wie in verschiedenen kirchenrechtlichen Aufsätzen, die ich in litterarischen Zeitschriften doch unbenannt von Zeit zu Zeit veröffentlichte. Eine mir mittlerweile wie zufällig in die Hände gefallene Notiz regte in mir ebenfalls allerlei Gedanken auf, die aber mit meiner sonstigen Stimmung vollkommen harmonirten. Diese Notiz bezieht sich auf die Luthers-Ulme bei Pfedersheim, „das geweihte Wahrzeichen der Reformation", wie sie genannt ward und worüber uns ein sehr geschätzter protestantischer Schriftsteller wörtlich Folgendes mittheilt: „Als Luther von der Ebernburg herab nach Worms zog, kam ihm eine Schaar Edler entgegen; unter ihnen Frundsberg. Neben dem „Rollwäglein" des Mönchs einherreitend, hub der ergraute Feldoberst an: Herr Doctor, glaubt Ihr denn in Wahrheit, daß Eure Lehre bestehen werde? Sie ist Gottes, sagte Luther, und was aus Gott ist, kann nicht erliegen. Banget Euch nicht vor dem Reichstag? fragte Frundsberg weiter. Da sprach jener das glaubenskühne Trotzwort: Und wenn so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein! und auf ein schwaches Bäumchen am Wege deutend, setzte er hinzu: So wahr dieses Reislein zum Baum erwächst, so werden

sie meine Lehre nicht dämpfen! — Das Reis, fährt der protestantische Berichterstatter fort, ist die Lutherulme. Noch bis vor einem Vierteljahrhundert frisch und voll, haben endlich Sturm und Alter das prächtige Gewächs gebrochen. Seine Tage sind gezählt; die sorgsame Ummauerung kann nur kurze Frist gewähren. Denn der Baum steht allein, frei, allen Elementen preisgegeben. Aber unvergessen wird kommenden Geschlechtern die Stelle bleiben, an welche der große Reformator seine Weissagung knüpfte." So also wörtlich der protestantische Schriftsteller Masius.*) Ich bin gewiß nicht abergläubisch und gebe sonst nichts auf bloße dunkele Anregungen oder Ahnungen: aber das Schicksal dieses „geweihten Wahrzeichens" der Reformation regte doch, wie gesagt, in mir allerlei seltsame Gefühle und Gedanken an, und wie meine ehemaligen protestantischen Confessions-Genossen in diesem immer prächtiger heranwachsenden Reislein das Symbol der sich immer mehr ausbreitenden Reformation erblickt, so erblickte ich in dem durch Alter und Sturm gebrochenen Gewächs eine üble Vorbedeutung für deren unabwendbares und unaufhaltbares Schicksal. Nachdem sie, dachte ich bei mir selbst, wie jene Ulme einst so herrlich und vielversprechend aufgeblüht und sich entfaltet hat, ist sie nunmehr durch Sturm und Alter geknickt, und auch ihre Tage sind gezählt und selbst die sorgsamste Ummauerung, die Pflege und der Schutz der Mächtigen, kann ihr nur noch eine kurze Frist gewähren. Ja, im Grunde hat sie jetzt schon zu sein aufgehört, denn durch die umwandelnde Zeit und unter den Händen ihrer veränderlichen Schüler und Jünger ist sie zu etwas ge-

*) Dr. Hermann Masius, Naturstudien, 6. Aufl. S. 40.

worden, was der Intention und dem Geiste ihres Urhebers ganz und gar fremd war. Denn würden Luther's Lehren noch geglaubt, o, wie ganz anders stände es da? Ich will diesen Mann von den mancherlei Vorwürfen, die ihm seine Gegner machen, gewiß nicht freisprechen; er war aber doch trotz aller seiner Fehler und Schwächen ein Mann von Muth und großer Thatkraft und er hatte aus der alten Mutterkirche noch viele kostbare Erbstücke vom Christenthum mit sich herübergenommen, die er treu genug verwerthet und ehrlich und mannhaft gegen Freund und Feind vertheidigt hat. Wie sind aber seine Schüler und Jünger mit diesem kostbaren Erbgute umgegangen und wo überhaupt sind deren, die sich am Geiste ihres Meisters noch erwärmten? Ja, sie sind wohl noch, aber wie gering ist nicht ihre Zahl und dieses geringe Häuflein strenger Altlutheraner sieht sich, wie einer ihrer hervorragenden Führer (Guerike) sagt, „des kirchlichen Bekenntnisses halber in aller Weise gestoßen und getreten, zurückgesetzt und verworfen.“ Kurz, an dem Namen dieses mächtigen Luther hing für mich immer noch ein gewisser Zauber; nachdem aber mal durch das jämmerliche Geschick, das diesen Mann und seine Sache ereilt, auch dieser Zauber geschwunden, so löśten sich die bereits losen und gelockerten Bande, die mich mit dem protestantischen Bekenntnisse noch nothdürftig zusammengehalten, ganz und gar; ich fühlte mich frei und los und wandte dem ganzen Protestantismus, dem symbolgläubigen, wie dem nichtsymbolgläubigen den Rücken. Bei solchen Gesinnungen aber war es mir nicht allein kein Opfer, sondern sogar ein Bedürfniß des Herzens, meiner erwählten Braut, die eine Katholikin war, vor ihren Eltern und dem katholischen Pfarrer, der die Ehe einsegnen

sollte, das Versprechen der katholischen Erziehung der Kinder abzulegen, und ihr noch obendrein meinen Schutz für die freie und ungehinderte Ausübung aller ihrer religiösen Pflichten aufrichtig zuzusichern. Und wie groß war nicht unser eheliches Glück! In meiner vortrefflichen Gattin gerade fand ich dasjenige, was ich halbbewußt immer gewünscht und gesucht, ich fand in ihr die weibliche Tugend und die wahre Frömmigkeit gleichsam verkörpert: es ist eine Frömmigkeit, die selbst demjenigen wohl thut, der sie nicht hat und ihm den Wunsch und das Verlangen einflößt, daß er sie haben möchte, — keine zur Schau getragene, keine Kopfhängerei oder falsche Empfindelei, keine süße Gefühlsschwärmerei, kein duckmäuserisches, muckerisches oder sauertöpfisches Wesen, kurz, nicht jene widrige Pietisterei, wie wir sie z. B. an jener „schönen Seele“ sehen, deren „Bekenntnisse“ uns Goethe in seinem „Wilhelm Meister“ aufbewahrt; — nein, von allem dem ist nichts in oder an ihr; die Frömmigkeit meiner Gattin ist schön und wohlthuend, wie über uns der blaue Himmel, sie ist natürlich, und wächst aus dem Grunde ihres katholischen Glaubens so leicht und ungezwungen hervor, wie dieser Eichbaum aus der Erde gewachsen ist, und während sie in dem tiefsten Grunde ihres Herzens fest eingewurzelt ist, fehlt es ihr auch nicht an einem herrlichen Gipfel, der sich sehnsüchtig zum Himmel aufwendet, weil die Erde für sie zu klein ist und ihre tiefsten Bedürfnisse nicht befriedigt; und wenn ich mein Bild fortsetzen darf, so ist dieser schöne prächtige Baum mit seinen herrlichen Zweigen und seinem frischen Laubwerk nicht blos wohlthuend für das Auge, sondern er bringt auch wirkliche Früchte hervor, denn die Frömmigkeit meiner Gattin veredelt und verklärt all' ihr

Thun und macht, daß sie ihre Pflichten nicht nur erfüllt, sondern, daß sie sie auch leicht und mit einem frohen heiteren Blick erfüllt, was für mich der sicherste Prüfstein für ihre Güte und Aechtheit ist. So lebte ich einige Jahre glücklich an der Seite meiner Gattin; wir redeten oft über religiöse Dinge und unsere Gedanken stimmten hierüber ebenso zusammen, wie unsere Herzen, und wie ich mit ihr katholisch dachte, so betete ich auch mit ihr die alten kräftigen katholischen Kerngebete, die ich nie ohne Andacht und Inbrunst wiederholen konnte. Von dem äußeren Bekenntnisse des Katholicismus hielt ich mich aber noch sorgfältig fern und ich weiß nicht, welch' eine seltsame Scheue ich davor noch in mir trug, während mir doch andrerseits wieder nichts natürlicher vorkam, als meine Gattin, die ich überall hin, selbst auf ihren Betstuhl in einsamer Zelle begleitete, auch in die Kirche, zum öffentlichen feierlichen Gottesdienste zu begleiten. Da fügte es sich, daß ich auf einer Erholungsreise eines Tages mit einem gleichgesinnten protestantischen, d. h. ebenfalls katholisirenden Jugendfreunde bei einem hochgestellten Manne vorsprach, der im Rufe eines ebenso entschiedenen und überzeugungstreuen Katholiken, als eines einsichtigen und erleuchteten Staatsmannes stand und an den wir durch einen ihm befreundeten Dritten empfohlen waren. Mein Reisegefährte lenkte das Gespräch auf religiöse und bald auch auf confessionelle Fragen, und knüpfte daran ein zwar mit aller Bescheidenheit ausgesprochenes, aber doch sehr wunderliches Anliegen. „Wir beide," sagte er, „mein Freund hier ebensowohl, wie ich, sind von der Wahrheit des Katholicismus gewiß nicht weniger überzeugt, als Sie; wir stellen auch unser Licht nicht unter einen Scheffel, sondern wirken durch Wort und

Schrift zur Verbreitung katholischer Ideen redlich mit und, ohne unbescheiden zu sein, darf ich wohl sagen, daß wir durch unser stilles Wirken der katholischen Kirche vielleicht schon manchen Dienst geleistet; denn da wir als äußerlich nicht zur katholischen Gemeinschaft gehörig, immer noch als Protestanten gelten, mögen wir es auch an sich noch so wenig sein, so dürfen wir uns unter dieser protestantischen Maske Manches erlauben, was man einem erklärten Katholiken nicht würde hingehen lassen. Man hat es ja gesehen z. B. an Hurter, Gfrörer und an wie vielen andern, die ebenfalls lange vorher katholisch dachten und schrieben, ehe sie sich äußerlich zur katholischen Kirche bekannten; damals las, studirte und bewunderte man ihre Schriften, wenn man auch vielleicht manches darin wunderlich und mit den hergebrachten Vorstellungen nicht übereinstimmend fand; kaum aber waren sie auch äußerlich in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen, so war es mit ihrer Wirksamkeit für die katholische Sache unter den Protestanten zu Ende und man warf ihre Bücher in die Rumpelkammer. Wir möchten nun gern in der bisherigen Weise unter den Protestanten fortwirken, ihre Vorurtheile und Mißverständnisse berichtigen, ihre Zweifel und Bedenken aufklären und nach unsern schwachen Kräften in unsern Kreisen die Interessen der Wahrheit und der katholischen Kirche fördern helfen. Dazu ist aber, wie eben gesagt, nothwendig, daß wir uns äußerlich noch als Protestanten geriren und eben über diesen Punkt möchten wir uns, geehrter Herr, Ihre Meinung und Ihren guten Rath erbitten. Erwidern Sie unsere Offenheit von Ihrer Seite mit einer gleichen und belohnen Sie so das Zutrauen, das uns zu Ihnen hingeführt.“ Der genannte Herr er-

wiederte: „Sie beide haben ein zu ehrliches Gesicht, sonst würde ich denken, Sie hätten ein Complot gegen mich geschmiedet und wollten mich mit Ihrer Frage in Versuchung führen, so eigen kommt mir diese Frage vor. Wenn es Ihnen aber, wie ich annehmen darf, mit Ihrer Frage wirklich Ernst ist, darf ich sie Ihnen denn auch so beantworten, wie es mir dabei um's Herz ist und wollen Sie sich nicht beleidigt fühlen, wenn ich Ihnen meine Meinung in etwas kräftigen und derben Worten sage?" „Je derber und herber, desto besser," erwiederte mein Freund, „von einer Beleidigung kann dabei keine Rede sein." „Nun, dann muß ich Ihnen denn doch sagen," fuhr er fort, „daß Sie ein paar recht eingebildete und dünkelhafte Männer sind, von dem heuchlerischen Spiele, was Sie treiben, nicht einmal zu reden. Wie? Sie bilden sich ein, der katholischen Kirche desto mehr nützen zu können, wenn Sie außer ihrer Gemeinschaft bleiben? Die katholische Kirche bedankt sich für Ihre Dienstleistungen, wenn Sie sich selbst in einer vornehmen Entfernung von ihr halten und ihr nicht als wirkliche Mitglieder angehören wollen. Die katholische Kirche bedarf Ihrer und Ihrer Dienste nicht, sie hat ohne Sie bestanden und wird auch ohne Sie fortbestehen; Sie dagegen bedürfen der katholischen Kirche! Es ist eine bloße Illusion, wenn Sie glauben, es handele sich bei der Frage um die Kirche in letzter Instanz um etwas Anderes, als um Sie selbst, denn die Menschen sind nicht der Kirche wegen, sondern die Kirche ist der Menschen wegen da; ihre unsterblichen Seelen zu retten und sie dahin zu leiten, daß sie einstens im Gerichte bestehen, das ist ihre Bestimmung. Und bedenken Sie es daher wohl, nur um Ihre eigenen unsterblichen Seelen handelt es sich; Sie, und

zwar Jeder für sich allein, werden bald vor dem Richterstuhle Christi zu erscheinen und hier für sich selbst Rechenschaft abzulegen haben, und gewiß werden Sie auch darüber zur Rechenschaft gezogen werden, daß Sie die Wahrheit erkannt und ihr dennoch kein Gehör gegeben haben.“ Diese Worte, die der bedächtige Mann zwar ohne alle Heftigkeit, aber doch mit Gefühl und einem gewissen feierlichen Ernste zu uns sprach, wirkten auf uns wie ein Donnerschlag. Wir waren Beide sehr erschüttert, als wir uns bald darauf von ihm verabschiedeten. Mein Freund aber, den ich seitdem nicht wieder gesehen, und mit dem ich mich nur von Zeit zu Zeit noch brieflich unterhalte, scheint sich von dieser Erschütterung bald wieder erholt zu haben, denn gleich in dem ersten Briefe, den ich nach diesem merkwürdigen Auftritte von ihm erhielt, schreibt er mir ziemlich scherzhaft: „Die Kapuzinade unseres guten Rathgebers habe ich zwar noch immer nicht vergessen, aber wenn ich auch nicht so großmüthig denke, wie Leo, es sei löblicher, in einen sinkenden Kahn zu steigen und ihm aufzuhelfen, als mit dem flotten Schiffe dahinzusegeln; so denke ich doch, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer und wenn wir Protestanten zur katholischen Kirche zurückkehren wollen, so müssen wir massenweise zu ihr zurückkehren.“ Dagegen war die Wirkung bei mir eine nachhaltige. Ich dachte, es ist besser, du wählest das Sichere, und ehe noch drei Monate vergingen, war der entscheidende Schritt schon gethan.

Der Advokat war im besten Zuge noch weiter fortzufahren, als der Commercien-Rath, der seinem Vortrage bis dahin ebenso verdrießlich, als die Uebrigen theilnehmend zugehört, ihn hier plötzlich unterbrach. „Und wenn auch,“ sagte er in einem ziemlich gereizten Tone, „die Pro-

testanten in ganzen Massen zur katholischen Kirche zurückkehrten, so würde ich mich doch unter diesen Massen nicht befinden, und zwar hielte mich ein zwiefacher Grund davon zurück. Denn erstlich sage ich mit unserm Goethe im Leben des berühmten Winkelmann (der bekanntlich ebenfalls zur katholischen Religion übergetreten): „es bleibt jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel bespritzt, von der es unmöglich scheint, ihn zu reinigen. Wir sehen daraus, daß die Menschen den beharrenden Willen über alles zu schätzen wissen. . . . Ausdauern soll man da, wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe festhalten, darauf alles beziehen, deßhalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geschätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmuth wird lächerlich.“

Zweitens hielte mich aber von einem Uebertritte die Erwägung zurück, daß die verschiedenen christlichen Confessionen mir überhaupt nur Form und Nebensache, nur Schale sind; der eigentliche Kern der christlichen Religion ist die christliche Sittenlehre und diese ist bei allen Confessionen dieselbe.“

Der Advokat, augenscheinlich verdrießlich, daß er mitten im Flusse seiner Rede war unterbrochen worden, schien keine Lust zu haben, auf den Einwand des Commercien-Rathes etwas zu erwiedern und überhaupt das Gespräch fortzusetzen. Nach einer eingetretenen kurzen Pause nahm ich daher statt seiner das Wort, und bat den Commercien-Rath um Erlaubniß, auf jeden seiner beiden Gründe ihm besonders antworten zu dürfen. Was Ihren ersten Grund betrifft, fuhr ich dann fort, so haben Sie von der Aeußerung Ihres Goethe zwar den Vordersatz angeführt, aber den Nachsatz haben Sie wohlweislich verschwiegen. Denn

da ich für Winkelmann schon von Jugend an ein besonderes Interesse hege und die auf ihn bezüglichen Nachrichten und Urtheile sorgfältig zusammengesucht habe, so ist mir die Reflexion, die Goethe über seinen Religionswechsel unter der Ueberschrift: „Katholicimus“ sich erlaubt, noch recht wohl erinnerlich. Nachdem er in den Worten, die Sie uns angeführt, die vermeinten Schattenseiten des Uebertritts von Winkelmann hervorgehoben, würdigt er, freilich nur von seinem specifisch künstlerischen oder dichterischen Standpunkte aus, auch die Lichtseiten desselben. „Denn war dieses nun“, fährt er nach Ihrem Citat fort, „die eine schroffe, sehr ernste Seite, so läßt sich die Sache auch von einer andern ansehen, von der man sie heiterer und leichter nehmen kann. Gewisse Zustände des Menschen, die wir keineswegs billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für unsere Phantasie einen besonderen Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, so möchten wir sagen, es ist damit, wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit besser, als frischgebraten schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat, machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erscheinen uns nun als wundersam, und es ist nicht zu läugnen, daß die Religionsveränderung Winkelmann's das Romantische seines Lebens und Wesens vor unserer Einbildungskraft merklich erhöht.“ So also Ihr gefeierter Goethe. Glauben Sie aber ja nicht, daß ich auf diese Worte irgend welches Gewicht legte, oder daß sie meiner Anschauung dieses Verhältnisses auch nur entfernt genug thäten, ich habe sie hier bloß Ihnen gegenüber angeführt;

ich schätze Goethe als Dichter sehr hoch, aber in religiösen oder religiös-wissenschaftlichen Fragen ist seine Autorität bei mir vollkommen Null. Ich lasse für Ihre Ansicht von der Unziemlichkeit eines Religions- oder Confessions-Wechsels weder das Pro Ihres Goethe gelten, noch nehme ich dagegen das Contra desselben in Anspruch; ich habe dagegen ganz andere Gründe in's Feld zu führen. Ein Mann, der es im rechten und wahren Sinne des Wortes ist, ist vor Allem wahr und ehrlich, wahr und ehrlich in seinem Denken, wie in seinem Reden und Handeln, und er fragt bei seinen Handlungen nicht, was werden die Menschen Gutes oder Schlimmes davon urtheilen, sondern was wird Gott davon urtheilen. Nichts erscheint mir daher läppischer, als wenn man in gewissen fertigen Redensarten über gewisse Handlungsweisen eines Menschen aburtheilt, also sagt, ich halte auf solche nichts, die das und das thun. Und anstatt daß man also sagen sollte, ich halte auf den nichts, der seine Religion wechselt, sollte man lieber sagen, ich halte sehr viel auf den Mann, der wirklich mannhaft, gemäß seiner Mannespflicht und Manneswürde, d. h. nach seiner gewissenhaften Ueberzeugung handelt. Daß ich von katholischen Eltern geboren bin, ist nicht mein Verdienst, und daß Sie von protestantischen Eltern geboren sind, ist nicht Ihre Schuld. Wenn Sie aber als Protestant sich von der Wahrheit der katholischen Kirche überzeugen, so handeln Sie unmännlich und unehrenhaft, wenn Sie dieser Ihrer Ueberzeugung keine Folge geben, und wenn auch der urtheilsunfähige Pöbel tausendmal das Gegentheil für unehrenhaft erklärt. Zu Gunsten eines Protestanten läßt sich aber der Grundsatz von der Unziemlichkeit oder Unehrenhaftigkeit eines Religions-Wechsels am allerwenigsten geltend machen. Man

wird hierbei unwillkürlich an das Gespräch erinnert, das ein gewisser Fürst mit dem berühmten Convertiten Grafen Leopold von Stolberg anknüpfte. „Ich liebe diejenigen nicht," sagte der Fürst zum Grafen, „die ihre Religion wechseln." „Ich auch nicht," erwiederte ihm dieser, „und deßhalb bin ich zur Religion meiner Väter zurückgekehrt."

Wenn Sie sich aber, lieber Herr Commercien-Rath, gegen den Uebertritt zu einer andern Confession, und namentlich zu der katholischen, so sehr sperren und verwahren, so finde ich den Grund hiervon bei Ihnen weniger im Mangel an Ueberzeugungstreue, als vielmehr im Mangel an Verständniß für die wirklichen großen und wesentlichen Unterschiede, die zwischen den verschiedenen christlichen Confessionen obwalten. Ihr indifferentistischer Standpunkt, von wo aus Sie die verschiedenen christlichen Confessionen, insbesondere die protestantische und die katholische, für gleich gut und für gleich schlecht ansehen, beruht selbst nur auf einer Illusion, und das führt mich auf den zweiten Grund, den Sie für Ihr sich nicht betheiligen Wollen an einem etwaigen massenweisen Uebertritte der Protestanten zur katholischen Kirche geltend gemacht haben.

Sie betrachten die Confession als Nebensache, als eine bloße Schale oder Form. Wer heißt Sie dieselbe aber so betrachten? Der Wahrheit entspricht diese Betrachtungsweise nicht. Die Wahrheit ist, daß der sogenannte Christianismus vagus d. h. so ein allgemeines selbstpräparirtes confessionsloses Christenthum und ein nacktes Antichristenthum nicht weit auseinander liegen. Das erste ist nur eine Art Vorschule, die für das letztere die Rekruten heranzieht und sie dafür bestens vorbereitet. Der plumpe und rohe Materialismus oder Bestialismus, wie

ihn z. B. die belgischen Solidaires bekennen, ist doch ein zu garstiges Wesen, als daß es für die Menschen, wie sie gewöhnlich sind, etwas Anziehendes hätte. So ein wenig Religion ist den meisten Menschen doch Bedürfniß und wäre es auch nur, daß man sie, wie Meister Goethe sagt, als einen Sparpfennig für die künftige Zeit der Noth zurücklegte. Und so wenig wie der Mensch auf einmal ein Held in der Tugend wird, so wenig wird er auch auf einmal ein vollendetes Scheusal; Vermittelungen, Uebergangsstufen, Vorschulen sind dort, wie hier für ihn nothwendig. Die obersten Rathsherrn der Geheimbünde, die, wie z. B. in Belgien, den Boden des Christenthums notorisch untergraben, kennen diese Eigenheit der menschlichen Natur sehr gut und sie tragen ihr auch ganz gehörig Rechnung. Sie sind so organisirt, daß das letzte Ziel, wohin sie ihre Eingeweihten bringen wollen, nicht allein für den „profanen Pöbel", der mit ihnen nichts zu schaffen haben will, sondern auch für die eigenen Mitglieder der niederen Grade mit dem dichten Schleier des Geheimnisses bedeckt ist, und diese verschiedenen Grade der Gesellschaft sind nur deßhalb eingeführt, damit eben diese unzeitigen Sprünge kopfunter, kopfüber, möglichst vermieden werden. In den ersten Graden sieht sich alles ungemein schön und unschuldig an, so daß man die nur in diese eingeweihten Neulinge oft verwundert fragen hört, wie denn nur die katholische Kirche von einer so unschuldigen Sache so viel Aufhebens machen könne. Mir selbst sind schon mehr als einmal im Leben solche Neulinge begegnet, die ich als Katholiken an ihre Pflicht erinnerte, um jeden Preis aus einer von der Kirche mit dem Banne belegten Gesellschaft auszuscheiden. Sie versicherten mir hoch und heilig, gute Christen und Katho-

liken wollten sie sein und bleiben, ihr religiöser Glaube sei aber auch nicht der mindesten Gefahr ausgesetzt, da ihnen ja umgekehrt durch die Statuten der Gesellschaft die ungestörte Ausübung ihrer religiösen Pflichten nicht nur gestattet, sondern auch ausdrücklich zur Pflicht gemacht sei. So unschuldig also sieht sich in den ersten Graden die Sache an. Man ißt und trinkt, man conversirt, spielt und schmückt sich das Haupt mit Rosen, man umarmt sich und wechselt Bruderkuß, man bezahlt seine Beiträge in die Vereinskasse, unterstützt und fördert sich gegenseitig, gewinnt oder verleiht Protektion für schnellere Avancements — und zu allem dem noch etwas Augenverblenderei —; das ist doch alles so unschuldig, als nur etwas sein kann. Das Religiöse bleibt dabei ganz aus dem Spiele, nur daß vielleicht ganz unmerklich die scharfen Kanten des religiösen Bekenntnisses, an denen die Brüderlichkeit sich stoßen könnte, ein wenig abgestumpft werden. Für die bisher Christgläubigen und als christgläubig in die Gesellschaft Eingetretenen bleibt neben dem großen Weltbaumeister auch Christus immer noch der große Gott. In den weiter fortgeschrittenen Graden aber nimmt die Sache schon eine etwas andere Gestalt an; dem Gottes-Sohne Christus wird allmählig der „Weise von Nazareth" substituirt; und zu den Eingeweihten noch höherer Grade redet man dann auch wohl noch deutlicher. Genug, für allerlei schöne Vermittelungen und Uebergangsstufen ist in solchen Geheimbünden, wie sie z. B. in Belgien, aber auch noch anderwärts bestehen, trefflich gesorgt, und das „confessionslose Christenthum," dem Sie, gewiß persönlich ganz unschuldig, das Wort reden, ist auch nur so eine angenehme Vermittelung, eine einstweilige schöne

Verhüllung von Dingen, die man Anfängern oder Neulingen, nicht gern in ihrer wahren Gestalt zeigt. Mit dem confessionslosen Christenthume hängen dann natürlich auch die confessionslosen Schulen zusammen, wie man sie jetzt z. B. in Baden, und gewiß auch nicht dem Christenthume zu Liebe, in Scene setzt. Denn diejenigen, die sich für diese confessionslosen Schulen so sehr ereifern, sind eher alles Andere, als gute gläubige Christen. Doch entschuldigen Sie, lieber Herr Commercien-Rath, diese kleine Abschweifung. Aber ich weiß zu gut, was es mit dem confessionslosen Christenthume auf sich hat, als daß mich Ihre Lobrede auf dasselbe hätte gleichgültig lassen können. Und zudem haben Sie vielleicht auch nicht bedacht, daß diese Lobreden auf das confessionslose Christenthum gegen die Urheber und Beförderer der Reformation eigentlich eine Beleidigung aussprechen. Denn sind es bloße Bagatell-Sachen, unt deren willen sie den Körper der Christenheit entzwei gerissen, so gereicht ihnen das gewiß nicht zum Lobe. Und Sie sehen also, durch Ihre Lobrede auf den confessionellen Indifferentismus verdienen Sie sich im Grunde bei den Protestanten, die auch nur noch etwas für die Reformation übrig haben, ebenso wenig Dank, wie bei den Katholiken. Was aber schließlich die Hauptsache ist, dieser confessionelle Indifferentismus ist in sich selbst hohl und nichtig. Die wesentlichen Unterschiede zwischen den verschiedenen christlichen Confessionen, die Sie läugnen, bestehen in der That, und sie bestehen nicht bloß hinsichtlich der Dogmen oder der Glaubenslehren, sondern auch hinsichtlich der Sittenlehren. Den zwischen den christlichen Confessionen bestehenden Unterschied in den Glaubenslehren übergehen Sie und geben ihn also stillschweigend zu, und in der

That müßte man blind sein, um diesen Unterschied nicht zu sehen, so daß es sich nicht der Mühe lohnt, hierüber auch nur noch ein Wort zu verlieren. Beständе aber auch der Unterschied zwischen den Confessionen nur in ihren verschiedenen Glaubenslehren, so wäre dieser Unterschied immer noch nicht ein bloß nebensächlicher oder unwesentlicher. Denn daß der Kern der christlichen Religion bloß in ihrer Sittenlehre liege, das sagen Sie; der Stifter der christlichen Religion, auf den es doch hier allein ankommt, hat dies nicht gesagt; er sagte vielmehr in seinem hohenpriesterlichen Gebete zu seinem göttlichen Vater: „Das aber ist das ewige Leben, daß sie dich, den allein wahren Gott, erkennen und den du gesandt hast, Jesum Christum"*). Und wäre es ja doch auch gewiß sehr sonderbar, wenn bei der wahren Religion, deren ganzes Wesen in der Erkenntniß Gottes und in der Liebe Gottes aufgeht, die Erkenntniß Gottes das Unwesentliche, Untergeordnete und Nebensächliche sein sollte, indem ja doch erst von der rechten Erkenntniß eines Gegenstandes die rechte Liebe desselben bedingt ist. Die Liebe, wenn sie keine blinde sein soll, setzt immer das Erkennen voraus; und nach dem verschiedenen Erkennen wird auch immer das Lieben ein verschiedenes sein, und es werden also verschiedene Glaubenslehren auch verschiedene Sittenlehren von selbst bedingen, m. a. W., der Unterschied der christlichen Confessionen in ihren Sittenlehren wird immer gerade so gering oder gerade so groß sein, als der Unterschied in ihren Glaubenslehren. Denn die christlichen Glaubenslehren sind keine bloßen abgezogenen Theorien oder speculative Lehrsätze,

*) Joh. 17, 13.

die mit dem Leben nichts zu schaffen hätten und die christlichen Sittenlehren schweben andererseits nicht haltungslos in der Luft. Das ächt christlich sittliche Leben ist vielmehr nur die Blüthe, die aus dem Blumenkelche des ächt christlichen Glaubens sich gleichsam wie von selbst entwickelt. Der Mensch, wenn er handelt, handelt nie ohne Motive, und für sein christlich sittliches Handeln findet er eben die Motive in den Wahrheiten des christlichen Glaubens. Werden also diese Glaubenswahrheiten verfälscht, so werden es mit ihnen auch die entsprechenden Motive des sittlichen Handelns oder sie fallen ganz hinweg, das sittliche Handeln selbst unterbleibt. Ich könnte Ihnen hierfür eine Menge von Belegen anführen, ich müßte aber befürchten, durch eine nähere Erläuterung einer an sich so klaren Sache Ihren Verstand zu beleidigen. Ich sagte: wenn der Unterschied der christlichen Confessionen auch nur in ihren unterschiedenen Glaubenslehren bestände, so wäre der schon groß genug und er bedingte an sich auch einen ebenso großen Unterschied in ihren Sittenlehren. Ich gebe zu, daß die Unterschiede der christlichen Confessionen in ihren Sittenlehren nicht ganz so klar und scharf hervortreten, indem eine glückliche Inconsequenz aus den beseitigten oder veränderten Glaubenslehren nicht immer auch die nothwendig sich ergebenden strengen Folgerungen zog — das gesunde sittliche Gefühl gestattete es nicht und ohnehin sind die sittlichen Dinge im Allgemeinen unserer natürlichen Beurtheilung zugänglicher. „Deßungeachtet sind aber die Verschiedenheiten der protestantischen und der katholischen Religion in ihren sittlichen Lehren immer noch groß genug, so daß, die Sache auch nur nach dem von Ihnen angelegten engen Maßstabe ge-

messen, der confessionelle Indifferentismus immer noch eine Lüge bleibt.

Der Commercien-Rath. Die wirklichen großen Unterschiede zwischen der protestantischen und der katholischen Sittenlehre kennen zu lernen, darauf bin ich doch sehr gespannt. Bis dahin meinte ich, es hinge das Gesetz und die Propheten an den beiden Grundgeboten: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten, wie dich selbst", und in der Anerkennung und Festhaltung dieser beiden christlichen Hauptgebote reichten sich über allen ihren anderweitigen Streitfragen Katholiken und Protestanten einander freundlich und friedlich die Hände.

Ich. Ja wohl, Herr Commercien-Rath, in der äußeren Anerkennung d. h. in der Anerkennung des Buchstabens dieser beiden Haupt- und Grundgebote stimmen sie mit einander überein, in der Auslegung des Sinnes dieser beiden Gebote aber, darin weichen sie von einander in mehr, als einem Punkte ab; und daraus ergeben sich dann auch die Unterschiede in der beiderseitigen Sittenlehre. Ich beschränke mich hier auf einzelne kurze Andeutungen. Betrachten wir zunächst die Pflichten, die in dem ersten Hauptgebote, dem Gebote der Liebe Gottes über Alles, enthalten sind, so tritt uns darin gleich der Unterschied entgegen, daß der Katholik hier manches als Pflicht erkennt, was der Protestant verwirft, daß der erstere durch diese oder jene Handlung Gott zu verehren glaubt, was in den Augen des letzteren, gelinde gesagt, nichts als leeres Ceremoniel ist. Ich rechne hierhin vor allem das stets erneuerte sichtbare Opfer des neuen Bundes, das sogenannte Meßopfer. Dem Katholiken ist es ein Hauptbestandtheil, ja der Mittelpunkt des ganzen christlichen Gottesdienstes, es

ist in Ansehung dessen, daß es nicht unsere nichtigen Gefühle, Gesinnungen oder Werke sind, die wir hier Gott, dem Herrn, darbringen, sondern daß wir darin Gott dem himmlischen Vater seinen vielgeliebten Sohn selbst darbringen oder, daß vielmehr dieser durch unsere Hände sich selbst Gott seinem Vater darbringt, — die würdigste, erhabenste und gottwohlgefälligste Handlung, die es geben kann, eine wirkliche Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Was ist aber dieses Opfer für Sie Protestanten? Im günstigsten Falle nichts als ein eitler, leerer Ceremonien- oder Werkdienst; während es Anderen unter Ihnen ein Possenspiel und wieder Anderen sogar „ein vermaledeieter Götzendienst" ist. Und wo ist also hier die Uebereinstimmung? Es gibt noch andere unmittelbar auf Gott sich beziehende Handlungen, wodurch der Katholik Gott wirklich zu verehren glaubt, der Protestant aber nicht, und ich nenne unter diesen beispielsweise das Gelübde. Das Gelübde ist dem Katholiken ein Gott wohlgefälliger Akt der Ehrfurcht und Huldigung gegen Gottes höchste Majestät und Oberherrlichkeit, wodurch man in freier, begeisterter Liebe Gott mehr gibt, als er von uns fordert, nicht allein, wie der hl. Bernardus sagt: die Früchte des Baumes d. h. die über das streng gebotene oder pflichtmäßige Thun hinausgreifende gute That, sondern auch den Baum, d. h. den Willen, den man nach einer bestimmten uns nicht vorgeschriebenen Richtung hin Gott unbedingt hingibt oder opfert, entweder für eine gewisse Zeit des Lebens, oder unwiderruflich und für immer. Wir lassen uns durch keine Sophistik hinwegdemonstriren, daß in solchen Gelübden und deren unverbrüchlichen Haltung, besonders wenn sie, wie die sogenannten Ordens-

gelübde, unwiderruflich für die ganze Lebenszeit übernommen und gehalten werden, und wenn sie andererseits, wie die ebengenannten, schwere und große Leistungen betreffen, sich wirklich eine größere und vollkommenere christliche Tugend, gleichsam ein Heroismus der Liebe Gottes offenbart. Denn so wenig ich auch Gott gebe, d. h. dem göttlichen Dienste ausschließlich widme, wenn ich ihm auch im Sinne der ebengenannten Gelübde meine ganze Habe, meinen Leib und meine Seele gebe, so gebe ich ihm damit doch alles, was ich ihm überhaupt geben kann und mehr als er von meiner Schwachheit schlechthin fordert.

Für den Protestanten dagegen existiren Gelübde einfach nicht, weil für ihn keine Räthe, also auch die evangelischen Räthe, wozu ich mich durch die Ordensgelübde verpflichte, nicht existiren. Für ihn löſ't sich alles sittlich Gute ins reine Pflichtmäßige auf: freilich eine Ansicht, deren Consequenz man wohl nicht bedacht oder auch nur geahnet hat. Denn ist alles Gute, was ich thun kann, für mich immer streng pflichtmäßig, so bin ich auch in jedem Augenblick immer zum Besten verpflichtet; und es möchten dann wohl wenige sein, die nicht jeden Augenblick sündigten. *Erlaubte* Handlungen gibt es dann überhaupt nicht mehr. Ob ein solcher Rigorismus schriftgemäß sei, mögen diejenigen bei sich erwägen, welche Räthe und Gelübde als nicht schriftgemäß verwerfen.

Gehen wir zum *zweiten Hauptgebot* über, so gibt es auch hier für den Katholiken Pflichten, die der Protestant nicht kennt, ja deren Objekte für ihn nicht einmal existiren. Der Katholik hat z. B. auch sittliche Beziehungen zu den leidenden Seelen im Reinigungsorte, so wie zu den verklärten Heiligen des Himmels; und es ist ihm

ein nicht geringer Trost, mit seiner über Tod und Grab hinausreichenden Liebe seine jenseitigen leidenden oder verklärten Brüder in Christo noch zu umfassen und diese Liebe in einer entsprechenden Weise bethätigen zu können. Und die guten, wirklich aus dem Glauben lebenden Katholiken würden wohl eher ein Stück von ihrem Herzen hingeben, ehe sie auf diese ihnen an's Herz gewachsene Liebe gegen ihre jenseitigen Brüder in Christo verzichten möchten. Und das oft erneuerte, fromme und liebevolle Andenken an diese hinübergegangenen oder vollendeten Brüder übt auch auf unser ganzes Gemüths- und Seelen-Leben einen fortwährenden und gewiß keinen nachtheiligen sittlichen Einfluß. Es erneuern sich mit diesem Andenken zugleich Liebe, Treue, Dankbarkeit, Hoffnung und Sehnsucht, kurz alle jene edleren und zarteren Gefühle und Gesinnungen, die über das bloße Sinnenleben uns hoch emporheben. Auch von einem unmittelbaren sittlichen Einflusse ist die Uebung dieser Pflichten. Ich kann nicht an die noch einer jenseitigen Läuterung unterworfenen Seelen denken und für sie Gottes Barmherzigkeit anflehen, ohne daß der Gedanke an die Gerechtigkeit Gottes mir selbst eine heilsame Furcht einflößt und die Erinnerung an die Strafen, die sie selbst für geringere Fehler und Nachlässigkeiten noch zu erstehen haben, muß mich selbst mit einem desto größeren und lebhafteren Abscheu vor der Sünde erfüllen. Und was die Verehrung der Heiligen des Himmels betrifft, so entflammen die Tugendbeispiele, die ich an ihnen verehre, in mir selbst die Liebe und den Eifer für die christliche Tugend und ziehen mich wirksam zu deren Uebung hin. Und wie stärkend und ermuthigend ist nicht zugleich der Hinblick auf solche Tugendbeispiele? Man muß kein mensch-

liches Herz haben, um nicht zu fühlen, wie erhebend und ermunternd in schweren Kämpfen und Leiden der Gedanke sei: auch dieser oder jener vollendete Heilige war nur ein schwacher Mensch, wie du bist und er hatte es nicht besser als du, und er harrte dennoch aus und siegte. — Auch was die Pflichten der Liebe gegen mich selbst betrifft, so sind sie nach der katholischen und der protestantischen Sittenlehre durchaus nicht dieselben. Die katholische Kirche schreibt für gewisse Zeiten und Tage das Fasten vor und empfiehlt es anderseits nicht allein als heilsames Tugendmittel, sondern auch als gottwohlgefällige Tugendübung. Etwas Gleichgültiges ist das Fasten doch gewiß nicht, sonst hätten wohl außer den Heiligen des alten Bundes nicht auch die Heiligen des neuen Bundes und Christus selbst es so fleißig geübt und empfohlen. Wo weiß man aber bei den Protestanten noch etwas vom Fasten oder gar einem Fastengebote?

Desgleichen fordert die katholische Kirche Bußübungen zur Abbüßung der verwirkten zeitlichen Strafen der Sünde; sei es auch nur, daß wir Christus, dem Könige der Büßer, ähnlicher und gleichförmiger werden. Ein unwichtiger Hebel für das sittliche Leben sind rechte Büßungen und die einem rechten Bußeifer entspringenden guten Werke gewiß ebenfalls nicht. Die schönsten und heldenmüthigsten Aufopferungen und Unternehmungen im Dienste der Nächstenliebe, womit die Blätter der Geschichte der christlichen Kirche beschrieben sind, verdanken eben diesem christlichen Bußeifer ihre Entstehung; und die Früchte desselben kommen oft auch denen noch zu Gute, die sich jetzt so sehr dagegen ereifern. Die protestantische Sittenlehre fordert weder Bußeifer noch Bußübungen oder Bußwerke, und da sie mit ihrem alleinseligmachenden Glauben das Kind mit

dem Bade ausgeschüttet hat, so ist freilich der Spott der protestantischen Theologen über den Ablaß, wodurch die Kirche den wahren Büßern bei Erstehung der Buße zu Hülfe kommt, etwas sehr wohlfeiles.

Was soll ich nun noch von manchen heroischen Tugenden, z. B. der ewigen jungfräulichen Keuschheit reden, deren Blüthe die protestantische Sittenlehre einfach abgestreift? Was soll ich ferner von der Beichte reden? Eine wie wichtige und sittlich heilsame Anstalt sie, auch nur natürlich betrachtet, sei, das wissen auch die protestantischen Prediger recht gut; denn umsonst verlangen die Eifrigen unter ihnen nicht so sehr ihre Wiedereinführung; da sie die Beichte aber nicht als göttliche Anstalt gelten lassen, so sage ich ihnen ohne Prophetengabe voraus, daß alles Bemühen, sie allgemein wieder bei ihnen einzuführen, doch nur eine verlorne Mühe sei. Ebensowenig brauche ich schließlich von der hl. Communion zu reden. Für den Katholiken ist sie wirklich die göttliche Gnadenquelle, aus der trinkend er sein geistliches Leben gesund und frisch erhält und woraus er zu den immer neuen Kämpfen und Opfern auch immer neue Kräfte schöpft: was ist sie dagegen für den Protestanten? Ein Zeichen, ein Bild, eine Erinnerung an den abwesenden Christus, nicht der wahrhaft und wirklich anwesende, nicht der wahre Emmanuel, Gott mit uns, und also auch keine reale Vereinigung mit Gott. Und die Wirkungen werden gewiß nicht größer sein, als die Ursache.

Es sind dieß alles, lieber Herr Commercien-Rath, nur bloße Andeutungen, die ich mir über die fraglichen Unterschiede der protestantischen und der katholischen Sittenlehre hier erlaubt habe; denn ich kann diese An-

deutungen, ohne zu weitläufig zu werden, nicht weiter ausführen, und das Allerwichtigste habe ich noch nicht einmal angedeutet.

Commercien-Rath. Und dieses Allerwichtigste wäre?

Ich. Daß im Systeme des strengen symbolgläubigen Protestantismus die Sittenlehre überhaupt keine Stelle findet.

Commercien-Rath. Das höre ich doch jetzt zum erstenmale; warum sollte denn in dem genannten Systeme die Sittenlehre keine Stelle finden?

Ich. Weil dieses System dem gefallenen Menschen die Willensfreiheit oder die Wahlfreiheit zwischen gut und böse abspricht, und weil es ohne diese Wahlfreiheit auch keine Verantwortlichkeit, keine Schuld und kein Verdienst, überhaupt kein sittliches Handeln gibt. Und abgesehen hiervon hat die symbolgläubige protestantische Lehre vom „alleinseligmachenden Glauben" allem sittlichen Ringen und Streben, um den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, von vornherein die Flügel abgeschnitten.

Commercien-Rath. Das sind aber doch bei uns längst überwundene Standpunkte.

Ich. Allerdings sind es bei der immensen Mehrheit der heutigen Protestanten überwundene Standpunkte und deshalb legte und lege ich darauf auch kein weiteres Gewicht. Es handelte sich mir hier nur darum, Ihnen zu zeigen, daß der confessionelle Indifferentismus, dem Sie so das Wort geredet, innerlich unwahr und in allweg unhaltbar sei, damit Sie doch das Pochen auf denselben künftig Andern überließen. Denn in Ihrem Munde, geehrter Herr Commercien-Rath, klingen gewisse stolze fertige Redensarten am

wenigsten schön. Was Ihnen und Ihrer Bildung ziemt, ist, daß Sie das Flittergold von ächtem Golde unterscheiden, und daß Sie über eine Sache nie aburtheilen, bis Sie sie genau geprüft und untersucht haben. Möchten Sie doch diesen Rath befolgen! Sie würden den massenhaften Uebertritt Ihrer Confessionsgenossen zur katholischen Kirche vielleicht nicht einmal abwarten, sondern mit dem berühmten La Harpe sagen: „Ich habe geglaubt, sobald ich untersucht habe.“ In der That erscheinen Sie mir zu edel, als daß ich das Gegentheil annehmen sollte. Die religiöse Wahrheit nicht erkennen, ist oft nur ein Unglück und keine Schuld; aber die Wahrheit *erkennen* und sie nicht *bekennen*, ist unehrenhaft und eines freien Mannes unwürdig.

Der Commercien-Rath schien zwar durch das Resultat unseres Gespräches nicht sehr befriedigt, setzte aber dasselbe auch nicht fort. Graf Julius und der Hofrath hatten, der erstere mit mehr Ernst, der andere mit mehr Heiterkeit, aber beide mit sichtlichem Interesse dem Gespräche zugehört, nur der Advokat blieb bis zum Ende verstimmt. Derselbe beschleunigte auch, nachdem er seine Geschäfte erledigt, am andern Morgen seine Abreise.

Siebentes Gespräch.

„Ihr edlen Deutschen wißt noch nicht,
Was eines treuen Lehrers Pflicht
Für euch weiß zu bestehen;
Zu zeigen, was moralisch sei,
Erlauben wir uns frank und frei,
Ein Falsum zu begehen.
Hierzu haben wir Recht und Titel
Der Zweck heiligt die Mittel.
Verdammen wir die Jesuiten,
So gilt es doch in unsern Sitten."
(Goethe, zahme Xenien.)

Wenn ich Ihnen auch Alles zugeben will, begann am andern Tage der Hofrath zu mir hingewendet, — was Sie uns gestern über den Unterschied der katholischen und der protestantischen Sittenlehre gesagt, und wenn ich sogar in den Punkten, die Sie herausgehoben haben, der katholischen Sittenlehre gern den Vorzug einräume, so habe ich doch gegen dieselbe noch ein paar Bedenken auf der Seele, die mir durch Ihren gestrigen Vortrag erst wieder recht zum Bewußtsein gekommen sind, und Sie erlauben mir, daß ich mich darüber ganz offen und freimüthig ausspreche. Das Erste, was mir Bedenken erregt, kleide ich in die Frage ein: wenn die katholische Sittenlehre in ihrem Unterschiede von der protestantischen etwas so Vor=

treffliches ist, warum trägt sie denn keine ebenso vortrefflichen Früchte? Ich bezweifle nicht, daß es unter den Katholiken recht viele gute und treffliche Christen gibt, aber gibt es deren nicht auch unter den Protestanten? Und wo es deren mehr gibt, hier oder dort, darüber ließe sich vielleicht noch sehr streiten. Wäre also die katholische Sittenlehre in allweg besser als die protestantische, so müßte man dies offenbar auch an ihren besseren Wirkungen sehen, wovon ich aber, so weit meine Erfahrungen reichen, so viel eben noch nicht gesehen habe.

Der zweite Punkt betrifft die Jesuiten-Moral, die Sie doch gewiß nicht werden ganz rein waschen wollen, da sie ja meines Wissens selbst von katholischen Gelehrten und Theologen mitunter recht stark mitgenommen worden ist. Doch diese Sache könnten wir hier einfach auf sich beruhen lassen, wenn nur nicht die katholische Kirche durch die Duldung und Empfehlung der Jesuiten sich für ihre laxen und sittenverderblichen Lehren und Grundsätze mitverantwortlich machte. Daß aber die katholische Kirche sich auf der einen Seite in ihren Glaubens- und Sittenlehren für unfehlbar erklärt und doch auf der andern Seite so laxe und sittenverderbliche Lehren ruhig gewähren läßt, ja durch die Begünstigung der Gesellschaft, die sie verbreitet, ihnen sogar noch Vorschub leistet: — das reime zusammen, wer es kann.

Der Eindruck dieser Worte auf die Anwesenden war ein sehr verschiedener. Am unangenehmsten ward Graf Julius davon berührt und zwar aus einem zweifachen Grunde. Er hatte schon lange bei sich die stille Hoffnung genährt, den Hofrath in den Schooß der Kirche zurückkehren und so um die vielen schönen Bande, die ihn mit

diesem theuren Jugendfreunde verknüpften, noch das Band des gemeinsamen Glaubens geschlungen zu sehen; und durch das Benehmen und die Aeußerungen desselben in den Gesprächen der letzten Tage hatte er in dieser Hoffnung nur bestärkt werden können. Und nun plötzlich wieder dieser widrige und herbe Mißton, wodurch alle seine Hoffnungen mit einem Male wieder so heruntergestimmt wurden! Aber fast eben so unangenehm war ihm dieses Hereinziehen der Jesuiten in die Discussion. Denn da er von seinen wenig freundlichen Gesinnungen gegen diese Gesellschaft auch seinem Jugendfreunde kein Geheimniß gemacht, so drückte ihn das Bewußtsein, daß er den vorwurfsvollen Tadel, den sich der Freund hier gegen die Jesuiten wie gegen die katholische Kirche erlaubt, wohl selbst mitveranlaßt habe. Ganz entgegengesetzt war der Eindruck der genannten Einrede auf den Commercien-Rath. Man konnte ihm deutlich ansehen, wie bei diesen Worten seines Bruders, die er von ihm gewiß nicht erwartet, seine Mißlaune, die er wie gewöhnlich auch diesmal zu unsern Unterhaltungen mitgebracht, allmählich schwand und sein Gesicht sich erheiterte. Was mich selbst betrifft, so kam mir zwar diese neue und etwas heftige und herbe Einrede des Hofraths auch etwas unerwartet, ich ließ mich aber dadurch nicht im Mindesten aus der Fassung bringen. Denn theils hatte ich in Absicht auf eine baldige Rückkehr des Hofraths zur katholischen Kirche, so günstig und freundlich auch in den letzten Tagen seine Aeußerungen waren, doch mich nicht denselben Illusionen hingegeben, wie unser edler Gastfreund, theils war ich gerade an diese Einreden, die ich jetzt wieder zu hören bekam, so gewöhnt, daß sie auf mich keinen Eindruck mehr machten. In aller

Ruhe erwiederte ich daher dem Hofrath: Ich wundere mich über Ihre beiden Einreden und ich wundere mich darüber auch wieder nicht; und die Gründe für das Eine wie für das Andere hier noch weiter zu erörtern, werden Sie mir erlassen. Was aber die Sache selbst angeht, so kann ich Ihnen für die Offenheit, womit Sie sich darüber erklärt, gewiß nicht besser danken, als indem ich sie mit einer gleichen Offenheit erwiedere. Was also Ihre erste Einwendung betrifft, so unterscheide ich mit einem erleuchteten Geistesmanne vier verschiedene Klassen von Christen: ich unterscheide heilige, gute, laue und schlechte Christen. Schlechte Christen gibt es, wie wir gewiß einverstanden sind, hüben und drüben leider in großer Zahl; wenn ich auch annehmen will, daß die meisten, die schlecht sind, es weniger sind oder es anfänglich wurden durch einen positiv verkehrten oder boshaften Willen, als vielmehr durch Schwäche, Nachlässigkeit und Unachtsamkeit. Was die hl. Schrift von Esau sagt: „Er achtete es gering, daß er die Erstgeburt verkauft", das kann man auch von gar vielen Christen sagen, die es auch nicht achten, die Erstgeburt, die ihnen Christus erworben, für einen Linsenmuß preiszugeben. Gerade heraus könnte man auch sagen, die meisten, die schlecht sind, sind mehr schlecht durch Dummheit als durch Bosheit. Wo es nun der schlechten Christen mehr gibt, unter den Protestanten oder unter den Katholiken — diese Frage ist, wenn sie sich auch mit mathematischer Genauigkeit beantworten ließe, für den vorliegenden Zweck ziemlich gleichgültig; denn die Katholiken, die schlechte Christen sind, sind es wahrlich nicht durch die katholische Religion, sondern vielmehr durch das gerade Gegentheil, durch ein Entgegenhandeln gegen die katholische

Religion, durch Verachtung oder Mißbrauch ihrer Lehren, ihrer Gnaden- und Heilsmittel. Und sie bestätigen nur die von der katholischen Kirche so constant festgehaltene und verfochtene Lehre von unserer fortdauernden Wahlfreiheit. Wenn man nach jenem Ausspruch unseres Heilandes: „Ein jeder gute Baum bringt auch gute Früchte hervor" die Früchte der katholischen Kirche untersuchen will, muß man diese Früchte bei Denen suchen, die wirklich nach dieser Religion leben, nicht bei denen, die ihr entgegenhandeln. Und daher lege ich auch auf die von Zeit zu Zeit zur Oeffentlichkeit gelangenden statistischen Nachweise über das Zahlenverhältniß der Verbrecher in katholischen Ländern und Provinzen zu dem in protestantischen Gegenden, wenn sie auch im Allgemeinen zu Gunsten der Katholiken ausfallen, doch kein sonderliches Gewicht. Ja ich finde es sogar sehr natürlich, daß das Laster oder Verbrechen bei einem verkommenen Katholiken noch in einer häßlicheren und schrecklicheren Gestalt auftritt. Der alte Erfahrungssatz: corruptio optimi pessima (wenn das Beste verdorben wird, so wird es erst recht verdorben) — wiederholt sich hier nur. Und so gut schlechte Christen in der Regel schlechter sind, als schlechte Heiden, — was aber kein Beweis gegen das Christenthum, sondern vielmehr ein Beweis für dasselbe ist; so gut sind auch schlechte Katholiken in der Regel schlechter, als schlechte protestantische Christen, wenigstens sind sie unter gleichen Umständen vor Gott schuldbarer. Die vielen größeren äußeren und inneren Gnaden, die sie mißbraucht, sind ebenso viele Verschärfungen ihrer Schuld uud ihrer Strafwürdigkeit. Zu der unmenschlichen Bosheit und Verworfenheit z. B. der Solidaires in Belgien liefert uns das alte Heidenthum

wohl kaum ein Seitenstück; und unter den Nichtswürdigsten dieser Nichtswürdigen spielen gewiß verkommene Katholiken die Hauptrolle. Das Wort unseres göttlichen Heilandes: „Wehe dir, Corozain, wehe dir, Bethsaida!" u. s. w. gilt dem Wesen nach für alle Christen, aber vorzugsweise doch für die Katholiken. Ueber diesen Punkt also, denke ich, sind wir vollständig einig. Die lauen Christen (und ihr Zustand ist auch nichts Beneidenswerthes, und um so weniger, da sie, häufig in gefährlicher Selbsttäuschung befangen, sich noch für recht correct, für ehrlich und brav halten, so daß bei ihnen ein Aufschwung zu etwas Besserem und Höherem noch seltener ist, als eine gründliche Bekehrung bei den schlechten) — sie sind auch eben nicht dünn gesäet, weder hüben noch drüben. Doch sind sie jedenfalls bei uns dünner gesäet, als bei Ihnen, wovon man sich tagtäglich durch den Augenschein überzeugen kann. Denn vergleichen Sie doch einmal in einem und demselben Lande (z. B. in unserm lieben Vaterlande) die Zahl der Kirchengänger und Abendmahlsempfänger (Dinge, die doch hier offenbar mit in Betracht kommen) unter den Katholiken im Verhältniß zu der unter den Protestanten. Durchwandern Sie mal an einem beliebigen Sonntage z. B. die beiden Handelsstädte Köln und Magdeburg, die Alles in Allem genommen zu einem Vergleiche in der genannten Beziehung sich ganz besonders eignen möchten. So weit ich entfernt bin, das schmückende Beiwort heilig auch auf das heutige aus allen möglichen Elementen zusammengemischte Köln noch anwenden zu wollen, so will ich doch mit Ihnen wetten, um was Sie wollen, daß in dieser rheinischen Stadt der sonntägliche Kirchenbesuch wenigstens um das Zwanzigfache besser ist, als in der genannten Stadt an der Elbe.

Von dem Verhältnisse der Theilnahme an dem werktägigen öffentlichen Gottesdienste (der ja bei den Protestanten durchgehends ganz außer Uebung gekommen ist) will ich hier ganz absehen. Oder vergleichen Sie, um in derselben Provinz zu bleiben, in dieser Beziehung das westfälische Dortmund (nach Abzug seiner katholischen Bevölkerung) und das westfälische Münster. Die Sache erklärt sich aber auch sehr leicht und einfach, ohne daß man nothwendig hat, deshalb den Katholiken als solchen ein besonderes Compliment zu machen. Das Compliment gebührt hier allein der katholischen Kirche und ihrer weisen Gesetzgebung. Sie weiß zu gut, daß der Mensch bei seiner natürlichen Unaufgelegtheit, Trägheit oder Mattigkeit für den Dienst Gottes eines äußeren Sporns bedarf; und dieser äußere Sporn, womit sie ihre Glieder zur Theilnahme am öffentlichen sonntäglichen Gottesdienste antreibt, ist eben ihr striktes Gebot. Es mag dasselbe manchem Katholiken oft recht unbequem sein, aber er ist einmal von Jugend auf an die Beobachtung desselben gewöhnt, und wenn er es auch sonst mit der Erfüllung seiner religiösen Pflichten nicht besonders streng nimmt, so will er doch wenigstens über die Marksteine, die das Gebot ihm gesetzt, nicht geradezu hinweggehen. Halb willig, halb unwillig sich demselben fügend, geht er vielleicht oft kalt und lau in die Kirche hinein, und er geht erwärmt oder doch in etwa belebt wieder heraus und wird so vor gänzlicher religiöser Trägheit und Gottvergessenheit bewahrt. Hierzu kommen auch manche andere Umstände, die uns die genannte Erscheinung leicht erklärlich machen. Protestanten hört man ja selbst oft genug darüber klagen, daß man durch kein katholisches Land reisen könne, ohne fast auf jedem Schritt öffentlich aufgestellten Krucifixen,

Statüen oder Bildnissen der Jungfrau Maria und der Heiligen oder auch den „blutenden Wunden des Heilandes“ zu begegnen.*) Aber eben solche äußere religiöse Zeichen nnd Sinnbilder, die den Katholiken rechts und links umgeben, drängen ihm, auch wenn er sich sonst mit Religion nicht gern zu schaffen macht, doch dann und wann fast unwillkührlich religiöse Gefühle oder Erinnerungen auf oder wecken und beleben den unter der Asche weltlicher Sorgen oder Zerstreuungen verborgen glimmenden religiösen Funken, daß er nicht völlig erlösche. Auch die in den katholischen Gegenden entweder aus alter Zeit noch erhaltenen oder in den letzteren Zeiten eines regeren katholischen Wirkens und Schaffens wiederhergestellten oder neu errichteten Klöster sind für unzählige, die sie täglich oder stündlich sehen, eine fortwährende, wenn auch stumme, doch sehr beredte Predigt gegen den überhandnehmenden Weltgeist. Das Beispiel der freiwilligen Armuth und Aufopferung, wie es uns die barmherzige Schwester, die arme Franziskanerin oder ein armer Kapuziner-Pater leibhaft vorführt, wirkt bei Hunderten von Menschen gegen die so um sich greifende Hab- und Genußsucht mehr als alles bloße Deklamiren gegen diese Laster. Umsonst sind die Gegner der christlichen Religion auf die Klöster nicht so übel zu sprechen. Wenn diese der Sache der Religion nicht so nützlich wären, würden sie gewiß nicht so gegen sie eingenommen sein.

Doch gehen wir zu den beiden noch übrigen Klassen von Christen über; zu den guten und zu den heiligen Christen.

---

*) Goethe in der Recension der „Allemannischen Gedichte“ v. Hebel.

Gute Christen nenne ich diejenigen, die den guten, ernsten und standhaften Willen haben, allen Geboten Christi treu zu entsprechen. Denn gut ist man, wenn man mit Gott, der allein gut, vereinigt ist, und man ist mit Gott vereinigt durch die Liebe und man liebt Gott, wenn man seine Gebote hält nach der ausdrücklichen Erklärung unseres Heilandes: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt“. Unter diesen Geboten Christi befinden sich nun zwar manche, von denen man nicht sagen kann, daß protestantische Christen sie hielten, z. B. das Gebot zu beichten, das Gebot, das hl. (unblutige) Opfer des neuen Bundes zu feiern, das Gebot, sein hl. Fleisch zu essen und sein hl. Blut zu trinken u. s. w., aber gleichwohl möchte ich doch vielen unter ihnen das Prädikat gut noch nicht absprechen. Sie beobachten diese Gebote Christi nicht der That nach, aber doch dem Willen nach, und Gott nimmt den guten Willen, der ohne unsere Schuld nicht zur That wird, für die That selbst. Daß aber bei denjenigen Protestanten, die ich hier im Auge habe, der gute Wille, alle Gebote Christi zu beobachten, nicht zur That wird, daran sind sie selbst nicht Schuld. In Folge einer unverschuldeten Unwissenheit erkennen sie nicht alle Gebote Christi als wirkliche Gebote Christi, wie namentlich nicht die obengenannten, wie sie auch in Folge unverschuldeter Unwissenheit die katholische Kirche nicht für die einzig wahre Kirche Christi erkennen, und daher auch das Gebot Christi, in seine wahre Kirche einzutreten, der That nach unerfüllt lassen, obgleich sie es dem Willen nach wohl erfüllen; denn sie sind so gesinnt, daß, wenn sie die katholische Kirche für die einzig wahre Kirche Christi erkännten, sie von keiner Macht der Welt sich hindern lassen würden

in die katholische Kirche einzutreten und somit dieses Gebot Christi ebenso wie die vorhin genannten auch der That nach zu erfüllen. Solche Protestanten zähle ich aber mehr zu der katholischen, als zu der protestantischen Christenheit. Dem äußeren Bekenntniß nach Protestanten, sind sie ihrer inneren Gesinnung nach Katholiken, Mitglieder der Einen wahren katholischen Kirche. Ich selbst kenne eine ziemlich gute Anzahl solcher edlen protestantischen Christen, die, wenn sie auch äußerlich zur katholischen Kirche gehören würden, dieser zur wahren Zierde gereichen würden. Denn wenn sie jetzt, wo sie doch so vieler Heilsmittel, vor allen der hl. Beichte und der hl. Communion, entbehren, schon so edel gesinnt sind und so edel sich verhalten, daß sich manche Katholiken an ihnen ein Beispiel nehmen sollten, was würden sie erst sein, wenn sie aus diesen Quellen des Heils öfters übernatürliche Erfrischung und Stärkung schöpfen könnten! Wie aber aus Gesagtem ersichtlich, sollte man die Frage, wo es mehr und wo es weniger gute Christen gebe, unter den Katholiken oder unter den Protestanten, eigentlich gar nicht aufwerfen. Insofern die Protestanten gute Christen sind, sind sie nicht Protestanten, und würden sie bei dem gleichen guten Willen, der sie beseelt und durch den sie eben der katholischen Kirche geistig eingegliedert sind, auch als Mitglieder der äußeren katholischen Gemeinschaft die mannigfaltigen kirchlichen Gnaden- und religiösen Förderungsmittel benutzen können, so würden sie noch bessere Christen sein. Es würden sich dann gewiß die Einen oder Anderen unter ihnen zur heroischen christlichen Tugend aufschwingen, und aus der zweiten Klasse der Christen in die erste Klasse aufrücken, aus der Klasse der guten Christen in die

Klasse der Heiligen, oder, da auch gute Christen vermöge der wahren Liebe Gottes, die sie beseelt, im gewissen Sinne schon heilig sind, sie würden aus der Klasse der „kleinen Heiligen“ in die Klasse der „großen“ oder der eigentlich und im strengen Sinne sogenannten Heiligen aufrücken. Und aus diesen meinen Worten hören Sie wohl, Herr Hofrath, schon heraus, daß ich der katholischen Kirche ausschließlich das Vorrecht zuerkenne, diese sogenannten großen Heiligen hervorzubringen. Wundern Sie sich, lieber Herr Hofrath, über das, was ich hier sage, nicht. Es ist wirklich so. Ich sehe unter denen, die sich äußerlich zum protestantischen Bekenntnisse halten, noch gar manche gute edle Menschen oder Christen, aber Heilige sehe ich unter ihnen nicht; der katholischen Kirche aber hat es an Heiligen niemals gefehlt, es fehlte daran weder der alten und der späteren mittelalterlichen, noch auch fehlte es daran der Kirche in der neueren und der neuesten Zeit, also derjenigen, von der der Protestantismus sich losgerissen und der er sich gegenüberstellt. Nehmen Sie doch z. B. das sechszehnte Jahrhundert, also das Jahrhundert der „Reformation“, Sie finden da einen hl. Ignatius von Loyola, einen hl. Franz Xaver, einen Ludwig von Gonzaga, einen Franz von Borgia, einen hl. Karl Borromäus, einen Johann von Gott, einen hl. Thomas von Villanova, einen Johann vom Kreuz, eine hl. Theresia, und wie viele andere? Gehen Sie in's siebzehnte Jahrhundert und Sie finden hier einen hl. Franz von Sales, einen hl. Franz Regis, einen hl. Joseph Cupertino, einen hl. Vincenz von Paula, eine hl. Rosa von Lima, eine hl. Franziska von Chantal; und wie viele andere Namen müßte ich noch nennen, wenn ich die Liste vollzählig machen wollte! Was

hat denn der Protestantismus solchen heroischen Gestalten gegenüberzustellen? Unbefangene Protestanten, denen die Wahrheit lieber ist, als ihr engherziger Partei-Standpunkt, halten auch in diesem Punkte ihre Meinung nicht zurück. So sagt der berühmte Leibnitz, dessen Urtheil in meinen Augen das Urtheil hundert Anderer seiner protestantischen Confessionsgenossen vollkommen aufwiegt, in seinem „System der Theologie" mit nackten Worten: „Es gehört nicht zu den geringsten Dingen, die zu Gunsten jener Kirche sprechen, die allein den Namen und die Wahrzeichen der katholischen sich bewahrt hat, daß sie Männer von ascetischer Tugend und innerlichem Leben hat, denn in ihr allein sehen wir jene hervorragenden Beispiele heroischer Tugenden und eines innerlichen Lebens u. s. w.*)

Und gerade dieß, Herr Hofrath, ist ein Punkt, auf den Sie Ihr Nachdenken hinrichten sollten. Darf ich Ihnen meine wahre Meinung darüber aussprechen, so scheint es mir, Gott, der ja so manchen, die außerhalb der sichtbaren Gemeinschaft der katholischen Kirche leben, und nicht deren ordentliche Gnaden- und Heilsmittel benutzen können, auf einem außerordentlichen Wege zu Hülfe kommt, daß sie ein im Ganzen ehrbares christliches Leben führen, könnte sie ja doch gewiß auf demselben außerordentlichen Wege auch zu einer höheren Stufe der Heiligkeit emporheben: er habe aber die Heiligkeit deshalb seiner Kirche als besonderes Vorrecht zugeeignet, damit dieses Jedem verständliche Zeichen und Merkmal ihrer ausschließ-

*) Neque id (homines habere ascetivos et contemplativos) ex minimis eorum, quae Ecclesiam illam commendant, quae una catholicae nomen et insignia, in qua sola videmus excellentium virtutum asceticaeque vitae exempla passim edi et curari etc.

lichen Wahrheit jedem hell genug in die Augen leuchten möchte.

Sehen Sie also, Herr Hofrath, so verhält es sich mit Ihrer ersten Einrede. Schlechte und laue Katholiken, deren es leider zu viele gibt, machen zwar der Kirche viel Kummer und Herzeleid, und sie trauert um diese ihre verlorenen oder mit dem Untergange bedrohten Kinder noch mehr als eine leibliche Mutter über den leiblichen Tod ihrer Kinder trauern kann; ja unter allen Leiden, die sie, in diesem irdischen Jammerthale stets mit ihrem Heilande ans Kreuz geschlagen, zu bestehen hat, ist das Leiden, das ihr diese schlechtgerathenen Kinder machen, gewiß das allerempfindlichste. Aber wie man diese schlechten oder lauen Katholiken als einen Beweis gegen die Wahrheit der katholischen Kirche oder der Vortrefflichkeit und Göttlichkeit ihrer Lehre aufstellen kann, das in der That begreife ich nicht. Die Weissagung von dem auf dem Acker der Kirche mit dem Weizen vermischten Unkraute kann doch nicht vergeblich gesprochen sein. Jeder einzelne gute und heilige Katholik zeugt *für* die katholische Kirche, aber tausend unheilige und schlechte zeugen nicht *gegen* sie. Denn der gute und heilige Katholik ist deshalb gut und heilig, weil er der Lehre und Leitung der Kirche folgt und ihre Gnadenmittel treu benutzt, der schlechte und unheilige Katholik aber ist nicht deshalb schlecht, weil er Katholik ist, sondern weil er sich als Katholiken verläugnet und mit der Lehre und dem Geiste der Kirche sich in Widerspruch setzt.

Der Hofrath. Seither waren wir guten Protestanten in der Regel die Sündenböcke, denen Sie das einemal über das anderemal ihre Verstöße gegen die gesunde Logik vorwarfen; aber jetzt ertappe ich Sie doch auch

einmal auf einem logischen Schnitzer. Jeder gute katholische Christ soll für die Wahrheit der katholischen Kirche zeugen, aber nicht auch jeder gute protestantische Christ für die Wahrheit der protestantischen! Ich sollte doch meinen, was dem Einen recht wäre, wäre dem Andern nicht unrecht.

Ich. Der Widerspruch, den Sie in meinen Worten finden, ist, so augenfällig er Ihnen vorkommen mag, doch nur ein scheinbarer und den Schlüssel zur Auflösung desselben habe ich Ihnen ja im Grunde vorher schon in die Hand gegeben. Der katholische Christ ist gut, weil er als katholischer Christ lebt, der protestantische Christ, der gut ist, ist nicht gut, weil er Protestant ist, sondern weil er den guten und standhaften Willen hat, alle Gebote des Herrn zu erfüllen, also auch zur wahren, d. h. katholischen Kirche zu gehören, wenn er diese nur erkännte; weil er also wenigstens seinem Willen und Herzen nach Katholik ist, und die Gebote Christi und seiner Kirche erfüllt, insoweit er sie erfüllen kann und ihn eine unverschuldete Unwissenheit nicht daran hindert. Kurz, der gute Katholik ist gut, weil er ein consequenter Katholik ist, d. h. ein Katholik, wie mit seinem Kopfe, so auch mit seinem Willen und seiner That; der gute protestantische Christ ist aber gut durch eine glückliche Inconsequenz. Auch der beste katholische Christ ist immer noch nicht so gut, daß er in Gemäßheit des katholischen Systems nicht noch besser werden müßte, denn selbst der heiligste soll nach der katholischen Lehre, so lange er hienieden lebt, immer noch heiliger werden — einen Stillstand gibt und soll es für ihn nicht geben —; der gute protestantische Christ aber ist immer besser, als das protestantische System. Dies ist eben der Punkt, über den

man Ihrerseits so leicht hinwegsieht und der doch den scheinbaren Widerspruch, den Sie in meinen Worten gefunden haben, vollkommen aufklärt.

Eine gewisse Partei unter den Protestanten, und sie ist nicht die schlechteste, und, wenn ich nicht irre, stehen Sie, Herr Hofrath, als ein guter Kreuzzeitungsmann selbst in einiger Verwandtschaft zu ihr, — stößt gewaltig in die Posaune und läßt den Bußeruf erschallen, den sie an Alle, natürlich aber vorzugsweise an die katholische Kirche richtet. Weil du nicht Buße thun willst, sagt man ihr, deshalb können wir mit dir keine Gemeinschaft machen, und dich nicht für die wahre Kirche Christi erkennen. Diese guten Leute begreifen aber nicht, daß sie der katholischen Kirche mit ihrem Bußerufe nichts Geringeres zumuthen, als ihre Selbstvernichtung auszusprechen. Sie wissen nicht, was wahre Kirche ist, sonst würden sie eine so unsinnige Zumuthung nicht an sie stellen. Denn nicht die Kirche Christi, diese wirklich von Christus gestiftete und vom hl. Geiste regierte und geleitete Kirche ist es, die sie dabei im Sinne haben, sondern diejenige Kirche, die selber nicht weiß, was sie ist und die, wie ein wahrer Proteus, nach den wechselnden Meinungen und Liebhabereien des Tages immer neue Gestalten annimmt und heut dasjenige verwirft, was sie gestern angenommen hat, also eine Kirche, die noch nicht ist, sondern — die erst werden soll, die ideelle Zukunfts-Kirche. Wir lassen uns Vieles von Euch guten Protestanten gefallen, aber daß Ihr unserer Mutter den Todesstreich versetzen wollt, dagegen wehren wir uns mit allen Leibeskräften. Denn wer die Mutter entehrt oder sie stillschweigend entehren läßt, ehrt auch den Vater nicht. Die Schmach, die man jener zufügt, fällt auf diesen selbst zurück; zumal

der göttliche Stifter der Kirche zu ihren ersten Vorstehern ausdrücklich gesagt hat: wer euch verachtet, der verachtet mich, und wer mich verachtet, der verachtet den, der mich gesandt hat. Sagte man allenfalls: Ihr Katholiken, Ihr habt auch vieles wieder gutzumachen, und vor dem Bußethun kommt Ihr auch nicht vorbei, so wäre gegen solch' eine Ermahnung nicht allein nichts Vernünftiges zu erinnern, sondern man müßte dafür sogar dankbar sein. Denn allerdings haben wir Katholiken vieles gutzumachen, wir haben viel in unsern Vorfahren gesündigt, und sündigen noch tagtäglich viel. Hätten wir immer unsere Schuldigkeit gethan, so würde der Protestantismus nicht existiren, und daß das Werk der Wiedervereinigung der Protestanten mit der Kirche besonders in Deutschland so schwach und langsam vorangeht, davon tragen wir einen guten Theil der Schuld mit; der Schluß, den Sie, Herr Hofrath, von den oft so wenig erbaulichen Sitten vieler Katholiken auf die Kirche selbst gemacht, ist freilich, wie ich Ihnen gezeigt, ein Fehlschluß, aber unzählige andere Protestanten machen diesen Fehlschluß mit Ihnen. Wir Menschen sind einmal so; wir sind weit weniger beflissen, die Sünde und Untreue zu vermeiden, als dafür eine Entschuldigung zu suchen; und daß wir Katholiken oft uns so schwach zeigen in der christlichen Tugend und unser Leben mit der hl. Lehre unserer Kirche noch so wenig in Uebereinstimmung zu bringen wissen, ist für gar viele Protestanten, besonders für solche, die das Gebrechliche, das Unzusammenhängende und Unbefriedigende des Protestantismus gut genug einsehen, so recht ein gefundener Vorwand, um da zu bleiben, wo sie sind und das kaum erwachte Gewissen wieder einzuschläfern. Ja, bekennen wir nur unsere Schuld, wir

Katholiken thun viel zu viel, um die Protestanten, die in ihrer Sehnsucht nach etwas Besserem sich uns nähern möchten, gleichsam mit Hand und Fuß von uns wegzustoßen, und wir thun auf der andern Seite zu wenig, um sie zu gewinnen. Gar vielen Katholiken genügt es, die eigene Burg, worin sie wohnen, gesichert zu wissen, und statt daß sie dieses Gefühl der Sicherheit gegen Gott, dem sie dies Glück doch allein verdanken, dankbar machen und sie also aufmuntern und antreiben sollte, nach ihren getrennten Brüdern liebevoll ihre Arme auszustrecken und sie ebenfalls in die feste Burg des Heiles, in den Einen Schafstall Christi zurückzuziehen, macht sie das Gefühl ihrer eigenen Sicherheit gegen die Noth ihrer Brüder in Christo nur gleichgültig. Wir arbeiten für ihre Wiedervereinigung mit der Kirche nicht genug, wir beten dafür nicht genug und wir bringen dafür zu wenig Opfer. Ein blinder polternder Eifer freilich taugt nicht und Erbitterung an der Stelle der Liebe taugt noch weniger. Aber, ich glaube, nicht der blinde Eifer oder diese Erbitterung gegen Euch Protestanten ist jetzt unsere größte Gefahr, sondern vielmehr das Umgekehrte, die traurige Erlahmung, Schlaffheit und todtigte Gleichgültigkeit. Es ist von uns unverantwortlich, wenn wir unser Herz von Euch zurückziehen und Euch ruhig Eures Weges weiter ziehen lassen. Dieser Geist der Gleichgültigkeit und der egoistischen Selbstgenügsamkeit ist nicht der Geist Jesu Christi, der betend zu seinem himmlischen Vater gesagt hat: „Vater gib, daß alle (die an mich glauben) Eins seien, wie Du, Vater! in mir bist und ich in Dir, damit auch sie in uns Eins seien, damit die Welt glaube, daß Du mich gesandt hast!“ Zu einer solchen Sprache klingt die Sprache, wie man sie

jetzt so häufig aus dem Munde von Katholiken hört, daß man die Protestanten ruhig möge ihres Weges ziehen lassen, fast wie kalter Hohn. Nein, wenn der Geist Christi uns beseelt, werden wir nicht sagen, wir Katholiken wollen uns ruhig und friedlich mit Euch Protestanten vertragen, und es unsern Enkeln und Urenkeln überlassen, unsere gegenseitigen Differenzen auszutragen: denn daß wir uns gegenseitig nicht in's Angesicht schlagen, oder einander beschimpfen, verläumden und verlästern, — das ist doch wohl das Wenigste, was wir einander thun können; damit thun wir aber als Christen lange noch nicht genug. Nein, Ihr seid Fleisch von unserm Fleisch, und Gebein von unserm Gebein, sagt der wahre Katholik zu seinen getrennten Brüdern, — und wir können und dürfen daher von Euch nicht lassen. Das Band, das uns verbindet, ist von Gott selbst um uns geschlungen; in so weit es Menschen zerreißen können, ist es von unglücklichen Menschenhänden zerrissen worden, aber ganz kann es von Menschen nicht zerrissen werden, so wenig wie es von ihnen geknüpft worden ist. Ihr habt noch Zeichen genug an Euch, woran Ihr als die ehemals Unsrigen erkenntlich seid, wahre Denkzettel an jene große Eine und ungetheilte Gemeinschaft, der Ihr entsprungen seid, an's Vaterhaus, das Euch mit so viel Schmerz scheiden sah und das, wenn Ihr zurückkehrt, Euch als die Seinigen mit offenen Armen wieder aufnehmen wird.

Und so spricht nicht nur der wahre Katholik, damit stimmt auch überein sein Gebet und seine That. Dieses warme Interesse der Christen für einander, wie es allein der Christen würdig ist, sucht man aber nicht bloß bei unsern heutigen Protestanten, sondern auch bei unsern

heutigen Katholiken vielfach vergebens, eher findet man wohl jene Bestrebungen, die aus einem solchen warmen Interesse hervorgehen und auf die Wiedervereinigung der Getrennten hingerichtet sind, noch obendrein verdächtigt, bekrittelt und verhöhnt. Das ist die Schuld, worein Katholiken und Protestanten sich theilen, sie sollten beide diese Schuld recht demüthig anerkennen und deßhalb beide gründliche Buße thun, aber die katholische Kirche, als solche, trifft dabei kein Vorwurf und die Ermahnung zur Buße ist bei ihr schlecht angebracht.

Nach diesen Worten, deren letzter Theil besonders mit bewegtem Gefühle gesprochen wurde, trat eine etwas längere Pause ein. Der Hofrath schien durch diese Erwiederung seiner ersten Einwendung äußerst befriedigt und erging sich über die meinerseits geäußerten Gesinnungen der Liebe in vielem Lobe, worin ihn der Commercien-Rath etwas unsanft, und fast ungestüm mit dem Ausruf unterbrach: Lobhudeleien sind hier nicht angebracht und noch ist nicht aller Tage Abend. Denn wo bleibt denn die Jesuiten-Moral? Die Jesuiten-Moral, fuhr ich gelassen fort, ist eine sehr unschuldige Sache. Wenn ich völlig darüber gewiß wäre, daß ich nach der Richtschnur dieser Jesuiten-Moral ganz mein Verhalten einrichtete und daß ich es bis ans Ende meines Lebens danach einrichtete, dann wäre ich um meine künftige Seligkeit nicht bange. Die Jesuiten-Moral d. h. die Moral, wozu sich die Jesuiten von jeher bekannt, die sie gelehrt und gepredigt haben und heute noch lehren, unterscheidet sich um kein Haar von der christlichen Moral, wie sie sonst in den katholischen Schulen gelehrt und überall in den katholischen Gotteshäusern gepredigt wird. Jeder, der sehen will, braucht nicht die

dicken Folianten von Lessius, Sanchez, Laymann, Lacroix u. a. durchzustudiren, sondern kann sich auf eine viel leichtere Weise und zwar auch durch den Augenschein selbst davon überzeugen. Es wandern schon seit einer Reihe von Jahren, Jahr ein Jahr aus, deutsche Jünglinge nach der Hauptstadt der Christenheit, um dort im Collegium Germanicum ihre theologischen Studien zu machen und dann als geweihte Priester in ihr Vaterland zur Arbeit im Weinberge des Herrn zurückzukehren, denn zur Rückkehr in ihre Heimath müssen sie sich bei ihrem Eintritt in die genannte Anstalt eidlich verpflichten. Diese Anstalt steht aber bekanntlich unter der Leitung der Jesuiten, und von dem herrlichen Geiste, der darin waltet, habe ich mich mehrmals persönlich überzeugen können, da ich bei meiner zweimaligen Anwesenheit in der Hauptstadt der Christenheit manchmal Tage lang darin zugebracht habe. Andere deutsche Jünglinge besuchen seit einigen Jahren die Unisität in Innsbruck, wo, wie die Theologie überhaupt, so auch die Moral ebenfalls von den Jesuiten vorgetragen wird. Auch kommt es wohl dann und wann vor, daß solche, die in die Gesellschaft eingetreten sind und ihre theologischen Studien beendigt haben, später wieder daraus ausscheiden und ein seelsorgerliches Amt übernehmen. Ich habe aber nie gehört, daß man in Absicht auf den Unterricht in der christlichen Sittenlehre in Schule und Kirche oder in Absicht auf die Entscheidungen im Beichtstuhle oder in der Privat-Seelsorge zwischen solchen Priestern, die ihre Studien bei den Jesuiten gemacht und anderen, die sie in anderen theologischen Schulen gemacht, einen wesentlichen Unterschied wahrgenommen hätte oder daß etwa das christliche Volk, wenn es Predigten solcher ange-

hört, über eine Neuheit oder eine Verschiedenheit der Lehre von der des christlichen Katechismus=Unterrichtes sich beklagt hätte. Auf dasselbe laufen die Erfahrungen hinaus, die man bei den nunmehr fast in allen größeren Städten Deutschlands abgehaltenen Jesuiten=Missionen gemacht hat. Fast überall wohnten diesen Jesuiten=Missions=Predigten auch zahlreich Protestanten bei, ja vielfach sogar protestantische Prediger, protestantische Professoren der Theologie und protestantische Studirende der Theologie, wie in Heidelberg, Bonn, Halle, Göttingen und anderwärts. Als Vogelscheuche erschienen zwar, wie vor nicht langer Zeit noch in Minden, vor dem Beginne solcher Jesuiten=Missionen, in den betreffenden Lokalblättern Annoncen über die abscheuliche Sitten= und herzvergiftende Jesuiten=Moral; — die guten protestantischen Christen, oft von Hunger nach ächtem schmackhaften geistlichen Lebensbrote, oft wohl auch, wenigstens Anfangs von der Neugierde getrieben, an den verschrieenen armen Missionären irgendwo den Pferdefuß zu entdecken, ließen sich aus ihren Predigten nicht wegscheuchen und dann erst recht nicht, wenn sie die ihnen vorgesetzte Kost einmal geschmeckt hatten. Ach, da sah man's wieder so recht, wie tief das Christenthum in unserm deutschen Volke wurzelt, und wie es den Feinden Christi trotz aller Anstrengung noch nicht gelungen ist, die Wurzeln, die es ins Herz des deutschen Volkes hineingetrieben, gänzlich zu zerschneiden. Man sah aber auch, daß sich im Gefühle der unbefangenen Hörer wahres Christenthum vom katholischen Christenthum in nichts unterscheidet. Denn wie von manchen solcher unbefangenen protestantischen Zuhörer dieser Jesuiten=Predigten weiß ich es persönlich, daß sie, von ihren Predigern oder von wem auch immer, wegen ihrer eifrigen

Theilnahme an den Predigten zur Rede gestellt, in offener Sprache erwidert, daß sie nie etwas Besseres und nie etwas Christlicheres gehört. Die Pflichten der christlichen Gerechtigkeit und der christlichen Liebe, die Pflichten der Untergebenen gegen ihre Oberen, die der Familienglieder gegeneinander, die Pflichten aller Stände sind wohl einem christlichen Auditorium noch nie so faßlich und klar, noch nie so warm und dringend an's Herz gelegt worden, — und dabei auch nicht ein Wörtchen, wodurch sich Protestanten hätten verletzt fühlen können: so lautete das Urtheil dieser Unbefangenen, und so lautete das allgemeine Urtheil überhaupt. Wo ist also hier die aparte Jesuiten-Moral; wenn es etwas Derartiges gäbe, müßte es doch bei solchen Gelegenheiten dann und wann einmal zum Vorschein gekommen sein.

Ferner: eines der jetzt am meisten in den theologischen Schulen der Welt verbreiteten und benutzten Compendien der katholischen Moral ist nicht die medulla von Busenbaum, deren Text ein gewisser Jemand (Herr Andreä in Neheim) in seinem neulich erschienenen Elaborat theils sehr verstümmelt, theils sehr mißverstanden hat*), und an die sich fast durchgehends der hl. Alphonsus Liguori anschließt (dieser letztere war bekanntlich kein Jesuit, sondern Stifter der Congregation der Redemptoristen und seine Moral enthält nach der Entscheidung des hl. Stuhles nichts, was man nicht mit ruhigem Gewissen und ohne Furcht einer Sünde befolgen kann) — sondern das jetzt in den katholischen Schulen der Welt am meisten verbreitete und

*) Die Belege findet man zahlreich im schwarzen Buche von Dr. Henn.

benutzte Compendium der Moral ist das Compendium von Gury. Dieser Gury, derselbe, der auch die katholische Welt mit einer vortrefflichen Casuistik beschenkt hat,*) ist aber auch Jesuit: wie stimmt es nun zusammen, daß die Jesuiten-Moral etwas Besonderes und Apartes sein soll, und daß doch die Moral nach ihren Hand- oder Lehrbüchern fast überall in den Schulen der katholischen Welt vorgetragen wird? In der That, die aparte „Jesuiten-Moral“, wovon man soviel Aufhebens macht und wovon nicht allein jeder fortschrittliche Kammerredner oder Zeitungs-Scribent, sondern auch jeder Commis-Voyageur zu reden weiß, wenn er sich auch sonst um Moral blutwenig bekümmert, — sie ist nichts mehr und nichts weniger, als ein hübsches oder auch sehr unhübsches Phantasie-Stück, das zuerst — es sind aber schon zwei Jahrhunderte her — der berühmte Paskal durch seine pseudonymen sogenannten Provinzial-Briefe**) in Scene gesetzt hat. Ich bestreite weder das gewaltige Genie dieses Mannes, noch viele seiner sonstigen vortrefflichen Eigenschaften; aber ich bestreite, daß er in der genannten Schrift gegen die Jesuiten mit ehrlichen Waffen gekämpft. Als Jansenist war er ihr abgesagter und unversöhnlicher Feind, und diesem unversöhnlichen Hasse gab er in den genannten Briefen nur einen beredten Ausdruck. Man sagt, Liebe macht

---

*) Unter dem Titel: Casus conscientiae in praecipuas quaestiones Theologiae moralis, wovon jetzt eine Ausgabe bei Manz in Regensburg veranstaltet wird.

**) Der vollständige Titel dieses berühmten und berüchtigten Machwerkes ist: Les provinciales, ou lettres ecrites par Louis de Montalt à un Provincial de ses amis et aux RR. PP. Jésuites sur la morale et politique de ces Pères.

blind, aber der Haß macht es gewiß nicht weniger. Seine leidenschaftliche Liebe zu den Jansenisten färbte ihm Alles, was er an ihnen sah, schön, und sein leidenschaftlicher Haß gegen die Jesuiten färbte ihm an diesen Alles schwarz. Und die Kunst dieser Schwarzfärberei practicirt er eben in seinen „Provinzial-Briefen" wirklich meisterhaft.

Um Ihnen die Art und Weise zu kennzeichnen, in der er gegen die Jesuiten zu Felde zieht, will ich eine einzige Beweisführung aus diesen seinen Briefen anführen, deren Logik wahrhaftig nicht von Ehrlichkeit zeugt. In seinem 5. Briefe bespricht Paskal die Moralisten des Jesuiten-Ordens im Allgemeinen und drückt seine Verwunderung darüber aus, daß neben so vielen, die der von ihm so sehr geschmäheten Lehre des Probabilismus huldigen, auch einige Moralisten des Ordens sehr strenge Grundsätze aufgestellt hätten. Statt nun diese Thatsache dadurch zu erklären, daß der Orden seinen einzelnen Angehörigen ein passendes Maß von Freiheit in ihren wissenschaftlichen Arbeiten verstatte und alle Ansichten, die nicht gegen den christlichen Glauben und die gesunde Moral der Kirche verstoßen, sich frei entfalten lasse (und so würde doch jeder vorurtheilsfreie Mann geschlossen haben), zieht Paskal folgenden Schluß: „Die Jesuiten haben eine so gute Meinung von sich selbst, daß sie es für nothwendig zum Wohle der Kirche ansehen, daß ihr Einfluß sich überallhin verbreitet und sie Aller Gewissen leiten. Und da die dem Evangelium eigenen strengen Grundsätze zur Leitung gewisser Personen sich vortrefflich eignen, so bedienen sie sich dieser, wo sie ihnen dienlich scheinen. Aber da diese Grundsätze der Mehrzahl von Menschen so wenig zusagen, so lassen sie dieselben für die große Menge bei

Seite, damit sie auf solche Weise der ganzen Welt sich gefällig zeigen. Sie haben eben Casuisten von allen Sorten nothwendig.“ Und einen solchen Schluß, der einem ganzen Orden eine ganze Reihe von Verbrechen aufbürdet, spricht Paskal ganz leichtfertig aus, ohne auch nur den geringsten Beweis dafür zu erbringen. Ihm hat natürlich die ganze aufgeklärte Welt dasselbe in allen Variationen nachgesprochen — gedankenlos und beweislos.

Zu den Sätzen, die er bei den Casuisten des Ordens (Vasquez, Eskobar, Lessius, Reginald u. a.) gefunden haben will und aus denen er eben den obengedachten Schluß zieht, daß die Jesuiten sich in ihrer Lehre den menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften anbequemt, gehören unter andern folgende:

„Sich aus bloßem sinnlichen Vergnügen sättigen, ist keine Sünde, wenn nur die Gesundheit dadurch keinen Schaden leidet.“

„Man darf die Absolution solchen nicht verweigern, die in der nächsten Gelegenheit der Sünde verbleiben, wenn sie dieselbe, ohne die Welt von sich reden zu machen, nicht verlassen können.“

„Ein vornehmer Mann kann, wenn er zum Duell herausgefordert wird, erscheinen, damit er nicht von Andern für eine feige Memme gehalten werde.“

„Ein vornehmer Mann kann den, der ihn mit einem Stocke geschlagen oder ihm eine Ohrfeige gegeben hat, tödten, nicht um sich zu rächen, sondern um seiner gröblich beschimpften Ehre Genugthuung zu verschaffen.“

„Wenn Jemand das Meine genommen hat und dann fliehet, so kann ich ihn verfolgen und auf ihn loshauen oder auch, falls ich ihn nicht mit dem Degen erreichen

kann, auf ihn schießen, z. B. wenn er mir mein Pferd gestohlen hat, sich darauf setzt und entfliehet."

„Die Gesetze der Kirche, die allgemein nicht mehr beobachtet werden und also außer Uebung gekommen sind, haben ihre verbindende Kraft verloren."

„Wer an einem Fasttage ohne eine gehörige Sättigung nicht schlafen könnte, ist zum Fasten nicht verpflichtet."

„Man kann an einem Fasttage Wein trinken, wann und soviel man will, ohne dadurch das Fasten zu brechen."

„Wer an einem Fasttage öfters etwas genießt, bricht das Fasten nicht."

„Man erfüllt das Kirchengebot der sonntäglichen Anhörung einer hl. Messe, wenn man die letzte Hälfte der Messe eines Priesters und die erste Hälfte der Messe eines andern Priesters hört, denn zwei halbe machen eine ganze aus."

Daß es mit diesen Sätzen nicht in Ordnung ist, räume ich ein und mehrere davon sind auch vom hl. Stuhle censurirt worden. Aber Nota Bene sind die meisten dieser Sätze nicht wirklich Lehren oder Behauptungen der Casuisten des Jesuiten-Ordens, bei denen sie Paskal gefunden haben will. Sie kommen wohl in den Schriften der Jesuiten vor, aber nicht als ihre Sätze oder Lehren, sondern als Sätze, die sie bekämpfen oder die sie doch als wenig bewährte Ansichten Anderer zurückweisen. Der gute Paskal hat also den Jesuiten Ansichten und Behauptungen unterschoben, gegen die sie sich ausdrücklich verwahrt; oder er hat ihre eigenen Ansichten und Lehren verstümmelt und einfach verfälscht. Und er hat anderseits für die irrigen Ansichten, die sich bei einzelnen Casuisten des Ordens finden (irren ist doch gewiß menschlich und gerade in den

sittlichen Materien, in der Anwendung der allgemeinen sittlichen Vorschriften auf besondere Fälle, wo die mathematische Linie zwischen dem, was recht oder unrecht, was erlaubt, oder nicht erlaubt, oft sehr schwer sich ziehen läßt, ist es sogar sehr menschlich) einmal; den ganzen Orden verantwortlich gemacht, und dann dem einzelnen irrenden Mitgliede und dem ganzen Orden die teuflische Absicht einer Entstellung und Verfälschung der christlichen Sittenlehre unterschoben. In allweg erweist sich also Paskal als einen Verläumder; aber er war, wie Chateaubriand ihn nennt, ein „genialer" Verläumder, und weil er ein „genialer" Verläumder war, deshalb machte er mit seiner Verläumdung so viel Glück. Feiner Witz und Satyre, glänzender Styl und Beredtsamkeit, die er an seine Provinzial-Briefe so freigebig verwendet, sind Eigenschaften, denen man nicht leicht, und denen der Franzose am wenigsten widersteht und von da an war das Gespenst einer „aparten Jesuiten-Moral" fix und fertig. Es hat dasselbe in der Welt schon viel Lärm gemacht, und gewisse Köpfe, die sich nun einmal gegen Vernunftgründe hermetisch verschließen, können es noch immer nicht los werden.

Hofrath. Und doch spukt dieses Gespenst auch sogar in manchen katholischen Köpfen noch fort, und es kann daher doch nicht ganz ohne sein.

Ich. Ja wohl, in solchen katholischen Köpfen, wie weiland Ellendorf. Der war ein Prachtstück eines katholischen Kopfes, und auf den können wirklich die Jesuiten-Feinde stolz sein.

Commercien-Rath. Aber es scheint, Sie, Herr Bischof, gehen auch mit den Jesuiten durch Dick und durch Dünn.

Ich. Nicht mit den Jesuiten, aber mit der katholischen Kirche, die die Jesuiten als wackere Streiter Christi sehr schätzt und liebt.

Commercien-Rath. Aber wie stimmt denn das zu der gerühmten Unfehlbarkeit der katholischen Kirche und ihrer Päpste, daß der eine Papst diese Gesellschaft aufhebt und der andere sie wiederherstellt?

Ich. Die Unfehlbarkeit der Kirche oder der Päpste wird dadurch gar nicht tangirt, denn die von uns behauptete Unfehlbarkeit der Kirche erstreckt sich blos auf die Glaubens- und Sittenlehren, und der fragliche Punkt ist ein Disciplinar-Punkt, der mit beiden Dingen nichts zu schaffen hat. Ein Papst kann zu disciplinären Anordnungen oder Maßregeln Gründe haben, die ein nachfolgender Papst nicht mehr hat. Der eine läßt sich zu seinen disciplinären Maßnahmen ungern, aber durch die Erwägung bestimmen, daß man zwischen zweien Uebeln das kleinere wählen müsse, und der andere ist froh, daß diese traurige Alternative zwischen zweien Uebeln für ihn nicht mehr besteht und er eine Maßnahme, die sein Vorgänger ungern ergriff, wieder zurücknehmen kann. Und wie man daher dem einen und dem andern aus ihrer verschiedenen Handlungsweise einen Vorwurf machen könne, begreife ich nicht.

Hofrath. Aber schweifen wir doch nicht von unserm Hauptgegenstande, der Jesuiten-Moral, ab. Daß die Feinde der Jesuiten deren Moral, wie Sie sich ausgedrückt, möglichst schwarz färben und also sie verläumden, gebe ich zu; aber den Verläumdungen liegt doch in der Regel etwas Wahres zu Grunde, es mag so gering sein, wie es will. Oder sollte denn z. B. der so oft angeführte jesuitische Grundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel“ ganz und

gar aus der Luft gegriffen sein? und dann ist doch die ganze Casuistik, wie ganz besonders die Jesuiten sie gepflegt haben sollen, wohl auch nicht vom Guten; über den Probabilismus, dessen Erfindung man ihnen vorwirft, habe ich freilich kein Urtheil, weil ich davon nichts verstehe.

Ich. Allerdings ist der jesuitisch sein sollende Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, so wie er gewöhnlich genommen wird, und wie ihn die Jesuiten-Feinde, die ihn den Jesuiten in die Schuhe schieben, leider allzuhäufig selbst practiciren, in dem Sinne nämlich, daß ein guter Zweck ein schlechtes Mittel heilige, eine ganz und gar aus der Luft gegriffene Verläumdung. Es hat noch Niemand diesen Grundsatz als einen jesuitischen nachweisen können, ungeachtet man neulich auf den erbrachten Nachweis einen ansehnlichen Preis gesetzt und alle diejenigen, die, ohne diesen Nachweis erbracht zu haben, die Jesuiten dennoch dieses imfamen Grundsatzes zu beschuldigen fortfahren, öffentlich für ehrlose Verläumder erklärt hat.

Der Satz: der Zweck heiligt die Mittel, kann aber auch einen guten, wenigstens einen erträglichen Sinn haben. Es gibt nämlich Handlungen, die, insoweit sie zu einem beabsichtigten Zwecke hinbezogen werden, in der Moral Mittel genannt werden, und deren Moralität von der Moralität des Zweckes, auf den man sie hinbezieht, allerdings stark beeinflußt wird, die durch den Zweck sowohl geheiligt als entheiligt werden können.

Das Sachverhältniß ist kurz dieses:

1. Der allgemeine Grundsatz ist: eine Handlung ist nur dann gut, wenn sie sowohl dem Mittel als dem Zwecke nach gut ist; ich bezwecke z. B. durch ein Almosen schlechthin die

Unterstützung eines Nothleidenden; dieser Zweck ist gut und das Mittel, eben das Almosen selbst, ist ebenfalls gut.

2. Eine Handlung ist schlecht, wenn ihr Mittel zwar an sich gut, aber ihr Zweck schlecht ist; z. B. das Almosen geben, wodurch man Jemanden zur Sünde verführen will, ist nicht etwa eine halb gute und eine halb schlechte, sondern eine ganz schlechte Handlung, wenn sie auch ihrem Mittel nach gut, denn das Almosen, das, an sich betrachtet, etwas Gutes ist, wird durch den schlechten Zweck, dem es dienen soll, in seiner Güte alterirt.

3. Desgleichen ist eine Handlung schlecht, wenn sie zwar ihrem Zwecke nach gut, aber ihrem Mittel nach schlecht ist; z. B. stehlen, um mit dem Gestohlenen Almosen zu geben; lügen, um dem Nächsten aus der Noth zu helfen; der Zweck ist hier gut, aber das Mittel ist schlecht und deshalb ist die ganze Handlung schlecht und das schlechte oder unheilige Mittel wird durch den guten Zweck nicht geheiligt.

4. Wenn aber auch ein schlechtes oder unheiliges Mittel durch einen guten und heiligen Zweck nicht geheiligt wird, so wird doch das Sündhafte der Handlung, die eben sündhaft ist und bleibt durch das sündhafte Mittel, dessen man sich dabei bedient, — durch die Güte oder Heiligkeit ihres Zweckes in etwa gemildert; und stehlen z. B., um mit dem Gestohlenen einen armen Kranken zu unterstützen, ist keine so große Sünde, als stehlen, um sich mit dem Gestohlenen selbst zu bereichern, oder es zu verprassen. Wenn in dieser Lehre Jemand, der mit Jesuitenriecherei sich befaßt, eine ausschließlich jesuitische Lehre entdecken und daraus vielleicht ein Recht herleiten wollte, die Jesuiten jenes oben gerügten Grundsatzes zu beschuldigen,

der würde doch sehr fehlgreifen. Mit den Jesuiten stellen diese Lehre alle katholischen Theologen ohne Ausnahme auf. Denn schon der hl. Augustinus lehrt: schlechter ist derjenige, der aus Habsucht, als der aus Mitleid stiehlt.*) Und welcher vernünftige Mensch oder Christ kann sich auch wohl über diese Lehre wundern? Denn eine Sünde ist doch wohl um so größer, je größer die Selbstsucht ist, die ich dadurch befriedigen, oder die Lust am Ergötzlichen, die ich daraus schöpfen will; und umgekehrt, sie ist unter sonst gleichen Umständen um so geringer, je geringer jene Selbstsucht oder diese Lust am Ergötzlichen ist. Die Anwendung auf vorliegenden Fall macht sich von selbst.

5. Endlich gibt es auch sogenannte indifferente Handlungen, die an sich oder ihrem Objecte nach weder gut noch schlecht sind, die aber durch den guten Zweck, zu dem man sie unternimmt, gut und durch den schlechten Zweck, zu dem man sie unternimmt, schlecht werden. Z. B. spazierengehen ist an sich etwas Indifferentes; spazierengehen, um sich für neue Mühen zu erholen, oder einen kranken trostbedürftigen Freund aus menschenfreundlicher Liebe zu begleiten, ist etwas Gutes; spazierengehen, um die Zeit zu vertändeln, ist etwas Schlechtes.

Hierauf ungefähr reduciren sich die Lehren von dem Einflusse, den die Moralität des Zweckes auf die Moralität des Mittels ausübt; — ich habe sie nicht erschöpfend vorgetragen, aber doch so weit, als es für unsern Zweck genügt; diese Lehren finden Sie, wie bei allen katholischen Theologen, so natürlich auch bei den Jesuiten; aber, was finden Sie denn auch daran Anstößiges?

*) Contr. mendac. c. 8.

Daß Sie auf die Casuistik nicht besonders gut zu sprechen sind, nehme ich Ihnen nicht übel. Sie wissen nicht aus Erfahrung, was es heißt, Jemanden im Beichtstuhle oder sonst als Gewissensrath in sehr complicirten, zweifelhaften Gewissensfällen Rath ertheilen müssen. Daß aber Ihre Herren Prediger, Andreä u. A. darüber so verächtlich und wegwerfend reden, macht ihnen in der That keine Ehre. Von ihnen müßte man in solchen Dingen mehr Einsicht erwarten. Und wenn sie auch seltener in die Lage kommen, von der Casuistik Gebrauch zu machen, weil sie nicht im Beichtstuhle arbeiten und auch sonst wohl in schwierigen Gewissensfällen von ihren Pflegebefohlenen selten um Rath oder Entscheidung angegangen werden, so sollten sie doch so billig sein, auf unsern Standpunkt sich zu versetzen und von unserm Standpunkt aus die Sache zu beurtheilen. Sichere und feste Principien müssen der Casuistik allerdings zu Grunde liegen, sonst sind ihre Entscheidungen unsicher, willkürlich oder blind, aber man kann alle Moralprincipien und Moralgesetze sehr gut inne haben, und doch ein schlechter Beichtvater oder Rathgeber in Gewissensfällen sein, so gut, wie man die Wissenschaft der Medicin oder der Jurisprudenz gründlich verstehen und doch in dem Einen wie in dem Anderen ein schlechter Praktiker sein kann, was sogar sehr häufig begegnet. Ich kannte einen ausgezeichneten Pandekten-Lehrer, der nicht im Stande war, in Proceß-Sachen ein richterliches Urtheil zu formiren und von einigen sehr gefeierten Lehrern der Therapeutik weiß man, daß sie in der Behandlung ihrer Patienten entsetzlich viel Unglück haben. Im Leben geht nicht Alles so leicht und glatt ab, wie in der Wissenschaft und wenn man mehr für die Schule, als für's Leben

lernt, so verbindet man sich weder Staat noch Kirche zu besonderem Danke. Besonders aber ist die christliche Moral so recht eine Wissenschaft für's Leben — und von ihr besonders gilt des Dichters Spruch:

„Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Doch grün des Lebens goldener Baum.“*)

Die allgemeinen Moral-Lehren oder Pflichten-Gebote mögen mir noch so klar vorschweben: und wenn ich handeln oder andern rathen soll, wie sie zu handeln haben, wenn ich also diese allgemeinen Pflichten-Lehren anwenden soll auf's wirkliche praktische Leben, das oft äußerst verwickelte, jedenfalls aber immer sehr concrete, von hundertfältig verschiedenen Umständen umgebene Fälle darbietet, werde ich doch wohl oft mit dem Dichter ausrufen müssen:

„Da stehe ich nun, ich armer Thor,
Und bin so klug, als wie zuvor!“**)

Ich will meine Behauptung durch ein paar Beispiele aus dem Leben erläutern.

Die Pflicht der Restitution ist bekanntlich eine streng verbindende Pflicht der Gerechtigkeit; die allgemeinen Lehren darüber, wie viel? wann? wo? zu restituiren sei, sowohl vom Restitutionspflichtigen, der sich bis dahin im redlichen, als von dem, der sich im unredlichen Besitze fremden Eigenthums befand — diese sind im Allgemeinen ebenfalls von Jedermann anerkannt. Wie würde aber wohl Herr Andreä entscheiden, wenn ihm folgender concrete Fall vorgelegt würde, auf den er jene allgemeinen Lehren anwenden sollte? Im Monate November entwendete ein armer Tagelöhner

*) Goethe's Faust. I. Th.

**) A. a. O.

einem ziemlich begüterten Bauer einen Malter Roggen, Berliner Gemäß, das er mit seiner Familie auch bald verzehrte. Damals ward das Malter Roggen um den Preis von 6 Thlr. verkauft; im Monate December kostete dasselbe 5 Thlr., im Monate Januar stieg der Preis rasch bis zu 10 Thlr.; in demselben Monate Januar geht nun der arme Tagelöhner in seiner Gewissensangst Herrn Andreä um eine Entscheidung an, wie viel er denn nun eigentlich dem begüterten Bauer zu restituiren habe. Vielleicht würde Herr Andreä noch einige Vorfragen für nöthig halten, er würde den beängstigten Tagelöhner vielleicht noch fragen, ob der Bauer wohl dieses Malter Roggen, wenn es ihm im Monate November nicht entwendet worden wäre, in diesem Monate verkauft haben würde. „Das kann ich nicht für gewiß sagen,“ antwortet er ihm; „er hat zwar, wie ich weiß, mehrere Malter Roggen damals verkauft: andere aber hat er später verkauft, im Monate Januar.“ Wie gesagt, ich möchte doch gern wissen, wie die Entscheidung des Herrn Andreä hier ausfallen würde.

Ein anderer Tagelöhner oder Handwerksmann kommt zu ihm und begehrt seinen Rath in folgendem Gewissensfalle: Ich habe vor Jahren einem wohlhabenden Geschäftsmanne eine Summe Geldes gestohlen, die ich aber nicht genau mehr angeben kann, denn ein Theil des Geldes verlor ich noch an demselben Abende, wo ich es gestohlen, aus meiner Tasche. Als ich die Summe zu Hause zählte, waren es noch 18 Thaler. Ich will jetzt aber endlich den Gewissensdruck los werden, und erstatten, was ich vor Gott und meinem Gewissen dem Betrogenen zu erstatten schuldig bin. Auch hier würden wohl wieder einige noch genauere Erkundigungen beliebt werden, z. B. wie viel

Procente wohl der Betrogene alljährlich von dem Kapitale, womit er handelt, gewonnen habe. Denn daß dem Betrogenen nicht blos das ihm entwendete Gut, sondern auch der ihm durch das Entbehren seines Gutes entstandene Schade oder der entgangene Gewinn zu erstatten sei — darüber sind alle christlichen Theologen einverstanden. Wenn aber der Gewinn, den dem Bestohlenen das Entwendete gebracht haben würde, sich auch nicht genau berechnen läßt, wie wird dann das zwiefache Dubium zu lösen sein? Es sind dies nur zwei Fälle, ich könnte aber in Absicht auf diese Eine Pflicht der Restitution mehr als ein Dutzend anführen, bei denen die Entscheidung nicht leichter ist. Aber Herr Andreä möge aus diesen Beispielen entnehmen, wie leicht man hier in seiner Entscheidung fehlgreifen könne, ohne daß man dabei gerade Laxist zu sein braucht. Und außer dem Schaden, den ich dem Nächsten an seinem zeitlichen Gute zufügen kann, gibt es auch Beschädigungen desselben an seiner Ehre und seinem guten Namen, an seiner Gesundheit und Leben, und endlich an seiner Seele; und die hier vorkommenden Restitutions-Fälle sind manchmal noch ungleich verwickelter und schwieriger, als die vorhin genannten; und doch handelt es sich hier immer nur noch um eine einzige Pflicht, die in der Theorie so klar, wie möglich ist, die aber in der Praxis, wo sie gleichsam Fleisch und Blut annehmen soll, hundertfältig variablen Bestimmungen unterliegt. Und nun denke man an die Menge der andern Pflichten, der unzähligen sogenannten Pflichten-Collisionen. Die Lehre der Wissenschaft über diese Pflichten-Collisionen ist sehr leicht und einfach; sie behandelt sie als einen bloßen Schein, worin sie im Grunde auch ganz

recht hat, wenn nur der Schein im wirklichen Leben auch immer so leicht zu beseitigen wäre. Warum hat denn schon der heidnische Philosoph Cicero in seiner Schrift: „Ueber die Pflichten“ mit solchen Gewissensfällen und Pflichten-Collisionen sich so viel zu schaffen gemacht? Und soll denn vielleicht ein christlicher Philosoph oder Theolog für sittliche Fragen weniger Interesse haben und sie leichter nehmen, als ein heidnischer?

Man wirft der Casuistik ihre unzähligen, feinen, haarspaltenden Distinktionen vor, als ob man ohne solche genaue Distinktionen und Bestimmungen auf diesem Gebiete irgend etwas ausrichten könnte und als ob man da, wo von einer Entscheidung oft das Glück oder Unglück nicht bloß Einzelner, sondern ganzer Familien abhängt, in der Abwägung des Für oder Wider wohl jemals zu viel thun und zu sorgfältig zu Werke gehen könne. Wahrlich, das Tadeln oder Schmähen ist wohlfeil, besonders wenn man den Werth der geschmähten Sache gar nicht einmal kennt oder davon Gebrauch zu machen nie in die Lage kommt. Ich bedaure von Herzen jeden Priester, Seelenführer und Gewissensrath, der, vielleicht noch obendrein jung und unerfahren, ohne einen andern Kompaß, als den einer dünnen, etwas wissenschaftlich und systematisch zugestutzten allgemeinen Pflichten-Lehre, auf's klippenreiche Meer des Lebens hinaussteuern soll; und ich finde es wahrlich nicht schön und edel, daß man diejenigen, die ihm einen solchen Kompaß in die Hand geben, für ihre guten Dienste auch noch obendrein verhöhnt und bespöttelt. Welch' ein Gefühl oder einen Begriff setzt das voraus von der schweren Verantwortung, die einst Hirten und Seelenführer zu geben haben, — und wenn die Höhnenden und Spottenden noch gar selbst

Seelenführer sein wollen! Aber, höre ich im Geiste einen solchen Casuisten-Schmäher in tugendhafter Entrüstung ausrufen: „Das ist doch schmählich und abscheulich, daß die Casuistik so viele häßliche und obscöne Dinge gegen das sechste Gebot so nackt aufdeckt und vor der Welt bloslegt!“

Du, guter Gott, solche, welche die Bibel und besonders die alttestamentliche Bibel, die doch bekanntlich so manches diesen Punkt Betreffende mit nackten und dürren Worten ausspricht, in Luther's Uebersetzung aller Welt und selbst einer ganz unerfahrenen Jugend in die Hand nicht hineingeben, sondern hineindrücken und zwängen, die wagen es abscheulich zu finden, daß solche abscheuliche Dinge in Büchern aufgedeckt werden, geschrieben nicht für die ganze Welt, noch in einer der ganzen Welt verständlichen Sprache, sondern nur geschrieben und bestimmt für einen sehr kleinen Bruchtheil der Welt, für die Seelenführer, deren Sache es doch ist, den Aussatz vom Aussatze zu unterscheiden und die Windungen und Krümmungen des Lasters bis in seine letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Wollte Gott, die abscheulichen Sünden gegen das sechste Gebot existirten nicht und würden unter Christen nicht geübt, damit sie nicht nur nicht genannt, sondern auch nicht einmal gekannt zu werden brauchten, namentlich gekannt zu werden brauchten von denen, die sie kennen müssen, um sie zu behandeln und Mittel der Heilung dagegen angeben zu können, so gut wie häßliche leibliche Krankheiten von dem leiblichen Arzte, der sie behandeln soll, ebenfalls gekannt sein müssen. Durch das bloße nicht Nennen und nicht Kennen werden so abscheuliche Dinge nicht aus der Welt geschafft. Gott kennt oder erkennt sie auch und er nennt sie uns auch sogar in seinen heiligen Schriften mit

Namen, und wie man zu sagen pflegt: castis omnia casta (den Reinen ist alles rein). — Es bleibt mir nur noch übrig, daß ich Ihnen, Herr Hofrath, auf Ihre etwas schüchterne Frage über den Probabilismus antworte, von dem Sie sagen, daß Sie davon kein Urtheil haben (möchten nur Alle, die vom Probabilismus nichts weiter als den Namen kennen, ebenso bescheiden über ihn urtheilen), den man aber doch ebenfalls mit der Jesuiten-Moral in Verbindung bringe. Wenn ich die Sache mit zwei Worten abthun soll (was allerdings schwer, doch nöthig ist, um unsere lieben beiden andern Freunde nicht auf eine zu schwere Geduldsprobe zu stellen) so muß ich Ihnen erstens sagen, daß es unwahr ist, wenn man es auch noch so oft wiederholt hat, daß der Probabilismus, der allerdings mit der Casuistik aufs engste verflochten ist (bei Paskal erscheint er sogar als Fundament und als A B C der Jesuiten-Moral), von den Jesuiten in Gang gebracht worden sei. Ich könnte Ihnen das sogar schwarz auf weiß nachweisen, mit Datum und mit Namen.

Wäre dieß aber zweitens auch wahr, so würde es den Jesuiten nicht gerade zur Unehre gereichen. Die Sache nämlich, die man ebenfalls so oft schmäht, ohne sie zu kennen, ist etwas sehr Unschuldiges, und große Heilige, wie der hl. Alphonsus von Liguori, sind auch, was man so nennt, Probabilisten. Mit der Sache verhält es sich kurz also: In manchen Dingen, die sich aufs unmittelbare sittliche Handeln beziehen, entbehren wir, wie Ihnen schon aus den oben angeführten Gewissensfällen klar geworden ist, einer göttlich sicheren und gewissen Regel; das Naturrecht, die hl. Schrift und die göttliche Tradition lassen uns dabei, so zu sagen, ebenso im Stiche, wie die Lehre

der allgemeinen Concilien oder die Stimme des apostolischen Stuhles. Wenn man doch aber nun handeln und sich zu dem einen oder andern entscheiden muß, was soll man thun? Die einen Theologen (genannt Tutioristen, von pars tutior, d. h. dem sicherern Theile) sagen, man müsse dann immer den sicherern Theil wählen, d. h. denjenigen Theil, der von einer möglichen Sündengefahr weiter entfernt ist. Zu ihnen gehört natürlich auch der obengenannte Paskal mit den Jansenisten überhaupt, die dasjenige, was sie der katholischen Glaubenslehre genommen hatten, um doch eine Art Ausgleichung wiederherzustellen, der katholischen Sittenlehre durch eine rigoröse Strenge nach einem richtigen Ellenmaße gern wieder zugesetzt hätten. Sie dachten aber nicht daran: allzu spitz sticht nicht und allzu scharf schneidet nicht, und daß man Niemanden größere Lasten auferlegen darf, als man selbst tragen möchte, und daß man den schon ohnehin engen Weg zum Himmel nicht willkührlich noch mehr verengern darf. Wie es denn auch von vorurtheilsfreien und selbst protestantischen Forschern und Kennern der Sittengeschichte anerkannt wird, daß ein krankhaft rigoröser Paskal der christlichen Religion und Moral mehr geschadet hat, als selbst ein gottloser Voltaire und daß die Jansenisten der Revolution ebenso sehr in die Hände gearbeitet haben, als die freigeisterischen Encyclopädisten. Die Heiligen befolgten stets den Spruch des hl. Chrysostomus: sei strenge gegen dich, milde gegen andere; sie waren also gerade das Umgekehrte der Pharisäer, die Andern Lasten aufbürdeten, die sie selbst nicht tragen konnten. Wie viele Pharisäer-Naturen aber gab es wohl gerade unter den Jansenisten! Von allem anderen will ich schweigen, und

namentlich davon, daß es ja oft so entsetzlich schwer sei, den sicherern Theil nicht etwa nur zu wählen, sondern auch nur zu bestimmen; wie es die oben beigebrachten Beispiele klärlich zeigen. Denn was hier die Tutioristen dreist und keck für den sicherern Theil erklären würden, daß nämlich der gute Tagelöhner oder Handwerksmann das Maximum restituire und sich deshalb lieber aller seiner wenigen Habseligkeiten entledige: das bringt ihn wieder in Konflikt mit seinen anderweiten Pflichten, den Pflichten der christlichen Erziehung und Versorgung seiner Kinder. Die Kirche hat daher auch in Anbetracht dieser Umstände den Tutiorismus trotz seines frommen, tugendhaften Scheins nicht in Schutz genommen, sondern ihn vielmehr verworfen.

Die andern Theologen (und es sind dieß eben die Probabilisten) sagen: man darf in dem unterstellten Falle, daß eine untrügliche Vorschrift des Handelns nicht vorliegt, unter gewissen Einschränkungen auch eine probable (d. h. eine durch gute und solide Gründe unterstützte und begründete Meinung — sei es, daß einsichtige und gewissenhafte Männer sie gebilligt, sei es, daß sie durch innere Gründe empfohlen wird) zur Leiterin seines Gewissens wählen (indem man nämlich auf Grund dieser probablen Meinung das Gewissens-Urtheil von der Erlaubtheit der Handlung sich bildet; — denn daß man nie in einem praktischen Gewissenszweifel, ob eine vorhabende Handlung erlaubt oder unerlaubt sei, die Handlung unternehmen darf, daß man vielmehr immer, wenn man erlaubt handeln soll, von der Erlaubtheit der Handlung auch moralisch überzeugt sein muß, das versteht sich von selbst, — denn was nicht aus dem Gewissen oder nach dem Gewissen ist, sagt der Apostel, das ist Sünde) und

man darf dann nach einem so begründeten Gewissens-Urtheile sein Handeln einrichten. Nur unter gewissen Einschränkungen, sage ich, lehren oder behaupten die Probabilisten die Gültigkeit oder Anwendbarkeit dieser ihrer Lehre; denn verschiedene Dinge nehmen sie ein für allemal davon aus, z. B. wo es sich um die Annahme des wahren Glaubens oder um die zum Heile schlechthin nothwendigen Dinge, oder wo es sich um die Gültigkeit der Sakramente, auch um Beschädigung eines Dritten handelt, wie sie auch dem Arzte bei seinem Heilverfahren und dem Richter bei seinen richterlichen Entscheidungen die Anwendung dieser ihrer Lehre nicht gestatten. Sehen die Jesuiten-Feinde, die durchaus auch die Jesuiten für den Probabilismus verantwortlich machen wollen, zumal die protestantischen, auf diese Einschränkungen hin, so haben sie gewiß am allerwenigsten Ursache, sich darüber zu beklagen. Durch die Fragen, die nach dem Probabilismus entschieden werden, werden sie meist gar nicht tangirt. Die meisten Fragen dieser Art beziehen sich auf Erfüllung der Kirchengebote, zu denen ja die Protestanten sich ohnehin nicht für verpflichtet halten, z. B. die Frage, wenn ich zweifle, ob 12 Uhr Mitternacht vorüber oder nicht vorüber, darf ich dann doch, wenn ich noch um diese Zeit Speise oder Trank genossen, am folgenden Tage die hl. Communion empfangen oder die hl. Messe celebriren; oder die Frage, wenn ich zweifle, ob der Donnerstag aufgehört und der Freitag schon angefangen, darf ich dann wegen des für den Freitag verbindenden Abstinenz-Gebotes noch Fleischspeisen genießen; oder die Frage, wenn ich zweifle, ob heute ein Fasttag sei, bin ich dann zum Fasten verpflichtet oder nicht verpflichtet; ferner, die Frage, wenn ich zweifele, ob ich

das einundzwanzigste Jahr schon angetreten oder noch nicht angetreten habe, besteht dann die Pflicht des Fastens, die bekanntlich erst vom 21. Lebensjahre an verbindet, für mich oder besteht sie nicht? Andere dieser Fragen beziehen sich auf Dinge, woran die Protestanten einfach nicht glauben oder wozu sie sich nicht für verpflichtet erachten; z. B. die Frage, ob ich eine Sünde, von der ich zweifelhaft bin, daß ich sie begangen, beichten müsse; die Protestanten glauben aber nicht an die göttliche Einsetzung der Beichte; ferner die Frage, ob ich eine in der Beichte auferlegte Buße, von der ich zweifle, ob ich sie schon geleistet habe, noch einmal zu leisten verpflichtet sei; für den Protestanten existiren aber solche Bußwerke einfach nicht; oder die Frage, ob ich ein Gelübde, wovon ich zweifle, ob ich es abgelegt, oder ob ich es, wenn ich es abgelegt, schon erfüllt habe, erfüllen, rücksichtlich es noch einmal erfüllen müsse; der Protestant erkennt aber Gelübde einfach gar nicht an.

Ich sehe also nicht, warum sich besonders die protestantischen Jesuiten-Feinde so viel Sorge um den Probabilismus machen, da ja keines ihrer Interessen dadurch berührt oder verletzt wird.

Ich habe mich nun, Herr Hofrath, fuhr ich fort, meiner Aufgabe gegen Sie entledigt. Sie haben zwar noch verschiedene Punkte, wegen deren die Jesuiten-Feinde die Jesuiten-Moral in Anspruch zu nehmen pflegen, ganz unerwähnt gelassen; z. B. spielten bei Paskal und seinen gedanken- und urtheilsunfähigen Nachbetern im Proceß gegen die Jesuiten-Moral auch die sogenannten geheimen Vorbehalte (restrictiones et reservationes mentales) ebenfalls eine nicht untergeordnete Rolle. Daß aber auch in diesem Punkte die Jesuiten ganz correct denken und

mit den übrigen katholischen Theologen ganz im Einklange sich befinden, würde mir zu beweisen nicht schwer werden. Ich würde z. B. ebenfalls, wenn man mich fragte, ob ich von dem Verbrechen eines Menschen, das ich nur aus der Beichte weiß, etwas wisse, mir kein Gewissen daraus machen, rundweg zu bekennen: nein, ich weiß davon nichts; indem ich mir dabei dächte, ich weiß es nicht so, daß ich es irgend einem Menschen offenbaren kann oder darf, und ich könnte mich hierfür sogar auf keine geringere Autorität berufen, als auf das Beispiel unseres göttlichen Heilandes, der ja auch sagt, er wisse den Gerichtstag nicht, nämlich nicht in dem genannten Sinne, obgleich er ihn doch gewiß so gut wußte und weiß, wie sein himmlischer Vater; — kurz, ich halte solche und ähnliche Mental-Restrictionen unter Umständen nicht nur für erlaubt, sondern auch unter gewissen Umständen sogar für geboten und ich bekenne mich in diesem Punkte frei und offen für einen ächten Anhänger und Vertheidiger der jesuitischen Moral-Grundsätze, d. h. der Grundsätze und Lehren der christlichen und katholischen Moral überhaupt. Aber es wird endlich Zeit, daß wir unsere Discussion schließen und ich wünschte nichts mehr, als daß ich Sie und den Herrn Commercien-Rath überzeugt hätte, daß die aparte Jesuiten-Moral überhaupt ein Unding sei und daß man entweder wie ein Blinder von der Farbe oder sehr lieblos und verleumderisch rede, wenn man von einer solchen aparten Jesuiten-Moral überhaupt noch rede.

Der Hofrath antwortete mir durch einen innigen und freundlichen Händedruck, ich war aber diesen Händedruck schon gewohnt, so daß ich ihn für nicht weiter bedeutsam hielt; und wir wünschten uns gegenseitig und allseitig angenehme Ruhe.

Achtes Gespräch.

„Der Ruhm eines Reiches ist die Liebe zur Gerechtigkeit." (Plato.)

Es war jetzt das letzte Mal, daß wir uns zu so traulichem Gespräche zusammenfanden; denn dringende Umstände nöthigten mich, am andern Morgen abzureisen, was ich auch, als wir uns einander begrüßt hatten, der Gesellschaft gleich erklärte. Aber um so mehr, hub der Commercien-Rath an, sollten wir uns denn doch hüten, uns auch noch diesen letzten traulichen Abend mit theologischen Zänkereien zu verderben, und, zu mir hingewendet, fuhr er in einem fort: „Was sagen Sie denn, Herr Bischof, zu der Gasteiner Convention? — Denn kurz zuvor abgeschlossen, war diese Convention als das große politische Tages-Ereigniß damals in Aller Munde. Politik, erwiederte ich, ist meine Sache nicht; die überlasse ich gern Solchen, die sie besser verstehen; und wenn ich doch daran denke oder daran zu denken genöthigt werde, so ist das einzige Augenmerk, was ich dabei habe, ob die religiösen, oder die katholisch kirchlichen Interessen dabei gewinnen oder verlieren. Und betrachte ich die genannte Convention unter diesem Gesichtspunkt, so glaube ich, kann man sich nur darüber freuen, — vorausgesetzt, daß es dabei mit

dem Rechtspunkte in Ordnung ist, denn was gegen das Recht ist, das ist natürlich auch gegen die Religion.

„Wie so?" entgegnete der Commercien-Rath, „was hat denn die Gasteiner Convention mit der Religion zu thun?"

Ebensoviel, erwiederte ich, wie alles Andere, was unter der Sonne geschieht. Wir sehen es freilich meist nicht, oder können es nicht schwarz auf weiß nachweisen, — aber Alles, was geschieht, befördert entweder oder hindert die Sache Christi und seiner Kirche; und von der genannten Convention möchte ich eher annehmen, daß sie die Sache der Religion fördere. Denn es wird doch wohl in Schleswig-Holstein „meerumschlungen" fürderhin nicht jede katholische Lebensregung mehr mit brutaler Gewalt niedergedrückt werden. Wo der preußische Adler weht, kann auch die katholische Kirche frei ihr Banner entfalten. Ueberhaupt, fuhr ich fort, drängt sich mir im Interesse der kirchlichen Freiheit wohl oft der stille Wunsch auf, es möchte unser liebes Preußen, wenn es sonst ohne die Verletzung der Gerechtigkeit geschehen könnte, noch den einen und andern unsrer deutschen Duodezstaaten in aller Ruhe und Gemüthlichkeit sich annektiren. Einer der Hauptschäden, woran die Regierungen dieser kleinen Staaten leiden, ist, daß sie zu wenig zu regieren haben und weil sie zu wenig zu regieren haben, deshalb wollen sie zu viel regieren und ihre Hände auch in dasjenige mischen, was sie im Grunde gar nichts angeht. Und über diese Viel- und Allesregiererei kommt die Freiheit der Kirche in Gefahr, denn durchgehends (Ausnahmen freilich giebt es und zu diesen Ausnahmen gehören glücklicher Weise fast alle diejenigen kleineren Staaten, über welche sich meine Diöcese erstreckt) wird die Kirche in diesen kleinern deutschen Staaten gerade am ärgsten geknebelt.

Der Hofrath, dem bei meinen Worten die Augen vor Freude glänzten, fiel ein und sagte: „Nun das ist doch einmal ein Wort von Ihnen, das sich hören läßt. Eine so preußische und ächt patriotische Gesinnung hätte ich Ihnen wahrlich nicht zugetraut!“

Warum denn nicht? erwiederte ich; Sie meinen also auch, ein guter Preuße und ein guter Katholik seien zwei sich einander ausschließende Begriffe. Freilich, wenn Sie mit den Männern der Kreuzzeitung auf Ihre Fahne die Formel schreiben: „Preußen ein evangelischer Staat“ — so können Sie einem guten Katholiken patriotische Gefühle nicht wohl zutrauen.

Wir Katholiken sind nicht ein Geschlecht erst von gestern, wir sind im Besitze alter verbriefter Rechte, und als wir unter Preußens Scepter kamen, ist uns der Fortgenuß derselben feierlich zugesichert worden. Zu dem „evangelischen Staate Preußen“ aber stimmen Rechte, wie sie uns zugesichert sind, einfach nicht, wir hätten vielmehr noch von Glück zu reden, wenn wir in einem solchen Staate nur geduldet würden, und daß wir uns dafür auch noch bedanken sollten, das würde uns doch etwas zu viel zugemuthet sein. Zum Glück aber ist jener „evangelische Staat Preußen“ nur das Preußen einer kleinen preußischen Partei und nicht das Preußen der preußischen Regierung, noch viel weniger das Preußen des Königs von Preußen. Als man an eine Verfassung noch nicht dachte, hatte schon ein hochherziges Königswort den Katholiken Preußens eines ihrer wesentlichsten kirchlichen Rechte, den freien Verkehr mit ihrem kirchlichen Oberhaupte, zurückgegeben und eine der Hauptfesseln, womit wir geknebelt waren, war damit zersprengt. An sich keine be-

sondere Gunst, ja überhaupt keine Gunst (denn mit ihrem kirchlichen Oberhaupte frei zu verkehren, war den Christen selbst in den schlimmsten Zeiten des christenverfolgenden alten Römischen Kaiserreichs nicht versagt), wurde dieser königliche Akt doch unter den damaligen Umständen von uns als besondere Gunst aufgenommen und empfunden. Allen übrigen deutschen Fürsten, die katholischen nicht ausgenommen, ging der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. mit diesem Beweise hochherzigen königlichen Vertrauens gegen seine katholischen Unterthanen voran, und zudem wußten und fühlten wir, die That ging rein hervor aus einem freien königlichen Entschlusse, aus einem edlen und goldenen Herzen. Ja, in diesem Könige schlug wahrhaft ein edles, goldenes Herz und es verläugnete sich dasselbe auch gegen uns Katholiken nicht. Das Wort: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen", war in seinem Munde keine bloße Redensart, und was er beim Antritt der Regierung sprach: „Ich werde gern sehen, daß die katholische Kirche die Wunden, die sie sich selbst geschlagen, auch selbst heile" — das hat er auch während seiner ganzen Regierungszeit treu und redlich zu halten sich bestrebt. Mittlerweile aber erhielten wir eine Verfassung, welche den königlichen Intentionen einen entsprechenden und bleibenden Ausdruck gab. Durch sie wurde die katholische Kirche von der Staats-Bevormundung emancipirt und für eine Gesellschaft erklärt, die ihre innern Angelegenheiten selbst ordne und verwalte. Im Genusse dieser uns von der Verfassung verbrieften Freiheit fühlen wir uns wohl, wir sind ächte, loyale Preußen, nicht blos mit der Zunge, sondern auch mit dem Herzen und in der That, — und ich glaube, wir haben von dieser unserer loyalen

Gesinnung schon oft genug thatsächliche Beweise geliefert. Wir sagen es mit Stolz, was ich so eben sagte: wo der preußische Adler weht, da entfaltet auch die katholische Religion froh und frei ihre Schwingen.

Der Hofrath. Aber um's Himmels willen, warum denn nun in der katholischen Presse diese fortwährenden Klagelieder?

Ich. Diese Klagelieder beziehen sich, so weit ich davon Notiz genommen, durchaus nicht auf die preußische Verfassung, sofern sie die Kirche betrifft, sondern nur auf die wirkliche und reelle Ausführung der Verfassung, und namentlich auf den Punkt der Parität. Denn eine paritätische Behandlung freilich können und müssen wir preußischen Katholiken im Namen der Gerechtigkeit fordern; wir können fordern, daß wir mit unsern protestantischen Mitbürgern ganz auf gleichen Fuß gestellt, daß uns staatliche Vortheile, Unterstützungen u. dergl. nach gleichem Maaße und Gewicht zugemessen werden, daß, wo es sich z. B. um Beförderung zu Staats-Aemtern handelt, die Katholiken um ihres religiösen Bekenntnisses willen nicht zurückgesetzt und die Protestanten um des protestantischen Bekenntnisses willen nicht vorgezogen werden, daß insbesondere bei den höheren oder höchsten Staatsämtern, in den Ministerien, in den Regierungs-Collegien, an den höheren oder höchsten Gerichtshöfen u. dergl., die Katholiken nicht übergangen oder doch sehr unverhältnißmäßig berücksichtigt werden, daß gleichfalls ein richtiges Verhältniß hergestellt werde in Absicht auf höhere Unterrichtsanstalten, Universitäten, Gymnasien, Schullehrer-Seminarien u. dergl., daß die Katholiken eine verhältnißmäßig gleiche Zahl solcher Anstalten besitzen, wie die Protestanten, und daß die katho-

lischen Anstalten dieser Art auch gleich gut dotirt werden, daß also z. B. eine verhältnißmäßig gleiche Zahl katholischer wie protestantischer Universitäten errichtet werde und daß die gesetzlich paritätisch errichteten auch wirklich als paritätische behandelt werden; — alles das, meine ich, dürften die Katholiken im Namen der Gerechtigkeit fordern, und dieß ist auch wohl der Hauptpunkt, um den die Klagen der katholischen Presse meines Wissens sich drehen, welcher Klagen Grund oder Ungrund ich aber hier nicht weiter untersuchen will. Es mag sein, daß sich in solche Klagen hier und da auch einige Bitterkeit einmischt; ich will dieselbe nicht gutheißen, man sollte aber auch zu ihrer Entschuldigung nicht vergessen, wie ungeheuer schmerzlich das Gefühl gekränkter Rechte sei, und daß die Gerechtigkeit doch das alleinige feste Fundament der Staaten sei.

Commercien-Rath. Das einzige Radikal-Mittel zur Beseitigung solcher Uebelstände besteht meiner Ansicht nach darin, daß der Staat sich um die Religion seiner Unterthanen gar nicht kümmere, sondern daß der oberste Staatslenker ein- für allemal mit Friedrich dem Großen erkläre: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden"; bezahlt, was ihr sollt und glaubt, was ihr wollt. Nur müßte dieser Grundsatz auch ohne alle Hintergedanken ehrlich und consequent durchgeführt werden; man müßte nicht mit der einen Hand nehmen, was man mit der andern gegeben und umgekehrt. Man dürfte also den Protestanten nicht vor dem Katholiken, und beide nicht vor dem Freigemeindler, dann auch den Getauften nicht vor dem Nicht-Getauften in irgend einer Sache bevorzugen. Kurz, der Staat als solcher, dürfte gar keine Religion haben, und es müßte ihm gleichgültig sein, ob und welche

Religion seine Unterthanen haben; wenn sie nur ihre bürgerlichen Pflichten erfüllen.

Ich. Mit andern Worten ist es also der religionslose Staat, der Staat ohne Gott, was Sie verlangen, und Sie versetzen sich damit ganz auf den Standpunkt der sogenannten Männer des Fortschritts, dieser Propheten des entfesselten modernen Zeit-Geistes, denn deren erstes und letztes Wort ist immer das Wort modern. Modernes Zeit-Bewußtsein, moderne Anschauungen und Ideen, moderne Civilisation, moderne Wissenschaft, moderner Staat: kurz, alles bewegt sich bei ihnen um das Wort modern. Und was sie mit diesem Worte eigentlich sagen wollen, wissen wir recht gut, wenn auch nicht immer aus ihren klaren Worten, doch aus ihren Handlungen. Denn in den Worten sind wohl die Verschämteren unter ihnen noch ziemlich schüchtern und zurückhaltend; aber ihre Thaten reden desto lauter. Sie sagen z. B., um die Religion bekümmerten sie sich nicht und sie wollten Jedem die seinige lassen. Sie bekümmern sich aber wohl um die Religion, nämlich in einem umgekehrten Sinne bekümmern sie sich darum, sie nehmen nicht Interesse für sie, wohl aber gegen sie. Denn bekümmerten sie sich nicht um die Religion, warum setzen sie denn (wo sie den einen dem andern vorzuziehen oder nachzusetzen haben) denjenigen, der noch eine positive Religion hat, immer demjenigen nach, dem sie abhanden gekommen ist, den altmodischen Israeliten dem Reform-Juden, den symbolgläubigen Protestanten den getauften Freidenkern, Freigemeindlern und Freimaurern, endlich den Katholiken allen andern Religions- und Irreligions-Genossen. Denn mit einer Zurücksetzung oder Bevorzugung im umgekehrten Sinne, wovor Sie

so bange zu sein scheinen, damit hat es seine guten Wege.

Vor nicht langer Zeit verhandelten z. B. nach den öffentlichen Blättern Männer der ebengenannten Richtung über die Frage, ob an der Universität Königsberg auch nichtprotestantische Gelehrte zu einem Lehramte sollten befördert werden können; — und siehe da, das Resultat der Berathung lautete: Jüdische Gelehrte sollen als Professoren an der genannten Universität angestellt werden können, aber katholische Gelehrte nicht. Dieses eine Beispiel, in welchem Sinne man auf dieser Seite die gepriesene Toleranz und Gewissens-Freiheit versteht, gilt für hunderte, und es sollte eigentlich auf allen Dächern verkündigt werden, damit doch den Blinden einmal die Augen aufgingen. Toleranz und Freiheit für alle irreligiösen und ungläubigen Bestrebungen, nur nicht für den positiven christlichen Glauben der Katholiken! Hinaus mit dem abgelebten Christenthume und Katholicismus aus der Familie und aus der Gemeinde, hinaus mit ihm aus der Schule und Wissenschaft, aus dem Staate und aus der ganzen öffentlichen Gesellschaft. Wer diese Art Religion überhaupt noch mag, möge sich mit ihr in sein stilles Kämmerlein oder zwischen die vier Wände eines abgelegenen steinernen Kirchengebäudes einschließen! Darauf soll es schließlich hinaus. Und wenn man es auch, wie eben bemerkt, nicht mit Worten sagt, die Handlungen sagen es desto deutlicher. Es gibt aber in dieser Fortschrittspartei auch Leute genug, die es mit nackten Worten sagen. Das Ecrasez l'infame des Meisters Voltaire ist dann immer das erste und letzte Wort, was sie sagen und was sie in allen möglichen Tonarten variiren.

Der Commercien-Rath. Sie bringen mich aber,

lieber Herr Bischof, in keine sehr hübsche Gesellschaft. So arg, wie Sie es mit meinen Worten nehmen, habe ich es doch gerade damit nicht gemeint; und überhaupt scheinen Sie mir die Dinge zu schwarz anzusehen.

Ich. Mit der Schwarzseherei kann sich Niemand weniger befassen, als ich. Und was Sie selbst betrifft, so habe ich nicht gesagt, daß Sie in die geschilderte Gesellschaft der offenen oder geheimen Christus-Feinde hineingehörten, ich habe nur gesagt, daß Sie sich mit Ihrem Staate ohne Religion auf deren Standpunkt stellten und aus ihrer Seele redeten. Nur in ihrem Munde, d. h., im Munde Derjenigen, die die Gesellschaft der Menschen in einen ordnungslosen Haufen wilder und vom bloßen Naturinstinkt getriebener Thiere umwandeln wollen, hat der „Staat ohne Gott" Sinn, in Ihrem Munde hat er keinen Sinn. Denn der Staat, wie Sie ihn wollen, und wie ihn Alle wollen, die am menschlichen Verstande oder an menschenwürdiger Gesinnung nicht geradezu Bankerott gemacht, bestand nie ohne Religion und wird nie ohne Religion bestehen, weil er ohne Religion nicht bestehen kann. Daß ein Staat nie ohne Religion bestanden, daß z. B. in allen altheidnischen Staaten ebenso, wie in dem ehemaligen jüdischen Staate die Religion mit der Staatsverfassung sogar innig verwachsen war, daß selbst in den sogenannten altgriechischen Freiheits-Staaten eine Läugnung Gottes oder der Götter als eines der abscheulichsten Verbrechen gegen den Staat mit dem Tode bestraft ward, — das sagen Ihnen Ihre eigenen historischen Erinnerungen. Aber ein Staat kann auch überhaupt ohne Religion nicht bestehen, ein Staat ohne Religion wäre, was man so nennt, eine contradictio in adjecto, ein Wider-

spruch in sich selbst. Denn welchen Begriff man überhaupt vom Staate haben und welche Bestimmung man ihm auch geben mag, er ist zum wenigsten dazu da, das Recht zu schützen; denn darin stimmen wohl alle Denkenden überein, daß der Staat vor allem Rechtsstaat, Rechts-schutz-Anstalt sei. Aber da erhebt sich gleich die Frage: was ist denn Recht? Gewiß ist es doch nicht ein von Menschen willkührlich Festgesetztes, möge es nun ein einzelner Mensch, etwa der Herrscher, oder eine Mehrzahl von Menschen, etwa eine Kammer-Majorität im Namen des Volkes festsetzen. Das Recht steht über allen Menschen und es ist nur insofern unantastbar, unverletzlich, heilig, als es über menschlichem Aberwitz und Eigenwillen weit erhaben ist. Die Menschen können und sollen wohl das Recht deuten, es aussprechen und verkünden, es auf besondere Fälle anwenden, aber *machen* können sie es nicht. Und wenn z. B. noch so viele Menschen es für Recht erklärten, daß man andere moralische oder physische Personen plündern, berauben oder betrügen dürfe, so wäre es damit immer noch nicht Recht; und wenn man diese oder ähnliche Maximen sogar in aller Form in die Fassung von Gesetzen brächte (wie ja dies gerade heut' zu Tage von Regierungen wie Kammermajoritäten so vielfach versucht wird), so wäre es immer noch nicht Recht. Bloße, wenn auch menschlich noch so sehr sanctionirte Macht- oder Gewaltaussprüche — nach dem beliebten stat pro ratione voluntas — nennt man wohl mißbräuchlich *Gesetze*, und die Vortheile, die daraus dritten Personen oder auch vielleicht dem Staate selbst zufließen, *Rechte*, aber wollte Gott, es gäbe solche Gesetze und Rechte nicht und es würden z. B. von unsern Regierungen oder liberalen und

fortschrittlichen Kammermajoritäten ihrer nicht täglich noch neue gemacht, damit man nicht mit Mephisto zu sagen hätte:

„Es erben sich Gesetz und Rechte,
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie schleppen vom Geschlecht sich zum Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage;
Weh' Dir, daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage."*)

Wie ihm aber auch sein mag: kein einzelner Mensch und keine noch so große Vielheit von Menschen, also auch kein Staat, kann offenbares Unrecht in Recht verwandeln; und offenbares Unrecht ist Alles, was dem Rechte, das unserer Natur eingeschrieben, oder das, wie der Dichter sagt, „mit uns geboren ist", widerspricht. Und ein Staat, der wie z. B. der neue italienische, dennoch ein solches Wagestück unternimmt und offenbares Unrecht in Recht verwandeln will, der Gesetze macht, die keine Gesetze sind und die in Ewigkeit keine Gesetze oder Rechte werden können, weil sie nur ungerechte, despotische, absolutistische Gewalt-Maßregelungen sind, ein Staat, der das Recht, das er schützen soll, unter seine Füße tritt, oder der thut, als ob er allein berechtigt und der alle andern physischen und moralischen Personen, die Familie, die Gemeinde, die Kirche, die religiösen Genossenschaften u. dergl. ihrer Rechte beraubt und sie mit Beschlag belegt, ein solcher Staat ist nur eine Ironie auf sich selbst und er gräbt sich selbst sein eigenes Grab.

*) Goethe's Faust. I. Th.

Sie sehen also, Herr Commercien-Rath, ein Staat ist als solcher noch nicht ein omnipotentes Wesen, daß er außer sich eines andern nicht bedürfte. Dasjenige, wovon er allein lebt, das Fundament, worauf er ruht, ist das Recht, und die Quelle des Rechts entspringt nicht in ihm selbst, in seiner Hand ruht noch nicht einmal die Wage, worauf das Recht oder Unrecht zu messen ist. Die alten heidnischen Weisen, die freilich hierin, wie noch in manchen andern Dingen, tiefer dachten, als unsere modernen Staatsrechtskünstler, Gesetzesmacher und Rechtsfabrikanten, leiteten das Recht von oben, nicht von unten, nicht von sterblichen Menschen oder eigenwilligen Despoten, sondern von der Weisheit und dem Willen der unsterblichen Götter ab, und in unsere Sprache übersetzt, heißt das: alles Recht und alle wahren menschlichen Gesetze fließen aus dem ewigen Gesetze, das ewig in Gott ruht und das Gott (in der Zeit) in die menschliche Natur, als Naturrecht, hineingeschrieben hat. Dies sagen ungefähr mit denselben Worten auch unsere Theologen zu allen Zeiten und an allen Orten. Im Naturrechte ist der Staat selbst begründet; die Menschen, die von Kindheit an in hundert Dingen auf einander angewiesen sind und also nothwendig mit einander in Gemeinschaft leben müssen, einer Gemeinschaft, wie sie von der Anerkennung und Ausübung gegenseitiger Rechte und Pflichten bedingt ist, können in geordneter Weise nicht zusammenleben ohne Staat — und der Staat ist also so gut wie die menschliche Natur und die menschliche Gesellschaft von Gott, er ist und lebt nur, man mag sich dagegen sträuben, wie man will, von „Gottes Gnaden", und die wesentlichen Rechte, die er zu schützen, nicht zu zerstören hat, sind

ebenfalls im Naturrechte begründet, sind also ebenfalls von Gott und die Verletzung eines jeden solcher Rechte, zumal wenn sie vom Staate, der geborenen Rechts-Schutz-Anstalt, selbst ausgeht, ist ein wahrhaft himmelschreiendes Unrecht, ein Verbrechen gegen Gottes höchste Majestät selbst. Wie man nun bei allem dem den Staat, der mit allen Rechten, die er zu schützen und zu wahren hat, nur von Gottes Gnaden lebt, doch von Gott kann losreißen wollen — das begreife, wer es kann. Von Verstand und Nachdenken zeugt es wenigstens nicht.

Ferner entsprechen den Rechten, die der Staat zu schützen hat, auf der andern Seite auch ebenso viele Pflichten, denn Rechte sind nur insofern etwas, als Andern die Pflicht auferlegt ist, sie anzuerkennen und ihren Forderungen zu entsprechen. Kurz, Recht und Pflicht sind zwei unzertrennlich mit einander verbundene correlative Begriffe. Eine Gesellschaft, in der Jeder fordern und Niemand leisten will, ist ein Unding. Von Pflichten kann man aber wieder nicht reden, wenn man von der eigentlich verpflichtenden Macht oder dem verpflichtenden höheren und höchsten Wesen, also von dem Gewissen und von Gott wegsieht. Denn eine äußere bloß menschliche Macht kann mich nie und nimmer innerlich binden, wenn sie nicht anknüpft an das höhere Band, das in meine innerste Natur hineingelegt ist und das nur vom Schöpfer meiner Natur, von Gott selbst, in dieselbe hineingelegt sein kann, — also an das Gewissen. Alles, was Pflicht heißt, muß durch diesen Weg, durch das Gewissen hindurch; eine äußere Macht kann mir meine Hände und Füße binden, und die Glieder meines Leibes in Stücke zerhauen, aber sie kann mir kein Band anlegen, was in meine innerste

Seele, in das Heiligthum meines Herzens hineinreicht, wenn sie nicht Gott und die Religion zu Hülfe nimmt. Und auch in diesem Betrachte ist der religions- oder gottlose Staat ein reiner Unsinn; und derjenige Staat, der sich selbst religionslos nennt und sich von Gott lossagt, zerschneidet seinen Lebensnerv und wühlt nur in seinen eigenen Eingeweiden. Das Unding des gott- oder religionslosen Staates tritt aber noch greller hervor in dem gerichtlichen oder auch in dem Beamten-Eide, so wie in der Todesstrafe, die der Staat über Verbrecher verhängt.

Den gerichtlichen Eid hat bis jetzt meines Wissens noch keine moderne Gesetzgebung abgeschafft oder für entbehrlich gehalten, und so sehr man auch im Interesse der Religion und der öffentlichen Sittlichkeit wünschen muß, er möchte doch nicht für jede Bagatellsache auferlegt und er möchte vielfach mit mehr Würde und größerer Feierlichkeit abgenommen werden, — aber entbehren wird man ihn nicht können; er bleibt in vielen Fällen das einzige letzte Auskunftsmittel, um Recht zu schaffen oder es wenigstens zu sprechen. Und was die Huldigungs-Eide, die Beamten-Eide, die Militär-Eide und dgl. betrifft, so sind sie freilich leider oft nur geleistet, um gebrochen zu werden; auch die größten Schurken, die bald, nachdem sie dem Lande oder dem Könige den Eid geleistet, Land und König verriethen, sah man solche Eide leisten, damit sie nur erst zu Amt und Würde gelangten (ich erinnere hier an Baden, ich erinnere an alle die meineidigen und treubrüchigen Civil- und Militär-Beamten, die am Aufbau des neuitalienischen Königsreichs mitgearbeitet haben) — a selbst solche, die öffentlich Gott und die Religion verhöhnen und für die die Eidesleistung doch bloß ein heuch-

lerisches Possen- und Comödienspiel ist — selbst sie unterwerfen sich, wenn es nicht anders sein kann, dieser Ceremonie. Aber abgeschafft sind bis jetzt auch diese Eide nicht. Ist es nun nicht heller Unverstand und Blödsinn, solche Eide bestehen lassen oder als nothwendig anerkennen und doch von einem gott- und religionslosen Staate reden? Und wie kann überhaupt der Staat die offenbaren Religions-Verräther, die Atheisten, Pantheisten oder Materialisten in sich dulden oder gar zu Aemtern und Würden zulassen, wenn er sich selbst nicht ins Angesicht schlagen will? Was macht denn z. B. der Staat mit solchen, die zum Zeugeneide vorgeladen vor Gericht erklären, sie schwörten keinen Eid, weil sie überhaupt an keinen persönlichen Gott glaubten. Dieser Fall soll vor Kurzem in einer Stadt der Provinz Sachsen vorgekommen sein, indem ein achtzehnjähriger Jüngling, ein Anhänger von Uhlich, Balzer und Genossen (die bekanntlich herumziehen und es laut verkündigen, daß der persönliche Gott der Christen ein bloßer Götze und daß wir Christen Götzendiener seien) vor Gericht ausdrücklich den Eid verweigert hat und zwar mit der Erklärung, daß er, um nicht zu heucheln, den ihm auferlegten Eid nicht schwören könne. Was in solchen Fällen die Gerichte oder die Staatsbehörden thun, weiß ich nicht. Aber ich frage, ob es nicht eine Verblendung ohne gleichen sei, auf der einen Seite von einem religionslosen Staate reden, oder auch dem Staate nur zumuthen, er solle die Religion als etwas Gleichgültiges behandeln, er solle den Schutz, den er ihr schuldig ist, ihr entziehen, oder er solle sogar auch Atheisten und Materialisten an Universitäten oder andern höheren und niederen Schulen oder sonst im öffentlichen Leben ungehindert ihren gottlosen

Unsinn frei auskramen lassen, — und doch auf der andern Seite noch den Eid festhalten oder zur Eidesablegung zwingen?

Aehnlich verhält es sich auch mit der Verhängung der Todesstrafe. In den meisten Staaten besteht sie noch und was man auch dafür oder dagegen vorbringen mag (merkwürdigerweise ereifern sich im Interesse der Humanität für die Abschaffung derselben vielfach gerade diejenigen am meisten, die dem Duelle, das doch ein offenbarer Mord oder Mordversuch ist, das Wort reden): daß die Obrigkeit zur Verhängung der Todesstrafe das Recht hat, ist unzweifelhaft und wird auch von denen, die sie abgeschafft wissen wollen, nicht bezweifelt. Woher hat aber die Obrigkeit dieses Recht über Leben und Tod? Doch nur von dem eigentlichen und wahren Herrn über Leben und Tod, von Gott. Nur als „Dienerin Gottes" wie der Apostel sagt*), trägt sie das Schwert, und hat sie die Gewalt, als Rächerin des Bösen sogar mit dem Tode zu bestrafen. Alle anderen Theorien, dieses Recht oder diese Gewalt der staatlichen Obrigkeit zu begründen, ruhen auf einer sehr morschen Basis. Sagt man, Verbrecher, die der menschlichen Gesellschaft gefährlich sind, muß man unschädlich machen, und sie vom Körper der menschlichen Gesellschaft abschneiden, wie man ein faules brandiges Glied vom leiblichen Organismus abschneidet: so antworte ich, das Gleichniß hinkt. Die einzelnen Personen sind allerdings Glieder der menschlichen Gesellschaft und sie verhalten sich zu ihr, wie die Glieder des menschlichen Leibes, aber sie sind doch nicht, wie die Glieder

*) Römer 13, 4.

für den Leib, bloß für die menschliche Gesellschaft da, sondern sie sind auch um ihrer selbst wegen da, und sie haben außer der Bestimmung für die menschliche Gesellschaft auch noch eine Bestimmung für sich, sie sind eben Personen, und sind für sich selbst verantwortliche Wesen, was die Glieder am Leibe nicht sind. Auch ist die Todesstrafe nicht das einzige Mittel, staatsgefährliche Subjekte unschädlich zu machen; das Gefängniß und die Galeerenstrafen machten sie zur Noth ebenso unschädlich, wie der Tod. Und, was man schließlich nicht vergessen darf, von brandigen, faulen Gliedern des Leibes kann man wohl sagen, sie bedrohen den ganzen Leib mit Zerstörung und werden selbst nie wieder heilen; wer kann dieß aber von noch so großen Verbrechern sagen? Diejenigen, die jetzt sehr unnütze und der Gesellschaft schädliche Subjekte sind, können später, nachdem sie gebessert, der Gesellschaft noch sehr wesentliche Dienste leisten. Oder ist das denn vielleicht etwas so sehr selten Vorgekommenes, daß diejenigen, über die die Todesstrafe verhängt war und die aus besonderen Ursachen begnadigt wurden, später noch die besten Bürger geworden sind? Und manchmal werden ja schon wirklich gebesserte, reuig zerknirschte Uebelthäter doch noch mit dem Tode bestraft.

Also die auf die Unschädlich-Machung aufgebaute Theorie steht, wie Sie sehen, auf sehr schlechten Füßen. Die anderen Theorien, die man aber zu diesem Ende noch aufgestellt hat, sind um nichts besser. Wie kann man sich z. B. für die Begründung des fraglichen Rechtes auf das sogenannte jus talionis (Rache-Recht) „Zahn um Zahn“ und dgl. berufen, und sagen, wer Blut vergießt, dessen Blut darf wieder vergossen werden? Ja wohl,

insofern das jus talionis in einem göttlichen Rechte begründet ist, und insofern die Obrigkeit als Dienerin Gottes und kraft der ihr von Gott übertragenen Gewalt die Todesstrafe verhängt und vollzieht, — kann Niemand etwas dagegen einzuwenden haben: daß aber die Obrigkeit auf eigene Hand und ohne eine solche höhere Bevollmächtigung vom jus talionis einen solchen Gebrauch machen und daß sie den, der andere getödtet, wieder tödten dürfe, eine solche Theorie würde am Ende dahin führen, daß die Obrigkeit sich auch überhaupt und in allweg mit dem Verbrecher, was seine Bestrafung betrifft, auf gleichen Fuß stellen, daß sie dieselben Unthaten, die er an Andern verübt, an ihm wiederverüben dürfe und sie auch in derselben Art, unter denselben Umständen an ihm verüben dürfe, wie er selbst sie verübt; also etwa mit denselben Waffen, mit derselben grausamen Zerstückelung seiner Glieder, mit derselben Hinterlist, mit Einflößung derselben Furcht und Angst, mit den unsittlichen Nebenumständen derselben Art. Was wäre das aber für ein merkwürdiges Strafrecht, das den Unthaten der Mörder und Räuber nachgebildet wäre, und diese sich zu ihrem Vorbilde oder Maßstabe nähme! Eine Gleichförmigkeit der Strafe mit dem zu bestrafenden Verbrecher ist oft aber auch gar nicht möglich, wenn sie auch an sich statthaft wäre. Ein Mörder, der zehn Menschenmorde vollbracht hat, kann doch nur einmal mit dem Tode bestraft werden; der Gemordete stand, durch einen Dolchstich ins Herz augenblicklich niedergestreckt keine Angst aus, der Mörder steht während der vielleicht jahrelang gegen ihn geführten Criminal-Untersuchung eine ganz entsetzliche Angst aus u. s. w.

Endlich kommt hierbei noch in Betracht, daß es ja

nicht bloße Mörder sind, über die die Todesstrafe verhängt wird oder verhängt werden darf.

Die Theorie, welche das Recht der staatlichen Obrigkeit, über Verbrecher die Todesstrafe zu verhängen, aus dem abschreckenden Momente derselben herleitet, ist ebenso luftig, wie die beiden vorhin genannten. Es ist sehr die Frage, was mehr abschreckt, eine schnelle Execution oder eine lebenslängliche Zuchthaus- oder Galeeren-Strafe; eine einmalige kurze oder eine lange, schmerzhafte und zugleich sehr schandvolle Pein. Und wenn die Todesstrafe so sehr abschreckend sein soll, warum erprobt sie denn diese ihre abschreckende Kraft nicht mehr? Die Erfahrung lehrt, daß die Wirkung der Todesstrafe oft gerade die entgegengesetzte ist, nicht Abschreckung vor den also bestraften Verbrechen, sondern eine ganz seltsame, fast zauberische Hinziehung zu denselben, was auch wohl mit Schuld sein mag, daß die Executionen jetzt in der Regel statt an öffentlichen Plätzen und am lichten hellen Tage an weniger zugänglichen Orten und am frühesten Morgen vorgenommen werden. Doch ich will diese Materie nicht weiter verfolgen. Sie sehen aber, Herr Commercien-Rath, unter wie vielerlei Gesichtspunkten man sich auch die Sache betrachtet, mit dem religionslosen Staate hat es nun einmal keine Art. Man darf ihn bei Lichte nicht besehen oder ihn anfassen, ohne daß er, wie der Schnee vor dem Sonnenlichte, einem unter den Händen zerrinnt; und diejenigen, die ihn wollen, sind entweder stockblind oder sehr übelgesinnt.

Commercien-Rath. Freilich machen Sie mir da kein schönes Kompliment, aber ich gestehe, Ihre Argumente scheinen mir unwiderleglich, und wenn ich zwischen dem unangenehmen Entweder — Oder hier nur die Wahl habe,

so will ich lieber stockblind, als übelgesinnt heißen, denn ich will offen bekennen, daß ich mir weder die Voraussetzungen noch die Consequenzen meines Staates ohne Gott bisher so recht klar gemacht. Um aber ganz aufrichtig zu sein, muß ich beifügen, daß ich zu „dem religionslosen Staate" außer durch die vielfachen Mißverhältnisse, die aus der gegenwärtigen Lage hervorgehen, vorzüglich auch durch den Geist des Widerspruchs hingedrängt worden bin, nämlich durch den Geist des Widerspruches, der durch die päpstliche Encyclica vom 8. December v. J. und die Censur der derselben beigefügten achtzig Sätze in mir erregt worden ist. Eben weil der Papst in der genannten so viel besprochenen Encyclica so wiederholt und so nachdrücklich „den Staat mit Gott" betont, verliebte ich mich nur um so mehr in den „Staat ohne Gott"; weil er gegen den religionslosen Staat so laut seine Stimme erhebt, glaubte ich mich um so mehr des religionslosen Staates annehmen zu müssen, — denn es ist nun mal eine Schwachheit von mir, daß ich mich, ohne viel zu fragen, wo Recht oder Unrecht, immer gern auf die Seite des schwachen, des bedrückten oder bekämpften Theiles werfe.

Aber fast noch mehr als an der Encyclica habe ich Anstoß genommen an der Censur der gleichzeitig mit ihr veröffentlichten sogenannten achtzig Sätze, besonders an der Censur einiger unter denjenigen von ihnen, die sich auf die bürgerliche Gesellschaft und ihr Verhältniß zur Religion oder Kirche beziehen. Ich sage an *einigen* derselben, denn mehrere von ihnen, die der Papst censurirt hat, würde ich nach meiner ganzen Denkweise die Censur ebenfalls nicht passiren lassen. Denn daß z. B. die Kirche in Ausübung ihrer Gewalt von der Staatsge-

walt nicht gehindert werden dürfe, so lange sie sich dabei innerhalb der rein geistlichen oder religiösen Sphäre hält, daß sich ihre Vorsteher bei ihren Erlassen an ihre Untergebenen von der Staatsgewalt nicht das Pensum corrigiren zu lassen brauchen oder wie man es nennt eines Exequatur derselben bedürften, daß sich die Staatsgewalt überhaupt in Sachen der Religion, des geistlichen Regiments, in Verwaltung des Gottesdienstes, der hl. Sakramente u. dgl. nicht einzumischen habe, alle diese Dinge verstehen sich von meinem Standpunkte aus ganz von selbst und ich nehme es dem Papste wahrlich nicht übel, daß er die entgegengesetzten Behauptungen censurirt hat. In Absicht auf die Censur anderer hierher gehörigen Sätze fand ich aber die Entrüstung, die sie in der civilisirten Welt hervorgerufen hat, nicht nur erklärlich, sondern ich habe sie selbst getheilt und ich habe mich davon immer noch nicht wieder erholt. Auch kann ich mir nicht denken, daß Sie selbst die Censur solcher Sätze aufrichtig unterschreiben möchten.

Ich. Ich unterschreibe die Censur aller dieser achtzig Sätze, vom ersten bis zum letzten, und zwar von Grund des Herzens und ohne allen Vorbehalt.

Commercien-Rath. Also auch die Censur des Satzes: „Es frommt in unserer Zeit nicht mehr, daß die katholische Religion als einzige Staatsreligion unter Ausschluß aller andern Culte gelte“ (der 77.) oder die Censur des folgenden Satzes (78):

„In lobenswerther Weise wurde in gewissen katholischen Ländern durch ein Gesetz bestimmt, daß den Einwanderern daselbst die öffentliche Ausübung ihres Cultus, welcher er auch sei, gestattet sein solle.“

Mit der Censurirung dieser Sätze hat der Papst doch offenbar die Gewissens- und Glaubens-Freiheit selbst censurirt. Denn die genannten Sätze censuriren heißt doch nur mit andern Worten lehren: die alleinberechtigte Religion ist und kann nur die katholische sein, neben ihr dürfen andere Religionen oder Confessionen nicht einmal geduldet werden. Die Parität, wofür Sie ja so eben sich noch so sehr ereifert, darf dann natürlich auch nur im Monde existiren. Nein, ich kann mir nicht denken, daß Sie bei den gemäßigten Gesinnungen, die Sie geäußert, solche Gewissens- und Glaubens-Tyrannei gut heißen oder daß Sie, wenn Sie die Macht dazu hätten, über die wohlerworbenen Rechte, z. B. der Protestanten in den deutschen Staaten, einfach mit dem Schwamm hinwegfahren, und uns Protestanten an die Luft setzen würden.

Ich. Auf Consequenz-Macherei verstehen Sie sich doch auch ein wenig. Denn was Sie dem Papste in den Mund legen, daran hat er in dem Sinne, wie Sie es nehmen, bei der Censur jener Sätze gewiß nicht gedacht. Der Papst hat nie gelehrt und wird nie lehren, daß man wohlerworbene Rechte Anderer antasten und unter die Füße treten dürfe. Jeder Angriff auf das Recht ist indirect ein Angriff auf die Religion und man braucht nicht zu befürchten, daß der Papst, der dazu da ist, die Interessen der Religion zu schützen und zu vertheidigen, jemals die Beschädigung derselben gutheißen oder gar dazu auffordern werde.

Wenn er den obengedachten (77.) Satz censurirt, so hat er nicht unsere deutschen paritätischen Staaten im Auge und noch weniger verlangt er, daß in diesen Staaten die protestantischen Confessionen unterdrückt und ihrer einmal erworbenen Rechte beraubt werden sollen; — vielmehr

bezieht sich dieser Satz, wie auch der darauffolgende 78. und deren Censur auf solche Staaten, wie z. B. der neuitalienische, wo die katholische Religion bisher die allein berechtigte war oder noch ist. Und wenn diese Sätze so bezogen werden, stehe ich nicht einen Augenblick an, ihre Censur meinerseits aufrichtig zu unterschreiben.

Wer die katholische Religion für die einzig wahre und vollkommene Religion hält (und eine andere Ueberzeugung kann doch weder der Papst noch sonst irgend ein Katholik der Welt haben), der kann es im eigenen Interesse des Staates nicht für wünschenswerth halten, daß die katholische Religion da, wo sie bisher alleinberechtigte Staatsreligion war, es zu sein aufhöre. Denn daß der Staat sich bei der religiösen, confessionellen Einheit seiner Angehörigen an sich besser befinde, als bei der religiösen und confessionellen Geschiedenheit derselben, das unterliegt doch wohl keinem Zweifel. Ich sage an sich befindet sich der Staat bei der religiösen Einheit seiner Staats-Angehörigen besser, denn einer Uniformirung der Staatsangehörigen in der Häresie oder im Schisma, wie sie jetzt z. B. in so großem Maßstabe in Rußland betrieben wird, einer solchen Gewaltanwendung gegen Wahrheit und Recht will ich gewiß nicht das Wort reden. Sie ist ein zwiefaches himmelschreiendes Unrecht; in Absicht auf religiöse Dinge ist jede Gewaltanwendung oder jede ihr gleichkommende Handlung oder Behandlung, selbst wenn sie zu Gunsten der wahren Religion geschieht, schreiendes Unrecht; sie ist aber ein doppelt schreiendes Unrecht, wenn sie im Dienste der Lüge, des Schisma oder der Häresie geschieht. An dem Nutzen, den ein solches doppeltes Unrecht dem Staate einbringt, möchte ich wenigstens keinen Theil haben. Unser Fall

aber ist ein anderer. Der Papst muthet durch die Censur der genannten Sätze den Regierungen der Staaten, wo die katholische Religion bisher als die alleinberechtigte Staats-Religion galt, nicht zu, daß sie Andersgläubige mit Gewalt oder List katholisch machen sollen, noch würden diese Regierungen, wenn sie sich doch zu einer solchen Gewaltmaßregel verständen, damit gegen die Wahrheit Partei ergreifen und der objectiven Unwahrheit oder Lüge in die Hand arbeiten. Die katholische Kirche hat ein ziemlich hohes Alter und sie war schon, als alle die Staaten noch nicht waren, in denen sie bis jetzt als die allein berechtigte galt und als solche im Besitze gewisser Rechte, Vorrechte oder Prärogativen ist, die sie nicht gerade auf dem Wege gefunden oder auf Raub genommen, sondern die sie sich vielmehr treu und redlich verdient hat. Sie hat bei der ersten Gründung, Ordnung oder Neubildung dieser Staaten gerade nicht die geringsten oder schlechtesten Dienste geleistet. Und wenn sie daher auch für die Wohlthaten und Geschenke, womit die Fürsten oder die Regierungen dieser Staaten sie ausgestattet und die sie ihr in aller Form Rechtens verliehen, nicht undankbar ist, so darf sie doch auch ihren Wohlthätern sagen, daß diese selbst von ihr mehr empfangen und noch täglich empfangen, als sie ihr gegeben haben. Sie regieren vermöge der Gewalt, die ihnen Gott anvertrauet, über die Leiber ihrer Untergebenen, und wenn es hoch kommt über deren Herzen durch Zuneigung und Liebe. Die Kirche aber verleiht ihnen ein höheres und würdigeres Ansehen, denn sie errichtet ihnen einen Thron im Gewissen ihrer Untergebenen und der Thron, der ihnen hier errichtet wird, ist fester und dauerhafter als derjenige, den Gewalt oder Pracht aufbauet.

Sie erkennt die rechtmäßigen Könige oder Fürsten für Stellvertreter Gottes in der Regierung der Völker und verleiht dem Gehorsam und der Ehrfurcht gegen sie einen religiösen Charakter; denn den Dienst Gottes und die Ehrfurcht gegen den König erkennt sie und lehrt sie erkennen als zwei verwandte und unzertrennlich mit einander verbundene Pflichten, nach den Worten des hl. Petrus: „Fürchtet Gott und ehret den König."

Auflehnung und Empörung gegen die rechtmäßigen Fürsten und Regierungen galt ihr daher auch stets als Auflehnung und Empörung gegen Gottes Ordnung, und so viel von ihr abhing, hat sie immer selbst den leisesten Gedanken daran in den Herzen der Gläubigen zu ersticken gesucht. Und in der That sind Diejenigen, welche in allen Ländern und Zeiten der Revolution und ihren revolutionairen Bestrebungen dienen, nicht die treuen und folgsamen, sondern vielmehr die sehr unfolgsamen Kinder der Kirche. So war es von Anfang an und so wird es auch künftighin bleiben. Welche schreckliche Zeiten hat nicht die Kirche durchgemacht und welchen Druck, welche ungerechten Vexationen und Verfolgungen hat sie nicht im Laufe dieser Zeiten in den verschiedenen Staaten von Seiten der weltlichen Machthaber zu bestehen gehabt? Hat sie aber jemals Gewalt mit Gewalt abgewehrt oder wenn etwa die Dinge auf's Aeußerste gekommen, gegen die ungerechten Bedränger die Fahne der Empörung aufgepflanzt, oder solches ihren Kindern thun heißen? Nein, sie sagte wohl, wenn grausame Despoten und tyrannische Machthaber die Gewissen knebeln wollten und ungerechte der Religion zuwiderlaufende Anordnungen und Befehle erließen: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen"; weil man den

Menschen, nämlich den menschlichen Obrigkeiten, nur gehorchen muß, insofern sie Gottes Stellvertreter sind und weil sie in Anordnung von Dingen, die gegen Gott und Gewissen sind, nicht Stellvertreter Gottes sein können, deshalb kann und darf man ihnen auch in solchen Dingen nicht gehorchen; aber nie sagte sie dabei ihren Kindern: empört euch gegen eure ungerechten und grausamen Bedränger und werfet ihr Joch von Euch. Sie sagte ihnen: leidet Gewalt, aber übt keine Gewalt; sterbet für eure Religion und fürchtet Diejenigen nicht, die nur den Leib tödten können, — aber lehnt euch gegen sie nicht auf. So, wie gesagt, hat die Kirche zu allen Zeiten gelehrt und so hat sie auch gehandelt; sie hat die Ungerechtigkeit nie gutgeheißen, aber sie hat sie lieber gelitten, als sie selbst geübt; sie hat immer wie jener alte Kirchenschriftsteller zu ihren Verfolgern gesagt: neque terremus neque timemus, wir machen Euch nicht fürchten, wir fürchten Euch aber auch nicht; sie hat, ohne ihrer eigenen Auctorität und den Rechten Gottes etwas zu vergeben, immer die staatliche Auctorität durch Wort und That unterstützt, stets festhaltend an dem Befehle ihres Stifters: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber gebet auch Gott, was Gottes ist.“ Besonders aber erwies sie sich immer als eine besondere Wohlthäterin der Staaten durch unermüdete Ausbreitung wahrer christlicher Tugenden, denn diese sind immer und überall, man mag sagen, was man will, die besten und einzig haltbaren Stützen eines Staates. Mit Rücksicht auf solche geistige Wohlthaten, die die Kirche den Fürsten und Regierungen, die sie in ihren Staaten ungehindert wirken ließen, so reichlich gespendet hat, erscheinen die zeitlichen Güter, Rechte und Vorrechte, womit man

im Laufe der Zeit sie ausgestattet, nicht als pure Geschenke, sondern als sehr wohlverdiente Belohnungen, und da der Besitz derselben ihr gleichsam verbrieft und besiegelt ist, so möchte ich doch wissen, wie es sich mit der Gerechtigkeit reime, sie so ohne weiteres ihres angestammten rechtmäßigen Besitzes zu berauben und sie gleichsam nackt vor die Thüre zu setzen. Denn darum handelt es sich doch im Grunde nur, es ist dies das Einzige, wenigstens das Nächste und Hauptsächlichste, was die moderne Staatsrechtslehre mit der Anfechtung dieser „Alleinberechtigung“ der katholischen Kirche in jenen Staaten bezwecken will, es soll mit den Gütern, Rechten und Vorrechten der Kirche gründlich aufgeräumt oder, was man so sagt, tabula rasa gemacht werden; die Kirchengüter — so wollen es diese Rechtslehrer und so versteht und übt man ihre Lehre praktisch — die Kirchengüter also fließen einfach in den Staatssäckel, die geistlichen Stiftungen u. dergl. werden einfach säkularisirt, die Klöster und Kirchen wandelt man in Kasernen um, die armen Ordens-Männer und Ordens-Frauen wirft man einfach aus ihrem Besitzthum, die Vorrechte und Immunitäten des Klerus findet man nicht mehr nach dem Zeitgeschmacke und man beseitigt sie einfach, ohne daß man es der Mühe werth hielte, dessentwegen mit dem Kirchenoberhaupte sich zu benehmen; die Verträge und Concordate, die man mit dem hl. Stuhle abgeschlossen hat, die verletzt man oder zerreißt sie, wie einen unnützen Papier-Fetzen, kurz, die „nicht alleinberechtigte“ und die „völlig rechtlose“ katholische Kirche sind im Sinne dieser neuen Staatsrechtslehre eine und dieselbe Sache. Und das curioseste ist noch, daß man erwartet, der hl. Vater solle für die Henkersdienste, die man an der Kirche

leisten will, obendrein auch noch ein Vertrauens-Votum ausstellen.

So also, Herr Commercien-Rath, verhält es sich mit einem der achtzig Sätze, dessen Censur Ihnen so anstößig ist und der ich nur mit vollkommenster Ueberzeugung beipflichten kann. Nicht viel anders ist es mit der Censur des folgenden Satzes: „In lobenswerther Weise sei in gewissen katholischen Ländern durch ein Gesetz bestimmt worden, daß den Einwanderern dortselbst die öffentliche Ausübung ihres Cultus, welcher es auch sei, gestattet sein solle." Denn dieser Satz läuft ungefähr auf dasselbe hinaus, wie der Satz vom religionslosen Staate. Denn ob ich sage, der Staat müsse religionslos und gegen jede Religion seiner Bürger gleichgültig sein, oder ob ich sage, der Staat müsse alle Secten, sie mögen noch so irreligiösen und offenbar unsittlichen Lehren huldigen, und also etwa Freidenker oder Mormonen sein, ruhig gewähren lassen und die öffentliche Ausübung ihres Cultus ihnen gestatten: beides ist so ziemlich dasselbe. Mit dem religionslosen Staate fällt daher dieser Satz von der obrigkeitlichen Gestattung oder Duldung der öffentlichen Ausübung aller etwa noch so unchristlichen Culte ganz von selbst. Aber sagen, der Staat dürfe nicht die öffentliche Ausübung aller möglichen, wie immer gearteten religiösen oder irreligiösen Culte dulden, und sagen, er müsse alle andern Culte außer dem katholischen unterdrücken, ist noch lange nicht dasselbe. Der Papst verwirft den Satz, daß der Staat alle möglichen, wie immer gearteten, religiösen oder irreligiösen Culte dulden müsse oder dürfe, und er duldet bekanntlich in Rom es selbst, daß die Juden eine Synagoge haben, und daß die Protestanten, Anglikaner und schismatischen

Russen gottesdienstliche Zusammenkünfte halten, auch ihre eigenen Gottesäcker u. dergl. besitzen. Gewissensfreiheit und Gewissensfrechheit sind eben ein paar ganz verschiedene Dinge; und mit der ersteren braucht man nicht auch die letztere zu gestatten, die Frechheit derjenigen, die „zum Deckmantel der Bosheit die Freiheit mißbrauchen"*), um die wahre Freiheit zu zerstören.

Sie sehen, Herr Commercien-Rath, in dem wüsten Gelärm und Geschrei der liberalen Presse über die genannte päpstliche Encyclica und die ihr beigefügte Censur der achtzig Sätze war entweder sehr wenig Verstand oder sehr viel böser Wille.

Der Commercien-Rath. Ich sehe aber auch, daß Sie ein gewandter Fechtkünstler sind und alle Hiebe, die man gegen Ihre Sache führt, geschickt abzupariren wissen.

Der Hofrath. Das Lob eines Fechtkünstlers ist ein sehr zweideutiges. Ich dagegen spende Ihnen, Herr Bischof, für Alles, was Sie uns gesagt, ein volles Lob aus treuem deutschen Herzen. Und zum Lobe füge ich zugleich den Ausdruck des Dankes. Ja, stets werde ich Ihnen dankbar sein für so viel Aufklärung und Belehrung, und besonders werden mir Ihre warmen, patriotischen und loyalen Gesinnungs-Aeußerungen stets unvergeßlich sein.

Ich. In's Lied: „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein" stimme ich allerdings 'gern ein. Ich habe aber in dieser Hinsicht doch noch einige Wünsche. Frei sind wir Katholiken in Preußen, denn nach der Verfassung ordnet und verwaltet die katholische Kirche ihre Angelegenheiten selbst — und die Freiheit ist die erste Bedingung

*) 1. Petri 2, 16.

unseres Wohlbefindens. Die Versuche einer gewissen Partei, die uns verfassungsmäßig gewährleistete Freiheit uns wieder zu entziehen, sind mir zwar wohl bekannt, aber an dem angestammten Gerechtigkeits-Sinne unseres ritterlichen Königs werden solche Versuche sicherlich scheitern, und deshalb können wir ganz unbesorgt sein. Was ich aber außerdem noch wünsche, ist die ebenfalls verfassungsmäßig ganz unpartheilich und in allen Punkten durchzuführende Parität. Und wenn ich endlich, hier unter uns, noch einen sehr innigen aber auch sehr kühnen Wunsch aussprechen darf, so wäre es der, daß das ganze liebe Preußenland vom Rhein bis an der Memel Strand sich mit dem katholischen Mittel- und Einheits-Punkte, dem Stuhle des hl. Petrus, wiedervereinigte, und daß dieses katholische Preußen an der Spitze Deutschlands — „denn das ganze Deutschland muß es sein" — seine moralischen Eroberungen bis dahin fortsetzte, daß das ganze Deutschland wieder ein in sich einiges, großes und mächtiges Deutschland sein wird, geeinigt in Einem Glauben und, selbst erprobt im Gehorsam gegen Christus und seinen höchsten Stellvertreter auf Erden, der ganzen Welt die Gesetze des Gehorsams diktirend. Helfen Sie mit, lieber, edler Herr Hofrath, daß dieser mein letzter und höchster patriotischer Wunsch bald Wahrheit werde, dies allein ist eine Aufgabe, die unser und aller ächten Patrioten würdig ist, alles Andere ist eitel; helfen Sie hierzu mit durch Rath und That, besonders aber durch Gebet. Denn was Menschen nicht möglich scheint, Gott, dem Allmächtigen, ist es gewiß möglich.

Ueber das Angesicht des Hofraths verbreitete sich auf einmal ein stiller Ernst, Graf Julius schien äußerst vergnügt und der Commercien-Rath brach in ein helles Ge-

lächter aus. Mir, erwiederte ich ihm in einem erregten Tone, ist die Sache gar nicht zum Lachen, sondern sie ist mir purer, heiliger Ernst. Die beiden andern nickten mir Beifall, aber eine ruhige Fortführung des Gespräches war nun nicht mehr möglich. Ohnehin war es schon ziemlich spät geworden und da ich am andern Morgen schon in aller Frühe aufbrechen wollte, verabschiedeten wir uns schon an diesem Abende und natürlich unter allseitigem lebhaften Händedruck und dem wechselseitigen Gruße eines baldigen, frohen Wiedersehens.

Anhang zum fünften Gespräche.

I.

Die Erklärung des Vorstandes der Märkischen Prediger-Conferenz vom 26. August 1864.

Die am 25. August d. J. versammelte Predigerconferenz der Grafschaft Mark hat den unterzeichneten Vorstand zu folgender Erklärung beauftragt und beschlossen, dieselbe durch die Lokalblätter zur größtmöglichsten Kenntniß der evangelischen Glaubensgenossen zu bringen.

Der Herr Bischof der Diöcese Paderborn Dr. Conrad Martin hat sich gemüßigt gesehen, ein bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands, zunächst an diejenigen seiner Diöcese, also auch der Grafschaft Mark, zu richten. Die ev. Kirche ist es zwar gewohnt, in katholischen Controversschriften und bischöflichen Hirtenbriefen alle Wahrheit und Gerechtigkeit gegen die ev. Kirche zu vermissen und muß es vielleicht nach den bisherigen Erfahrungen als einen besonderen Akt der Toleranz betrachten, wenn die Katholiken nur aufgefordert werden, für die Ausrottung der Ketzer zu beten. Der Herr Bischof Martin versichert im Vorworte, der Wahrheit und dem Frieden dienen zu wollen, und muß es daher doppelt befremden, wenn alle längst widerlegten Vorwürfe und Verdächtigungen der ev. Kirche wiederkehren, alle Mißbräuche der röm. Kirche verdeckt und mit allen Scheingründen vertheidigt werden und Herr Dr. Martin selbst die Existenz einer ev. Kirche läugnet, und nur vereinzelte Protestanten und nur irregeleitete, verblendete, abtrünnige und ungehorsame Kinder der röm. Kirche kennt. Wir wollen und können in dieser Erklärung dem Herrn Bischof in seinen unglaublichen Er-

zählungen von Unterredungen mit ev. Pfarrern, Superintendenten, Obergerichtsräthen, Regierungsräthen und Edelleuten, in seinen Verdächtigungen der ev. Kirche, sowie in der Vertheidigung der katholischen Toleranz, Inquisition, Papstthum, Heiligenverehrung u. s. w. nicht folgen, stimmen vielmehr seinem eigenen Worte zu: „Was hilft es, solche Schäden zu vertuschen? Das Vertuschen ist hier wie überall ein Verpfuschen.“

Wir verwahren uns aber im Namen der ev. Kirche und der Kirche unserer Provinz gegen folgende Verdächtigungen und Entstellungen: Nach S. 52 und 53 des bischöfl. Wortes hat die katholische Kirche im Jahre 1848 zur Beschwichtigung der Stürme und zur Wiederherstellung der erschütterten staatlichen Ordnung das Wesentlichste beigetragen. Dasselbe erinnert an die Hirtenbriefe der Bischöfe und die Jesuitenmission, und habe nur ein einziges muthiges Hirtenwort eines Kardinal Diepenbrock wie ein wahres Zauberwort gegen die Berliner Steuer=Verweigerer gewirkt. Wir erkennen die patriotischen Gesinnungen und den christlichen Sinn eines Diepenbrock, — den nicht blos Klugheit abgehalten haben würde, ein ähnliches bischöfliches Wort, wie es sich Herr Martin erlaubt, an die Protestanten Deutschlands zu richten, — willig an, und sind auch von der patriotischen Gesinnung des Bischofs von Münster und des Amtsvorgängers des Herrn Dr. Martin gern überzeugt, wissen uns aber nicht zu entsinnen, daß z. B. alle Bischöfe des preußischen Staats, namentlich der mit Gnade überhäufte Kardinal=Erzbischof von Köln im Jahre 1848 in einem Hirtenbriefe der staatlichen Umsturzpartei entgegengetreten und die Katholiken seiner Diöcese zur Treue gegen ihren und seinen König und Herrn aufgefordert hätte, und noch viel weniger ist uns von Verdiensten der Jesuitenmission etwas bekannt. Was aber gibt bei diesen ungemessenen Lobsprüchen dem Herrn Bischofe ein Recht zu behaupten: „Aber von allen euern protestantischen Predigern oder Oberpredigern ist damals gegen den Revolutionssturm kein Wort gepredigt, was ihn beschwichtigt hätte oder was auch nur über die vier Kirchenwände hinausgeklungen.“ Daß die ev. Geistlichkeit in Preußen, insbesondere in Westfalen und Rheinland in jenen Stürmen fest, muthig und treu zu ihrem Könige und Herrn und zur staatlichen Ordnung und außerhalb der Kirche gestanden, daß die gesetzlichen Organe und Vertreter der Kirche

unserer Provinz, die Provinzialsynode, in von allen Kanzeln verlesenen Hirtenbriefen und Erlassen, sich an die Gemeinden gewandt und der Umsturzpartei entgegengetreten sind, das könnte und sollte Herr Dr. Martin wissen. Und wenn wir nicht ihnen allein, sondern vor allem der festen, sicheren Hand, womit das Ministerium die gelockerten Zügel des Staatsregiments ergriff, dem in unserem Volke vorhandenen patriotischen Sinn, der Liebe und Anhänglichkeit an unser angestammtes Königshaus und der gewichtigen Stimme vieler einflußreicher Männer auch in unserer Provinz das Verdienst der Wiederherstellung der Ordnung zuschreiben, so können wir doch den Antheil, den Herr Dr. Martin der katholischen Kirche zuschreibt, mindestens auch für uns in Anspruch nehmen. Es sind Entstellungen der ev. Kirchenlehre, die sich der ehemalige Professor der Theologie, Bischof Dr. Martin (S. 25—30) in seinem bischöflichen Worte erlaubt. Hiernach soll es luth. Kirchenlehre sein: „Der in Adam gefallene Mensch hat durch den Sündenfall alles eingebüßt, was den Menschen zum Menschen macht, er kann nicht einmal das Dasein eines persönlichen Gottes oder die Unsterblichkeit der Seele erkennen, als nothwendige Folge, er kann nicht mehr die Hand ausstrecken, Feuer oder Wasser, Gutes oder Böses zu wählen, sondern er muß. Wandelt ihn die fleischliche Lust an, so muß er nothwendig Ehebruch treiben; bestimmt ihn Rachlust, so muß er seinen Nächsten morden; ergreift ihn die Begierde nach fremdem Gute, so kann er auch dieser nicht widerstehen. Statt, daß ehemals das Licht der Vernunft und der Gnade in ihm leuchtete, ist er jetzt mit thierischer Blindheit geschlagen; statt daß er ehemals einen guten Willen hatte, ist er jetzt seinem Willen nach ein eingefleischter Teufel. Und diese teuflische Bosheit steckt so tief in ihm, daß sie auch nicht durch die allmächtige Gnade Christi besiegt werden kann.“ Wir können dem Herrn Bischof hier nur erwiedern: Wer das als ev. Kirchenlehre oder nothwendige Folgerung derselben hinstellt, dem mangelt es entweder an jedem Verständnisse der ev. Wahrheit, oder er will die Wahrheit nicht erkennen, und in beiden Fällen würde jede Erörterung überflüssig sein.

Nicht zur Verwahrung, sondern um die Wahrheitsliebe und den Standpunkt des Herrn Bischofs zu bezeichnen, führen wir endlich an, daß derselbe S. 13 sagt: „Das Häuflein der Christusgläubigen un-

ter den Protestanten schmilzt immer mehr zusammen. Ich kenne Orte, wo von 18,000 Einwohnern nur noch 32—34 Kirchgänger und Abendmahlsempfänger sind. Uhlich und Balzer, und wie die Prediger der freien Gemeinden heißen, gewinnen von Tag zu Tag mehr Anhänger, und an vielen Orten ist es dahin gekommen, daß die Taufe der Kinder durchgehends nur noch in Folge und Anwendung polizeilicher Zwangsmaßregeln vollzogen wird, so daß, wenn der Polizeistaat seine schützende Hand von dem, was man protestantische Kirche nennt, zurückzöge, bald vom Christenthume keine Spur mehr übrig sein würde." Ueber seine Berechtigung zu seinem bischöflichen Wort sagt derselbe: „Von Gottes- und Rechtswegen bin ich Bischof der Diöcese Paderborn, d. h. nicht bloß der Katholiken dieser Diöcese, sondern aller Christen, die innerhalb der Grenzen derselben wohnen, welchem Bekenntnisse sie auch angehören mögen." Auch diese sind, nach dem Bischofe, an die Gesetze der römischen Kirche, an ihre Ehegesetze, an ihre Gesetze über die Heiligung ihrer Feste so gut, wie an ihre Fasten und Abstinenzgesetze gebunden. Mit solchen Behauptungen will Dr. Martin, der die ev. Kirche in Rheinland und Westfalen aus eigener Anschauung kennt, dem Frieden und der Wahrheit dienen, so seinen Dank für das freundliche Entgegenkommen so vieler evangelischer Christen bei seinen Rundreisen beweisen. Und wenn wir die erste Behauptung S. 13 für eine Täuschung und Unwahrheit erklären, so möchte man nach der letzteren meinen, dem Herrn Bischofe sei die Geschichte von drei Jahrhunderten unbekannt geblieben und er habe sein bischöfliches Wort nicht im Jahre 1864, sondern im Jahre 1516 erlassen.

Gevelsberg und Witten, den 26. August 1864.

Der Vorstand der Märk. Prediger-Conferenz.

Der Provinzialsynodal-Präses: gez. Albert, Dr. der Theologie.

Der Provinzialsynodal-Assessor: gez. König, Dr. der Theologie.

II.

Meine Entgegnung vom 10. September 1864.

Der Vorstand der Märkischen Prediger-Versammlung hat gegen mein „bischöfliches Wort" unter dem 26. v. M. eine in der Elber-

felder Zeitung erschienene und in mehrere Blätter übergegangene „Erklärung" abgegeben, die mich zu folgender Entgegnung veranlaßt:

1. Ich kann es nur sehr beklagen, daß der verehrliche Vorstand meine im Geiste der Liebe abgefaßte Schrift in einem gerade entgegengesetzten Geiste aufgenommen hat. Es kam mir wahrlich nicht in den Sinn, irgend Jemanden zu verletzen. Und wie im Geiste christlicher Liebe, schrieb ich zugleich Alles mit deutscher Ehrlichkeit und Offenheit nach meiner gewissenhaften Ueberzeugung. Die in der genannten „Erklärung" enthaltene Verdächtigung meiner Wahrheitsliebe weise ich daher mit Entschiedenheit zurück. Ich kann Niemanden zwingen, die in meine Schrift mit eingeflochtenen Unterhaltungen mit verschiedenen ehrenwerthen Protestanten zu glauben, — ich kann aber auch Niemanden das Recht einräumen, diese Unterhaltungen für unglaublich auszugeben, und für die Sache selbst bleibt es sich ohnehin gleich, ob die Unterhaltungen so gepflogen sind, oder nicht.

2. Den patriotischen Sinn der protestantischen Prediger habe ich in meiner Schrift nirgends verdächtigt; ich habe auch nirgends gesagt, daß sie sich in den Revolutionsstürmen des Jahres 1848 unthätig verhalten hätten. Aber ich wiederhole, von einem protestantischen Hirtenbriefe, der so eingeschnitten hätte, wie der des sel. Cardinals Diepenbrock gegen die Berliner Steuerverweigerer, habe ich nirgends etwas gesehen.

3. Die Beschuldigung, als hätte ich „die evangelische Lehre" entstellt, trifft mich eben so wenig. Von einer „evangelischen Lehre" als solcher habe ich überhaupt nicht geredet und konnte davon nicht reden, da sich bekanntlich viele als recht ehrenwerth geltende Protestanten an die symbolischen Bücher nicht für gebunden erachten. Hat doch der Oberkirchenrath von Baden noch ganz jüngst erklärt, daß auch ein protestantischer Lehrer der Theologie selbst auf den Glauben an die Gottheit Christi nicht verpflichtet werden könne.

Daß aber die aus meinem Buche in der „Erklärung" verstümmelt mitgetheilten Sätze, die sich auf die reformatorische Rechtfertigungslehre beziehen (zu denen jedoch, wie ich ausdrücklich sagte, die heutigen Protestanten sich nicht bekennen) wirklich nur einfache Folgerungen aus der reformatorischen Lehre vom „unfreien Willen"

des gefallenen Menschen sind, liegt doch für jeden, der denken kann, auf der Hand.

4. Die Art, wie ich in Absicht auf die protestantischen Christen meiner Diöcese mein Hirtenamt wahrnehmen zu können glaubte, braucht dem mehrgedachten Vorstande ebenfalls keine Sorge zu machen. Durch Gebet und sachgemäße Belehrung fügt man Niemanden Unrecht zu.

5. Statt mich zu beschuldigen, ich hätte die „Mißbräuche der römischen Kirche verdeckt und mit Scheingründen“ vertheidigt, hätte der verehrte Vorstand meine Gründe selbst widerlegen sollen. Das bloße Behaupten und Beschuldigen ist freilich sehr leicht.

Schließlich bemerke ich, daß ich für mein liebevolles Bemühen, edle, wohlgesinnte Protestanten (denn nur an solche wendete ich mich) über die gangbaren Vorurtheile gegen die heilige katholische Lehre aufzuklären, weit eher Dank als Tadel verdient zu haben glaube. Nur indem man ehrlich der Wahrheit dient, dient man auch dem Frieden, nicht dem falschen und faulen, aber dem wahren. Doch tröste ich mich damit, daß nicht alle Protestanten, die meine Schrift lesen werden, gerade so denken, wie die Mitglieder „der Märkischen Prediger-Versammlung.“

Alle Blätter, welche die „Erklärung“ des oft gedachten Vorstandes abgedruckt, werden freundlich ersucht, auch diese „Entgegnung“ aufnehmen.

Paderborn, den 10. September 1864.

Dr. Konrad Martin,
Bischof von Paderborn.

III.

Die Entgegnung von Dr. Albert und Dr. König vom 28. September 1864.

Der Herr Bischof Dr. Martin in Paderborn hat eine Entgegnung vom 10. September auf unsere Erklärung vom 26. August veröffentlicht, die uns zu folgender Gegenerklärung veranlaßt:

1) Herr Dr. Martin beklagt, daß seine „im Geiste der Liebe“ abgefaßte Schrift von uns in einem entgegengesetzten Geiste aufgenommen sei, betheuert, er habe Niemanden verletzen wollen und nur

„im Geiste christlicher Liebe und deutscher Ehrlichkeit und Offenheit nach gewissenhafter Ueberzeugung“ geschrieben. Wir glauben Herrn Dr. Martin nachgewiesen zu haben, daß er die einfachsten Pflichten der Wahrheit und Gerechtigkeit gegen die evangelische Kirche und ihre Lehren verletzt hat, und müssen es ihm überlassen, ob damit christliche Liebe zu bestehen vermag. Wenn derselbe in dem von uns gebrauchten Ausdrucke „unglaubhafte Unterredungen“ eine Verdächtigung seiner Wahrheitsliebe erblickt, so wollen wir es gern erklären, daß wir es allerdings nicht bezweifeln, daß diesen Unterredungen etwas Thatsächliches zu Grunde liegen mag, wenn auch die glückliche Phantasie des Herrn Dr. Martin, welche ihm vorspiegelt, von Gottes und Rechts wegen Bischof der Evangelischen seines Sprengels zu sein, den Unterredungen ihr eigenthümliches Gepräge gegeben haben mag, und sagen mit ihm, für die Sache selbst bleibt es ohnehin gleichgültig, ob die Unterhandlungen so gepflogen worden sind oder nicht. Aus demselben Grunde wollen wir über andere Unterhaltungen, wo der Herr Bischof nicht so glücklich war, seine Gegner zu widerlegen, keine Mittheilungen machen. Die Wahrheitsliebe des Herrn Martin haben wir in Frage gestellt und bedauern, sie abermals in Frage stellen zu müssen, wenn der Herr Martin behauptet, „das Häuflein der Christusgläubigen unter den Protestanten schmilzt immer mehr zusammen. Ich kenne Orte, wo von 18,000 Einwohnern nur noch 32 bis 34 Kirchgänger und Abendmahls-Empfänger sind. Uhlich und Balzer, und wie die Prediger der freien Gemeinde heißen, gewinnen von Tag zu Tag mehr Anhänger, und an vielen Orten ist es dahin gekommen, daß die Taufe der Kinder durchgehends in Folge und Anwendung polizeilicher Zwangsmaßregeln vollzogen wird.“ Wir behaupten, daß diese Sätze des Herrn Martin eben so viele Unwahrheiten als Worte enthalten.

Wir wissen nicht, wo die Zahl der Christusgläubigen größer ist, in der evangelischen oder katholischen Kirche. Mit Vermehrung der Klöster, der Jesuiten, dem Marien- und Heiligendienste wächst aber die Zahl der Christusgläubigen nicht. Wenn sich Herr Martin auf das übrigens nicht richtig angeführte Gutachten des Ober-Kirchenraths in Baden bezieht, so möge er aus evangelisch-kirchlichen Zeitschriften ersehen, wie dieses Gutachten beurtheilt ist. Während das seichte Buch Renans in Frankreich in 200,000 Exemplaren ver-

breitet wird, haben sich auf dem Kirchentage zu Altenburg sämmtliche 900 Deputirte aus allen Theilen der evangelischen Kirche einmüthig zu dem Christus der Kirche und der Evangelien bekannt. Herr Martin sagt in seinem bischöflichen Worte: „In meiner Wirksamkeit als akademischer Lehrer an der sogenannten paritätischen Universität zu Bonn fehlte es mir weder an Gelegenheit noch an gutem Willen, meine Kenntnisse protestantischen Wesens zu erweitern,“ und setzen wir hinzu: an dieser Gelegenheit hat es ihm auch in der Provinz Westfalen nicht gefehlt. An Gelegenheit nicht, aber an gutem Willen, sonst müßte Dr. Martin es wissen, daß in den evangelischen Gemeinden, wo er gelebt hat, und, dürfen wir hinzufügen, fast in allen Gemeinden beider Provinzen Christus und nur Christus, der Christus der Kirche und der Evangelien gepredigt wird, daß kirchlicher Sinn in den meisten Gemeinden lebt, und Uhlich und Balzer in ihnen keine Anhänger zählen. Ebenso schmilzt die Zahl dieser Anhänger in Magdeburg und den wenigen Orten, wo sie Eingang gefunden, mit jedem Tage zusammen. Wir fordern den Herrn Bischof auf, nur einen Ort zu nennen, er will mehrere kennen, wo von 18,000 Seelen nur 32—34 Kirchen- und Abendmahlsgänger sind, von den vielen Orten, die er kennen will, nur Einen, wo durchgehends die Taufe nur in Folge polizeilicher Zwangsmaßregeln stattfindet. In Rheinland und Westfalen kommen unseres Wissens überhaupt Fälle, wo die Taufe in Folge polizeilicher Zwangsmaßregeln stattfindet, kaum jemals vor. Und Herr Dr. Martin will im Geiste christlicher Liebe mit Deutscher Ehrlichkeit und Offenheit nach gewissenhafter Ueberzeugung geschrieben haben!

2) Derselbe erklärt, er habe den patriotischen Sinn der protestantischen Prediger — evangelische Geistliche, Pfarrer und Pastoren kenne er nicht — nicht verdächtigen wollen, aber er wisse von keinem protestantischen Hirtenbriefe, der so tief eingeschnitten hätte, als der des Cardinal Diepenbrock. Bei aller Anerkennung des patriotischen und christlichen Sinnes des Cardinal Diepenbrock ist es eine arge Selbsttäuschung, wenn Herr Martin glaubt, daß dieser Hirtenbrief wie ein wahres Zauberwort gegen die politischen Steuerverweigerer in Berlin gewirkt habe, und wir müssen nochmals wiederholen, daß wir von ähnlichen Hirtenbriefen des Erzbischofs von Köln und der übrigen Bischöfe des Preußischen Staats nichts wissen. Zauberworte

hat die evangelische Kirche nicht, das Verdienst, die Stürme jener Zeit beschwichtigt zu haben, kann sie eben so wenig als die katholische Kirche in Anspruch nehmen; aber sie hat nicht, wie die Römische Kirche zum großen Theile, in jenen Tagen geschwiegen, und die Hirtenbriefe der beiden Provinzialsynoden, die Erklärungen des im Jahre 1848 versammelten Kirchentages zu Wittenberg, der die Ausschreibung eines Buß- und Bettages in allen evangelischen Kirchen veranlaßte, haben mehr als der Hirtenbrief des Cardinal Diepenbrock und der übrigen Bischöfe gewirkt. Herr Dr. Martin sieht freilich nur in der katholischen Kirche und in den Jesuiten die feste Grundlage aller staatlichen Ordnung, und wir Evangelische sind es gewohnt, diese aller Geschichte und Erfahrung hohnsprechende Unwahrheit stets wiederholen zu hören. Wir wissen es, es handelt sich in der gegenwärtigen Zeit um Fragen, wobei beide Kirchen betheiligt sind, um die ewige Grundlage in Staat und Kirche, ob Obrigkeit und Gesetz über dem Menschen oder unter ihm stehen; beide haben dieselbe Aufgabe, die Religion, das Evangelium in die Lebensbewegung der Gegenwart hineinzubringen und sie zu einer läuternden und heiligen Macht zu machen; und wo das die katholische Kirche und ihre Organe mit uns thun, da wollen wir es gern und völlig anerkennen. Ultramontane Bischöfe und Jesuiten sind aber noch niemals eine Stütze der staatlichen Ordnung gewesen. Eine Bürgschaft für Aufrechterhaltung der staatlichen Ordnung ist überhaupt die katholische Kirche nicht. Die Revolution hat ihren Rundgang durch alle katholischen Länder gemacht, und was hat die katholische Kirche thun können und wollen, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen? Wer hat das Feuer der Revolution in dem unglücklichen Polen angezündet? Wer läßt Italien nicht zur Ruhe kommen? Und wenn die katholische Kirche Zauberworte gegen den Aufruhr hat, warum wendet sie Pius IX. gegen seine eigenen Unterthanen nicht an? Was würde aus dem Papste und seinen Cardinälen werden, wenn sich, um mit dem Worte Dr. Martins zu reden, der Polizeistaat, Frankreich mit seinen Bajonetten, von dem, was man Römische Kirche nennt, zurückzöge?

3) Der Herr Bischof verwahrt sich gegen den Vorwurf einer Entstellung der evangelischen Lehre und behauptet, daß die in seiner Schrift aufgeführten Sätze nur verstümmelt mitgetheilt und einfache

Folgerungen aus der reformatorischen Lehre seien. Nach Herrn Dr. Martin ist es evangelische Lehre: „Der in Adam gefallene Mensch hat durch diesen Sündenfall alles eingebüßt, was den Menschen zum Menschen macht. Das Licht seiner Vernunft ist in ihm gänzlich verfinstert, so daß er keine einzige religiöse Wahrheit mehr erkennen kann, nicht mal das Dasein eines persönlichen Gottes oder die Unsterblichkeit der Seele"; während die Bekenntnisse der evangelischen Kirche in Uebereinstimmung mit dem göttlichen Worte nur lehren: „Die ursprüngliche Vollkommenheit des Menschen, nach welcher er Gott recht erkennen, wahrhaft lieben und aus Liebe ihm gehorchen könne, worin das Ebenbild Gottes bestand, sei verloren gegangen, und er könne von Natur keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott haben." Nach Herrn Martin ist es evangelische Lehre: „Der Mensch ist mit thierischer Blindheit geschlagen, er ist in seinem Willen ein eingefleischter Teufel. Diese teuflische Bosheit steckt so tief in ihm, daß sie auch nicht durch die allmächtige Gnade Christi besiegt werden kann. Sein Wille ist so geknechtet, daß er nicht mehr seine Hand ausstrecken, Feuer oder Wasser, Gutes oder Böses wählen kann, eine geheime und unwiderstehliche Nothwendigkeit zwingt ihn, und er mag sich stellen wie er will, er kann sich dieser Gefahr nicht entziehen", während sich die evangelischen Bekenntnisse ausdrücklich gegen die Meinung verwahren, als ob die Erbsünde die Substanz des Menschen, sein Leib, seine Seele geworden, und es vielmehr aussprechen, daß sie nur etwas Fremdes, nur in die Substanz Hineingekommenes sei. Von dem freien Willen, sagt Artikel 18 der Augsburgischen Confession, wird gelehrt, daß der Mensch etlichermaßen einen freien Willen hat, äußerlich ehrbar zu leben und zu wählen unter den Dingen, so die Vernunft begreift; aber ohne Gnade, Hülfe und Wirkung des h. Geistes vermag der Mensch nicht, Gott gefällig zu werden, Gott herzlich zu fürchten oder zu glauben oder die angegebene böse Lust aus dem Herzen zu werfen, sondern solches geschieht durch den h. Geist, welcher durch Gottes Wort gegeben wird." Die Apologie der Augsburgischen Confession setzt hinzu: „Der Mensch kann von Natur ohne Hülfe der göttlichen Gnade einigermaßen bürgerliche Gerechtigkeit oder Werkgerechtigkeit be-

wirken, von Gott reden, Gott eine gewisse Verehrung durch äußere Werke beweisen, der Obrigkeit, den Eltern gehorchen, bei der Wahl eines äußerlichen Werkes kann er seine Hände vom Morde, vom Diebstahle enthalten. Von den guten Werken sagt der Artikel 20 der Augsburgischen Confession: „Hier wird gelehrt, daß gute Werke sollen und müssen geschehen, nicht daß man darauf vertraue, Gnade damit zu verdienen, sondern um Gotteswillen und Gott zu Lob, der Glaube ergreift allezeit allein Gnade und Vergebung der Sünden. Und dieweil durch den Glauben der h. Geist gegeben wird, so wird auch das Herz geschickt, gute Werke zu thun." Die Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche besagen also das volle Gegentheil von dem, was der Herr Bischof behauptet, und es war der gelindeste Ausdruck, den wir zu wählen vermochten, wenn wir erklärten, Dr. Martin habe die Lehre der evangelischen Kirche entstellt, und es müsse ihm entweder an jeglichem Verständnisse der evangelischen Lehre oder an dem guten Willen, sie verstehen zu wollen, fehlen. Fast noch ärger als die Beschuldigung klingt die Entschuldigung, welche er der evangelischen Kirche oder, da eine solche nach ihm nicht existirt, den Protestanten zu Gute kommen läßt. Von einer evangelischen Lehre, sagt er, habe er nicht geredet und nicht reden können, da sich bekanntlich viele als recht ehrenwerth geltende Protestanten an die symbolischen Bücher nicht für gebunden erachteten und sich die heutigen Protestanten zu der reformatorischen Rechtfertigungslehre nicht mehr bekännten. Wir könnten demselben erwidern, daß sich die evangelische Kirche niemals von ihren Bekenntnissen losgesagt hat, daß auf dieselben noch gegenwärtig die Geistlichen verpflichtet werden; es kann aber Herrn Dr. Martin die Rheinisch-Westfälische Kirchen-Ordnung nicht unbekannt sein, deren erster Paragraph lautet: „Die evangelische Kirche Westfalens und der Rheinprovinz gründet sich auf die h. Schrift Alten und Neuen Testaments, als die alleinige und vollkommene Richtschnur ihres Glaubens, ihrer Lehre und ihres Lebens, und erkennt die fortdauernde Geltung ihrer Bekenntnisse an"; und würde derselbe, wenn er Einsicht von den Verhandlungen der Kreis- und Provinzialsynoden nehmen wollte, sich davon überzeugen können, wie sich alle Gemeinden in ihren gesetzlichen Organen freudig zu diesem Glauben bekennen. Von ihrer Rechtfertigungslehre bekennt namentlich noch

heute die evgl. Kirche mit Luther in den Schmalkaldischen Artikeln: „und auf diesem Artikel steht Alles, was wir wider den Papst, Teufel und alle Welt lehren und bekennen." Aber Herr Dr. Martin stellt nicht bloße Behauptungen auf, er weiß seine Behauptungen zu begründen: „eine evgl. Kirchenlehre giebt es nicht mehr; denn viele als ehrenwerth geltende Protestanten haben sich davon losgesagt, auch der Oberkirchenrath zu Baden." Hat die kath. Kirche und Kirchenlehre aufgehört, als im Jahre 1793 ein ganzes katholisches Land vom christlichen Glauben abfiel, als am 7. November der Bischof Gobet von Paris mit seinen Priestern vor den Schranken des Convents erschien, um zu erklären, daß ihre ganze bisherige Lehre und ihr Leben eine Täuschung gewesen? Wo ist etwas Aehnliches in einem evangelischen Lande geschehen? Wie viele nicht blos für ehrenwerth geltende, sondern wahrhaft ehrenwerthe katholische Christen giebt es, die mit dem Glauben ihrer Kirche zerfallen sind, oder sich doch in tiefster Seele des Marien- und Heiligendienstes, der Reliquienverehrung, des Unfuges mit Wallfahrten und Ablaß, der Intoleranz und Verfolgungssucht der Römischen Kirche schämen! Wie viele Bischöfe und Geistliche mag es geben, welche an die Aechtheit des Rockes zu Trier, der Gebeine der sogenannten heiligen drei Könige, der 11,000 Jungfrauen und der Heiligthümer in Aachen glauben, zu denen das Volk in Schaaren hinwandert, um Ablaß für seine Sünden zu empfangen! Wahrlich, wer in einem gläsernen Hause wohnt, der sollte sich hüten, muthwillig Steine auf das Dach des Nachbarn zu werfen. Die evangelische Kirche kann Widersprüche gegen kirchliche Lehren in ihrer Mitte nach ihrem Principe dulden, sie vertraut der Macht der evangelischen Wahrheit und der ächten theologischen Wissenschaft, und sucht sie innerlich zu überwinden. Sie allein kann mit den Mächten des Unglaubens kämpfen und Glaube und Wissenschaft vermitteln. Die römische Kirche kann nur mit ihrer äußeren Autorität, mit ihrem Roma locuta est, mit Bannflüchen antworten, Widersprüche unterdrücken, aber nicht lösen. Scheiterhaufen und Schwert, die Kerker der Inquisition sind die Waffen, womit Rom gekämpft hat und noch fortdauernd kämpfen würde, wenn ihm die Macht dazu nicht fehlte. Ferdinand II., Philipp II., die Römische Maria, die Alba's waren die getreuesten

Söhne der Römischen Päpste und die Zöglinge und Werkzeuge der von dem Herrn Bischofe so gelobten Jesuiten.

4) Hr. Dr. Martin will uns die Sorge darüber benehmen, wie er in Absicht auf die protestantischen Christen seiner Diöcese sein Bischofsamt führen werde. Ungegründete, thörichte Ansprüche können kein Besorgniß, sondern ein Lächeln oder Bedauern erregen. Wohl aber hätte Dr. Martin sich durch unsere Erklärung veranlaßt fühlen können, es näher zu begründen, daß er von Gottes- und Rechtswegen Bischof auch der Evangelischen in seinem Sprengel, und diese an seine Fasten, Abstinenzgesetze und sonstige kirchliche Verordnungen gebunden wären. Wir suchen vergebens dafür eine Begründung im göttlichen Worte, oder in einem bestehenden menschlichen Rechte, glauben uns aber in den Gedankengang des Herrn Bischofs hinein versetzen zu können. Da die römische Curie den Augsburger, westfälischen und Pariser Frieden und die Abschaffung der bischöflichen Gerichtsbarkeit nicht anerkannt hat, der Papst im Namen Gottes redet und handelt, so ist Dr. Martin noch heute Bischof aller Getauften in seiner Diöcese, und würde er auf diesen Grund hin, vielleicht auch die weltliche Herrschaft in der Diöcese Paderborn zu übernehmen, nicht abgeneigt sein. Daß derselbe einstweilen keine Schritte thut, sich in seinen kirchlichen Verordnungen Gehorsam zu verschaffen, dafür sind wir nur den Staatsgesetzen Dankbarkeit schuldig. Ob der Bischof, wenn diese Gesetze es ihm möglich machten, nur Gebet und sachgemäße Belehrung anwenden würde, um die Evangelischen in den Schooß der Kirche zurückzuführen, wissen wir natürlich nicht. Es ist an maßgebender katholischer Stelle, wie behauptet wird, die Losung ausgegeben, die Grafschaft Mark katholisch zu machen, und werden dazu die Mittel, wie Direction katholischer Arbeiter in die Grafschaft Mark und andere, von der Römischen Kirche mit gewohnter Klugheit gewählt. Auch das bischöfliche Wort verfolgt diesen Zweck, ob mit Klugheit, das müssen wir unbeschadet der Anerkennung der sonstigen Klugheit des Bischofs bezweifeln. Will der Herr Bischof ehrlich der Wahrheit und dem Frieden dienen, was wir von Herzen wünschen, so genügen dazu Versicherungen Deutscher Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit oder der Liebe und des Friedens nicht, nicht Toaste vor einer gemischten Gesellschaft, welche Frieden und Eintracht athmen sondern der Herr Bischof möge erklären, daß er die evangelische

Kirche als eine christlich gleichberechtigte im Staate anerkenne, die Geistlichen seiner Diöcese anweisen, bei Eingehung gemischter Ehen nicht mehr das Versprechen einer katholischen Kindererziehung zu fordern, ihnen verbieten, die Gewissen im Beichtstuhle zu bedrängen, den Katholiken in gemischter Ehe, welche ihre Kinder ganz oder theilweise evangelisch erziehen lassen, Sakrament und ehrliches Begräbniß zu versagen, ihnen gebieten, den Schmähungen und Lästerungen und Verläumdungen der evangelischen Kirche auf Kanzeln und im Beichtstuhle ein Ende zu machen, dann wird Herr Dr. Martin vielleicht nicht die Billigung der Römischen Curie und der Jesuiten, aber aller wohlgesinnten gläubigen Christen aller Bekenntnisse erlangen, der Wahrheit, dem Frieden und dem Ruhme Gottes dienen.

Schließlich erlauben wir es uns, den Herrn Bischof und die Leser auf das von einem Geistlichen der Soester Diöcese an den Bischof gerichtete, in Soest erschienene Sendschreiben aufmerksam zu machen.

Auch wir bitten unsererseits diejenigen Blätter, welche die Entgegnung des Herrn Bischofs aufgenommen haben, unsere Entgegnung aufzunehmen.

Gevelsberg und Witten, den 28. September 1864.

gez. Dr. Albert. gez. Dr. König.

IV.

Meine „letzte Erklärung“ vom 6. October 1864.

Die neue „Entgegnung“, wozu sich Hr. Dr. Albert und Hr. Dr. König durch meine Erwiderung auf ihre Erklärung vom 26. August veranlaßt gefunden haben, raubt mir leider alle Hoffnung auf eine ruhige und friedliche Verständigung mit denselben. Denn

1. wiederholen sie in dieser „Entgegnung“ ihre früheren unbegründeten Vorwürfe gegen mich, ohne dieselben auch nur im mindesten besser begründet zu haben. Mögen *sie* immerhin die Zahlenangaben, die ich an einer Stelle meines Buches gemacht, für unrichtig halten; *ich* weiß, daß dieselben richtig sind. Daß aber die Orte, worauf sich diese Angaben beziehen und die ich zu nennen mich hier nicht für verpflichtet halten kann, rheinisch-westfälische

überhaupt preußische seien, habe ich nirgends gesagt. Und betreffend jene so angefochtenen Sätze in meiner Schrift, die sich auf die reformatorische Rechtfertigungs-Lehre beziehen, so hatte ich dieselben als einfache Folgerungen aus der reformatorischen Lehre vom „unfreien Willen" des gefallenen Menschen hingestellt: sie haben aber weder die Schrift Luther's vom „unfreien Willen" (de servo arbitrio) in Abrede gestellt, noch die behauptete Folgerichtigkeit widerlegt, sondern haben den Streitpunkt einfach umgangen. Die Sache bleibt also gerade, wie sie war.

2. Aber auch der ganze Ton, worin sich die „Entgegnung" hält, mahnt mich, daß es für mich Zeit sei, mit Männern, die einen solchen Ton anstimmen, die Erörterungen einfach abzubrechen. Hohn, Spott und Verschmähung sind Waffen, deren ich mich nicht bedienen darf und mag. Gegen die Schmähungen, ungerechten Vorurtheile und Vorwürfe, wie sie in der „Entgegnung" wiederkehren, — „katholische Intoleranz", die „Scheiterhaufen und Schwerter der römischen Kirche", „die Kerker der Inquisition" u. s. w. — war meine Schrift hauptsächlich gerichtet. Ich sehe jetzt, daß ich sie für die Verfasser der „Entgegnung" vergeblich geschrieben, so gut, wie für den ungenannten Verfasser des an mich gerichteten, zu Soest erschienenen, Sendschreibens, worauf sie mich am Schlusse ihrer Entgegnung verweisen, da mich gleich die erste Seite dieses Sendschreibens überzeugt hat, daß ich es hier nicht mit einer Widerlegung, sondern mit einer ordinären Schmähschrift zu thun hätte. Es thut mir dies herzlich leid; aber ich versichere die genannten Herren, daß der bittere Ton ihrer Entgegnung in mir die Liebe gegen sie nicht ausgelöscht hat. Der Wahrheit kann und darf ich nichts vergeben, aber die Liebe werde ich mit Gottes Beistand auch gegen die Gegner der Wahrheit stets bewahren, und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich bald Gelegenheit fände, sie auch gegen die verehrten Verfasser der Entgegnung bethätigen zu können. Ich würde ihnen dann zeigen, daß ich nicht blos vor „einer gemischten Gesellschaft Frieden und Eintracht athmende Toaste" ausbringe, sondern daß ich von Herzen bemüht bin, immer und überall die Mahnungen des Apostels zu erfüllen: haltet, so viel an euch liegt, Frieden mit allen Menschen. Bis jetzt wenigstens, glaube ich, hat noch kein Protestant, mit dem ich in nähere persönliche Berührung gekommen bin, (und es sind deren unzählige) über Mangel

an friedfertiger Gesinnung von meiner Seite sich irgend zu beklagen Ursache gehabt. Und ich bin überzeugt, redliche und wohlgesinnte Protestanten werden, wenn sie meine neueste Schrift „ein bischöfliches Wort" selbst unbefangen lesen und prüfen (wozu ich sie nochmals mit herzlicher Liebe einlade), auch in dieser Schrift meine versöhnliche Gesinnung nicht verleugnet finden. Nur sie hat mich zur Abfassung meiner Schrift bewogen und bei der wirklichen Abfassung derselben mich geleitet.

Die geschätzten Blätter, welche die „Entgegnung" aufgenommen haben, ersuche ich, auch diese meine „letzte Erklärung" aufzunehmen.

Paderborn, am 6. October 1864.

Dr. Konrad Martin,
Bischof von Paderborn.

V.

Die Recension meines „bischöflichen Wortes" im Halle'schen Volksblatte.

— Ein bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands, zunächst an diejenigen meiner Diöcese, über die zwischen uns bestehenden Controverspunkte von Dr. Konrad Martin, Bischof von Paderborn. (2 Bände, in einem geheftet:) I. Die Lehre von der Kirche. II. Die Lehren der Kirche. Paderborn 1864 bei Schöningh. — Ein Buch, das seit seinem kurzen Erscheinen bereits ziemlich viel, besonders in Zeitschriften von sich hat reden machen. Und es konnte ja nicht anders sein; obwohl merkwürdig, daß mit Antworten am eifrigsten diejenigen gewesen sind, an die der Verfasser ganz ausdrücklich sein Wort nicht gerichtet hat. Der hochwürdige Bischof bekennt in der Vorrede und Einleitnng („Unser Standpunkt"), daß er zunächst zur Abwehr von Angriffen schreibe, unter denen er Dr. Hasen's neueres „Handbuch der protestantischen Polemik" hervorhebt; daß er damit „aber nicht blos der Wahrheit, sondern auch dem Frieden dienen wolle"; sich überhaupt nicht an die gleichgiltigen und glaubensfeindlichen unter den Protestanten wende, sondern an die die Wahrheit liebenden und suchenden; er versichert diese seines „aufrichtigsten persönlichen Wohlwollens", das ihn aber eben auch zu „aller Offenheit" treibe; er weist mit Abscheu alle

„Proselytenmacherei", d. h. jede „gewaltsame Herüberzwingung oder durch unerlaubte Mittel der Verführung, Herüberlockung und Herüberschmeichelung (jemandes) zu einer andern Religion", und eben so alle Intoleranz, die man in Wahrheit so nennen könne, von sich. Er zeigt, daß er auch in protestantischen Kreisen wohl vertraut ist, selbst bei den protestantischen Professoren (Gesenius, Tholuck, Leo) Collegia gehört hat; er zeigt sich als ein — auch im Sinne der Welt — gebildeter Mann, der Goethe citirt, der England besucht hat, u. s. w., und durch das ganze Buch selbst als einen seiner Gedanken und Worte wohl mächtigen, ja als eben so gewandten als kräftigen Schriftsteller. Alles dieses, sollte man meinen, müßte dem Buche eine günstige Aufnahme erwecken. Allein es geht auch sogleich dasjenige, was nothwendig die Polemik wecken muß, daraus hervor. Der Bischof will — dabei bleiben wir zunächst stehen — überzeugen, doch eben zu dem Zweck, jene die Wahrheit liebenden Protestanten zur römischen Kirche herüberzuführen. Er redet zu ihnen als Bischof (als Bischof, zu dessen Sprengel unsere ganze Provinz Sachsen, Wittenberg „die Wiege der Reformation" eingeschlossen, gehört) und bekennt mit jener Offenheit, die er wirklich in anerkennenswerther Weise übt: „Ich habe (dazu) nicht blos das Recht, sondern vermöge meines oberhirtlichen Amtes auch die Pflicht. Denn von Gottes und Rechts wegen bin ich Bischof der Diöcese Paderborn, d. h. nicht blos der Katholiken dieser Diöcese, sondern aller Christen, die innerhalb der Grenzen derselben wohnen. . . Die Kirche erkennt alle einmal giltig Getauften für ihre Kinder an, vielleicht für ihre irregeleiteten, verblendeten, ungehorsamen und abtrünnigen Kinder, aber doch immer noch für ihre Kinder, die ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen sind. Daher hält sie dieselben auch noch an ihre Gesetze gebunden. . . Dies sind (setzt der Bischof mit Recht hinzu) allbekannte Dinge, und wie man auch darüber denken mag, man kann nichts daran ändern." Allein, abgesehen davon, daß die große Mehrzahl der Protestanten von diesen ihnen wenigstens hinlänglich bekannt sein könnenden Dingen doch, vermöge ihrer völlig anderen Gedankengänge, wie von etwas ganz Ungeheuerlichen frappirt wird, abgesehen davon müssen doch auch wir sagen, daß diese „Dinge" sofort, und zwar in ihrer Wahrheit wie in ihrer Unwahrheit, in den Mittelpunkt der ganzen bestehenden Controverse zu

führen geeignet sind. Wir wollen auch die sich naheliegende Frage nicht weiter verfolgen, ob, wenn die getauften Protestanten selbstverständlich der „Gerichtsbarkeit der Kirche" ebenmäßig wie die Katholiken unterworfen sind, diese (von der Person des Bischofs, seinen Intentionen und persönlichen Charaktereigenschaften ganz abgesehen, welche einem historischen Organismus von der ehernen Consequenz jener Kirche gegenüber gar nicht in Betracht kommen) ob also diese Kirche nicht auch gegen die „ungehorsamen" Kinder, sobald sie die Macht dazu hätte, Mittel der Zucht — sagen wir: Kirchenzucht, aber es eröffnet sich auch da sofort die Kluft über die Frage, welches die göttlich gesetzten Kennzeichen und Grenzen der Kirchenzucht — wieder anwenden würde? — eine Frage, die für die große Mehrzahl der Protestanten — und nicht ganz ohne Grund — alsbald eine sehr weite dunkle Perspective eröffnet. Wir sagten: wir stehen sofort im Mittelpunkte der Controverse auch durch das, was Wahrheit an jenem Standpunkt; und — wir wollen einmal den nicht unwichtigen Punkt, daß wir historisch nicht zur Diöcese Paderborn gehören, und daß es sich also, wie daraus gleich in die Augen springt, um eine unterbrochene, neue und nicht mehr ökumenische Geschichte handelt, bei Seite lassen und kühnlich einstimmen: ja der Bischof Martin wäre wirklich unser Bischof, — sobald er dem Worte Gottes und der durch Seine Gnade offenbarten evangelischen Wahrheit die volle Ehre gäbe. Weil er das aber nicht thut (seinem ganzen Bildungsgange nach, nicht aus bewußter Steifung gegen die Wahrheit) nicht thut: so sind wir eben „von Gottes und Rechts wegen" Protestanten, Protestanten gegen eine irrende, weil unbußfertige, unbußfertige, weil sich für unfehlbar haltende, sich für unfehlbar haltende, weil in einem äußeren Mechanismus — meinetwegen Organismus — den Schwerpunkt der Entscheidung legende, in einen äußern Organismus den Schwerpunkt legende, weil von der Tiefe derjenigen evangelischen Wahrheit, welche uns zum Protestiren zwingt nicht durchdrungene, ja dieselbe abwehrende und abweisende Kirche. Und da ist der Mittelpunkt der Controverse.

In den Inhalt des Buches im Einzelnen einzugehen, würde Bogen erfordern (und vielfach darauf hinauslaufen, daß es der Vf. mit der Kenntniß und danach auch der Bekämpfung des Protestantismus etwas zu leicht macht) — wir schließen es nicht aus; für

heute wollten wir es nur in die Reihe der den Volksblattlesern nothwendiger Weise zu nennenden Bücher einreihen, und ohne daß wir es wollten, sind wir vorläufig wenigstens in der Hauptsache diejenige Antwort, die man allerdings von einem Angeredeten erwarten kann, nicht schuldig geblieben. Es war diejenige, die auch schon aus dem seit lange dargelegten Standpunkt des Volksblattes hervorging. Dem hochwürdigen Bischofe aber reichen wir über die trennenden Controversen hinüber, wenn er sie annimmt, als einer Mitstreiter im Glauben an unsern hochgelobten Herrn und Heiland, freundlich die Hand. Sein Buch stellt uns ihm jedenfalls nicht ferner, sondern näher; und wie wir nicht zweifeln, daß es aus einem aufrichtigen Willen hervorgegangen ist, wird es — auch in Kampf und Widerstand, wie menschliche Arten und Wege sind, — nur Gutes thun können. Das bitten wir Gott.

VI.

Die Recension meines „bischöflichen Wortes" in der Zeitschrift für lutherische Theologie. Jahrg. 1865. IV.

2. Dr. Konr. Martin, Bischof v. Paderborn, Ein bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands, zunächst an diejenigen meiner Diöcese, über die zwischen uns bestehenden Controverspunkte. 2. unveränderte Aufl. Paderborn (F. Schöningh) 1864. 2 Thle. Jeder 227 S. 8.*)

Die römische Kirche hält sich nicht blos für die allein seligmachende, sondern auch für die alleinige, und so halten sich auch die römisch-katholischen Bischöfe zusammt dem Papst für gesetzt nicht blos über die römisch-katholischen Kirchenglieder ihrer Diöcesen, sondern über Alles, was in denselben nur christlichen Namen hat, Schismatiker und Häretiker ebensowohl, als Katholische. Kraft dieser Anschauung erläßt der Herr Bischof Martin von Paderborn vorliegende Encyclica an die Protestanten seines Sprengels. Wir könnten dies einfach geschehen sein lassen, ohne es irgend zu beachten. Denn da wir unsererseits weder innerlich noch äußerlich

---

*) Eine eingehendere, von einem Mitarbeiter zugesagte Besprechung wird hoffentlich mit nächstem folgen können. D. Red.

mit der geistlichen Jurisdiction des Herrn Bischofs von Paderborn (resp. des Papstes) etwas zu thun haben, — innerlich nicht, weil wir mit unserm Bekenntnisse in dem Papstthum als solchem (dem vermeintlichen Stellvertreter des alleinigen Hauptes seiner Kirche, dem Verfluchen des Wortes von der Rechtfertigung allein um Christi willen im Glauben und dem blutbefleckten Mörder von zahllosen Schaaren treuer Christen) Antichrist und in der ganzen römischen Hierarchie pompam antichristi erkennen und demgemäß lieben und ehren, äußerlich nicht, weil durch den Augsburger Religions- und den Westphälischen Frieden alle Augsburger Confessionsverwandte Deutschlands vollständig und rein von aller geistlichen Jurisdiction katholischer Bischöfe objectiv kirchen- und staatsrechtlich geschieden und emancipirt sind —, so geht uns jenes bischöfliche Wort so gut etwas an, als eine Ordonnanz der englischen Könige die Franzosen oder der französischen die Engländer. Es lohnt also eigentlich der Mühe gar nicht, dergleichen anmaßliche Erlässe anders zu behandeln, als einfach und vollständig zu ignoriren. Da indeß der Herr Bischof von Paderborn mit Emphase auch unser Halle seinem Sprengel und uns Hallische seinen Diöcesanen zuzählt, da er insbesondere vor Jahren eine Zeit lang auch auf Hallischer Universität studirt zu haben bekennt, und Th. 1. S. 10 f. anschauliche Mittheilungen über damalige Hallische Theologen, Gesenius, Wegscheider, Tholuck, auch Leo, macht und selbst „auch mit mehreren anderen akademischen Lehrern an dieser Universität, die zu den untern Gottheiten zählten, .. Thilo, Guericke, Tuch, in vielfachen persönlichen Verkehr getreten zu sein" bekennt (wovon freilich wenigstens der Unterzeichnete auch nicht das Allermindeste weiß, so daß der vielfache persönliche Verkehr sicher wohl nur auf das Herausfallen aus der ecclesia visibilis in die invisibilis beruht): so geziemt uns auf das lange Wort der Ansprache ein kurzes persönliches Recepisse.

Das „bischöfliche Wort" soll ein irenisches Wort friedlicher Auseinandersetzung und Verständigung sein, und wäre es das wirklich, ehrlich, verständig, gründlich, gelehrt, wir würden nicht die Letzten sein, die dasselbe, möchte es von einem Bischof oder von einem Schulmeister, von einem Theologen oder von einem Schuster ausgegangen sein, dankbar beherzigend annehmen. Wie wollten wir über solche friedliche Auseinandersetzung aus dem Munde oder der

Feder eines Michael Sailer, eines Martin Boos uns gefreut, wie viel daraus gelernt haben! Jenes friedliche freundliche Gesicht des Herrn Bischofs Martin aber ist nur ein illusorisches Aushängeschild, unter welchem sich nichts als der starrste, verrottetste, unnachgiebigste ungelehrigste und unbelehrendste Romanismus versteckt, der selbst nichts lernt und nichts vergißt, und auch nichts zu lehren und vergessen zu machen versteht, und welches unter dem Scheine der Ehrlichkeit, Verständigkeit, Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, Unehrlichkeit, Nichtverstand, Flachheit und Ignoranz verbirgt. Ohne Zweifel wird ja die glatte, in Honig getauchte Feder des Herrn Bischofs gar manch einen armen, faden, sachunkundigen Protestanten, gar manches Weiblein in seinen Kerker gefangen heimführen. Wenn er aber vermeint, durch seine steten freundlichen Anreden: „Ihr guten Protestanten,“ „ihr geliebten protestantischen Freunde“ ꝛc., die stets auf den Protestantismus sachlich, oft höhnisch und hämisch gehäuften Vorwürfe der Albernheit, des Unsinns, der Verdrehtheit ꝛc. zu verdecken; wenn er vermeint, durch sein recht rigoroses Pochen auf seine Bischofsautorität gegenüber seinen Diöcesanen und auf das alleinige Recht der katholischen Kirche („Denn von Gottes- und Rechtswegen bin ich Bischof der Diöcese Paderborn, d. h. nicht blos der Katholiken dieser Diöcese, sondern aller Christen, die innerhalb der Grenzen derselben wohnen“ I. 8; „Und darauf muß es doch schließlich hinausgehen, daß Ihr die Kirche, die katholische Kirche, als die Kirche Christi und zwar als die allein zu Recht bestehende Kirche Christi wieder anerkennt“ I. 32) in greller petitio principii den wahrhaft gewinnenden, versöhnenden, verständigen Ton angeschlagen zu haben; wenn er vermeint, durch seine langen glatten Reden, die er auf selbstgefälligst berichteten bischöflichen Reisen in Eisenbahnwaggons, an Wirthstafeln u. s. w. fade oder unwissende protestantische Regierungsräthe, Oberbürgermeister, Prediger, Superintendenten, Barone, ja selbst (verstorbene) theologische Professoren u. s. w. anhören und sie halb dann schon zu Kreuze kriechend anhören läßt, gründliche Beweise geführt zu haben; wenn er vermeint, so grobe Ignoranz in seine Beweise verweben zu dürfen, wie I, 25—27. 29 in der hier und überall ohne alles Verständnisses des Wesens von lebendigem Glauben aufs plumpste karrikirenden Zeichnung der lutherischen Lehre von der Erbsünde

und dem gefangenen Willen, und der reformirten von der Gnadenwahl; wie I, 82 in der Darstellung Gustav Adolph als eines „nur beute- und ländergierigen Eroberers;" wie I, 96 in der Angabe, daß Gentilis und Grell „ihre Ketzerei" mit dem Leben gebüßt und „daß Luther selbst die Todesstrafe für die Ketzerei gut geheißen;" wie I, 145 in der exorbitanten Behauptung: „Zwischen der ersten Erschaffung der Welt aus Nichts und zwischen dem ersten Tagewerke ist Raum genug für Tausende und Millionen von Jahren und für alle möglichen Entwicklungen, Evolutionen oder Revolutionen;" wie I, 157 in dem Satze: „So lange Luthers und Calvins Lehre treu geglaubt wurde, gab es in der protestantischen Kirche keine Poesie, keine Historie, keine Philosophie;" wie I, 172 in dem aller geschichtlichen Wahrheit ins Angesicht speienden Satze: „Selbst die eigentliche Grundlehre des Protestantismus, diejenige, um deren willen man die Losreißung von der Mutterkirche für geboten hielt, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, findet gegenwärtig auf keiner einzigen Lehrkanzel einer deutschen Universität einen gelehrten Vertreter mehr;" wie II, 51 in dem gleicherweise aller notorischen Wirklichkeit ins Angesicht schlagenden Satze: „Unter Euren neueren namhaften Theologen sieht man sich vergebens nach einen Namen um, der, wenn auch nur aus Mitleid, sich der alten lutherischen Ansicht vom Abendmahle noch anzunehmen und sie wissenschaftlich zu vertheidigen wagte;" wie II, 55 in der als „den Nagel auf den Kopf treffend" bezeichneten Darstellung des Unterschiedes der römischen und lutherischen Abendmahlslehre als: katholisch „dies ist mein Leib, dies ist mein Blut, und Luther: dies w i r d mein Leib und dies w i r d mein Blut sein;" wie II, 70 in dem monströsen Satze: „Das Verbot der Communion unter zwei Gestalten ist natürlich nur disciplinärer Natur, das die Kirche .. sicher aufheben wird, wenn sie die Zeit dazu gekommen glaubt, und wenn namentlich die Irrlehre, daß die Communion unter Einer Gestalt eine Verkümmerung und Verstümmelung des heiligen Sacraments und die Communion in zwei Gestalten etwas Nothwendiges sei, vollständig wird besiegt und beseitigt sein;" wie II, 76 in der Anführung „schon des heiligen Justinus als Zeugen für Meßopfer;" wie II, 97 in dem (doch unwillkürlich das Verhalten Christi gegen die Ehebrecherin kritisirenden) Satze: „Für ein Weib,

das einen Ehebruch begangen hat, ist es recht gut, wenn ihr die Vergebung nicht allzu leicht gemacht wird, und wenn sie für die strafbare sinnliche Lust auch einen gehörigen sinnlichen Schmerz und eine schmerzhafte Buße auf sich zu nehmen hat;" wie II, 120 in der Verwerfung der Priesterehe mit dem unerhörten Argument: „Muß ich, um ein guter geistlicher Vater meiner Gemeinde zu sein, ihr auch das Beispiel eines guten fleischlichen (soll heißen: leiblichen) Vaters geben, so müßte ich auch Schuhmacher, Schneider, Bäcker u. s. w. sein, um Allen durch mein Beispiel zu zeigen;" wie II, 126 in der unermeßlich seichten Abweisung der allein richtigen Auslegung der Stelle 1 Tim. 3, 2; wie II, 207 in der Behauptung, daß zu Luthers Zeit die Seinen „kopfunter kopfüber in den Ehestand sprangen;" wie II, 217 in der Bezeichnung der protestantischen Diakonissen-Instituts als „eines armseligen verkrüppelten und verkümmerten Stümperwerkes"; wie II, 174 in der Argumentation für die Macht der Fürbitte der Maria aus dem „Schriftbeweise" des Beispiels, „welches eine uns für tausende gilt", des durch sie „erflehten ersten Wunders Jesu zu Cana"; wie II, 123 in den Worten: „Man erinnert sich, welch einen Scandal der Einzug des englischen Bischofs Gobat in Jerusalem sammt Weib und Kindern erregt hat", wo der unschuldige Gobat mit Alexander verwechselt ist; wie I, 17 und II, 180 in der schamlosen Behauptung, daß schon „Luther (und das heißt doch der Reformator Luther) das vor einigen Jahren declarirte Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä in so starken Ausdrücken vertheidigt hat, wie es nur irgend menschenmöglich ist"; wie II, 6 in der die lächerlichste, schier unglaubliche Unwissenheit und damit zugleich dem angeblich Angeredeten gegenüber die Unwahrheit dieses ganzen Berichtes selbst scandolös bloß legenden Stelle einer langen Rede des Herrn Bischofs an den seitdem abgeschiedenen evangelischen Professor der Theologie Hasse in Bonn: „Es ist Ihnen, lieber Herr College, so gut wie mir bekannt, wie Amsdorf, der *ehemalige* Bischof von Naumburg und *nachherige* Freund und Anhänger Luthers" ꝛc., wonach der Herr Bischof weiß, Amsdorf sei *vor* seinem Zutritt zur Reformation Bischof von Naumburg gewesen! ꝛc. ꝛc. — wenn er in solcher Weise vermeint, gegen den Protestantismus überhaupt und an sich etwas erkämpft und gewonnen zu haben: so befindet er sich im

Irrthum. Unterzeichneter wenigstens bekennt, seinestheils auch nicht im Allermindesten durch das bischöfliche Wort irritirt worden zu sein. Vielmehr, ob auch in zerklüfteter und zertretener kirchlicher Gemeinschaft, ob auch persönlich kirchlichen Bekenntnisses halber in aller Weise zurückgesetzt und verworfen, ob auch bezugsweise in der berühmtesten deutsch-protestantischen Universitätsstadt schier ohne die Möglichkeit, rein protestantisch-lutherisches Wort nur gepredigt zu hören (denn von dem Einen der zwei verehrten Männer, die dort in diesem Bezug allein etwa in Betracht kommen, berichtet der Herr Bischof von Paderborn selbst, I, 65 — discret genug? — sein greuliches Hinüberschielen nach Rom, und der Andere, der wirklich in reformatorischer Energie Gerechtigkeit allein aus dem Glauben predigt, pflegt leider meist sofort durch allerlei Restriction mit der Linken wieder niederzureißen, was er eben mit der Rechten mächtig gebaut, so daß natürlich auch die Gemeine mit dem Segen der Sola-fide-Predigt nicht überströmt wird), — jedennoch in all solchem Jammer und Elend kann er und wird er, so lange noch ein Odem in ihm ist, nur jubeln, daß er, Gott Lob und und unserm Vater Martin Dank! die Eine Perle gefunden hat, über die er all jene gepriesene kirchliche Herrlichkeit eines „andern Evangeliums" für Plunder und Koth (Phil. 3, 7. 8.), ja für „verflucht" (Gal. 1, 8) achtet, wird dem ganzen Bischofs-Worte an die Protestanten seiner Diöcese gegenüber, das von Anfang bis zu Ende ohnehin nur ein unfreiwilliger Commentar zu den Qui s'excuse s'accuse ist, nur anbetend mit Paulus jauchzen: „Wir sind o theuer erkauft! Darum nie der Menschen Knechte!" Und damit Gott befohlen! (G.)

Inhalt.

Druckfehler.

Seite 130 Zeile 12 von unten lies: „ihres" statt „ihren".
„ 141 „ 6 „ „ ist „freundlicher oder" zu streichen.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

